Biogr. 65 ¼ Barnum

Barnum

der

Kaufmann, Journalist und Raritätenmann.

Oder

So macht man Geschäfte und so wird man reich.

Eine Selbstbiographie.

Deutsch

von

A. Kretzschmar.

Komm, Jenny, Du bist die Karte, die mir noch fehlt in der Hand!
Laß diese Könige und Kaiser, hier ist der Freien Land.
Sie heißen Dich jubelnd willkommen; es wirbelt in ihren Köpfen,
Du wirst ihre Herzen rühren und ich ihre Beutel schröpfen;
Und wenn wir sie nicht schinden — das Publikum ist ja blind —
So ist mein Name nicht Barnum, Dein Name nicht Jenny Lind.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1855.

Bayerische Staatsbibliothek München

163. C

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS
Bayerische
Staatsbibliothek
München

Einleitung.

Phineas Taylor war mein Großvater von mütterlicher Seite. Ich war sein erstes Enkelkind und man schlug vor, daß ich seinen geehrten Namen weiter fortführen sollte. Mein darüber sehr erfreuter Großvater bestätigte die Wahl und überreichte meiner Mutter für mich eine Schenkungsurkunde über fünf Acker Land in dem Theile des Kirchspiels Bethel, Stadt Danbury, Bezirk Fairfield, im Staate Connecticut gelegen, der unter dem Namen der „Pflaumenbäume", sowie das betreffende Ackerland unter der Benennung der „Epheuinsel" bekannt war.

Das Dorf Bethel, welches die Ehre genießt, jenes mein werthvolles Erbtheil in seine Grenzen einzuschließen, ist mehrfach von Personen, die es wissen müssen, als mein Geburtsort genannt worden, und ich habe es auch demgemäß stets anerkannt und verehrt.

Da mein Großvater zufällig früher geboren war als ich und da Alle, die ihn kannten und auch mich kennen, sagen, ich sei „ein Splitter von dem alten Stamm", so muß ich einige auf ihn bezügliche Thatsachen hier erwähnen.

Ich glaube, ich kann mich der Zeit erinnern, wo ich nicht viel über zwei Jahre alt war, und der erste Mensch, dessen Anblick ich mich entsinne, war mein Großvater. Da ich sein Liebling war und während der ersten sechs Jahre meines Lebens wahrscheinlich die größere Hälfte meiner wachen Stunden in seinen Armen zubrachte, so hat meine gute Mutter berechnet, daß das Gewicht des Zuckercands, den ich während dieser Zeit aus seinen Händen empfing und verzehrte, nicht weniger als zwei Centner betragen haben kann.

Mein Großvater war ein entschiedener Spaßvogel. Um einen Scherz auszuführen, ging er weiter, wartete länger, arbeitete fleißiger, und sann emsiger nach als für sonst etwas unter dem Himmel. Es thut mir fast leid zu sagen, daß ich sowohl in dieser einen Beziehung, als auch in vielen andern sein Ebenbild bin, denn obschon nichts, was ich mir denken kann, mich so ergötzt, als wie die Ausführung eines dieser gefährlichen Dinge, und obschon

ich das Aussinnen und Ausführen derselben oft herzlicher belacht habe, als irgend einen andern Gegenstand in der Welt, während ich mich zugleich bemüht, dabei allen Anstoß zu vermeiden, so ist mir letzteres doch nicht immer gelungen und ich habe daher eben so oft diesen Hang bereut, der mir angeboren ist und wahrscheinlich dauern wird, bis „Staub zu Staube versammelt ist."

Mein Großvater hatte vier Kinder: Irene, meine Mutter; Laura, jetzt Wittwe von Aaron Nichols; Edward, vormals Richter am Bezirksgericht. Diese drei wohnen gegenwärtig in Bethel, in welchem Dorfe Alanson, der Jüngste der vier, am fünften Juni 1846 in einem Alter von beinahe sechs und vierzig Jahren starb.

Die beiden Söhne zeigten ebenfalls einen kleinen Grad von dem Hange ihres Vaters zu lustigen Streichen. Meine Tante Laura ist ebenfalls sehr dafür eingenommen — meine Mutter etwas weniger; was aber den Kindern abgeht, ist dem ältesten Enkel mit Zinseszinsen verliehen.

Mein Großvater von väterlicher Seite war Capitain Ephraim Barnum von Bethel, Capitain bei der Miliz im Revolutionskriege. Sein Sohn Philo war mein Vater. Auch dieser war von sehr lebhaftem Geiste und ergötzte sich an einem tollen Streiche mehr, als es bei andern Menschen gewöhnlich der Fall zu sein pflegt. Ich führe diese historischen Thatsachen an, um dadurch meinen eigenen Hang in dieser Beziehung einigermaßen zu entschuldigen; „der Apfel fällt nicht weit vom Stamm."

Geboren — verheirathet — gestorben. Die meisten meiner Vorfahren haben bereits den dritten Zustand hinter sich. Ich hoffe mit Gottes Gnade sie alle in einer bessern Welt wiederzutreffen, wo sie weder „freien noch sich freien lassen" und wo der „Tod verschlungen ist in den Sieg."

Erstes Kapitel.

Meine Jugendgeschichte.

Mein erstes Erscheinen auf der Bühne auf der Welt erfolgte am 5. Juli im Jahre des Herrn 1810. Das Unabhängigkeitsfest war vorüber, die Kanonen hatten aufgehört, ihre Erinnerung an den Jahrestag unseres großen Nationalfestes zu donnern, der Rauch hatte sich verzogen, die Trommeln wirbelten nicht mehr und als Ruhe und Friede wiederhergestellt waren, machte ich mein Debüt. Diese Geneigtheit immer weit davon und somit sicher vor dem Schuß zu bleiben, hat mich nie wieder verlassen. Ich habe oft gedacht, daß wenn ich gezwungen würde, in den Krieg zu ziehen, die erste Waffe, die

ich versuchte, meine Beine sein würden. Doch würde ich auch schwerlich das Beispiel jenes Yankeesoldaten nachahmen, der einige Schüsse aufs Gerathewohl gegen den Feind abfeuerte und dann ausriß, indem er dazu sang:

„Wer da weiß, seinen Muth zu dämpfen,
Der kann ein ander Mal wieder mitkämpfen".

Ich bin entschieden und immer ein Mann des Friedens.

Es ist mir nicht bekannt, daß meine Ankunft besondere Bewegung in dem Dorfe hervorgerufen hätte, obschon meine gute Mutter sagt, daß ich in der ersten Stunde, wo ich das Licht erblickte, einen bedeutenden Lärm machte und daß sie nicht im Stande gewesen sei, das Aufhören desselben zu bemerken. Ich übergehe die sieben ersten Jahre meines Lebens — während welcher mein Großvater mich mit Zucker vollstopfte und mit Pfennigen beschenkte, um Rosinen und Candis zu kaufen, wobei er mir allemal rieth, von dem Kaufmann die Waare zu dem „niedrigsten Baarpreise" zu verlangen — und komme sofort auf spätere Ereignisse zu sprechen.

Als ich ungefähr sechs Jahre alt war, begann ich in die Schule zu gehen. Das erste Datum, von welchem ich mich entsinne, daß ich es auf mein Schreibebuch geschrieben, war 1818. Eine Schule war damals ein furchtbarer Gegenstand — ein Schulmeister ein Mensch, vor welchem die Kinder erzitterten. Mein Schulmeister war ein Mr. Camp, der zweite Mr. Zerah Judson, der dritte ein Mr. Curtiß von Newtown, der vierte Dr. Orris T. Taylor und später mein Onkel Alanson Taylor u. s. w. Während der Sommerzeit war Miß Hannah Starr, eine vortreffliche Frau, deren besonderer Günstling ich war und für welche ich stets die höchste Achtung gehegt habe, unsere Lehrerin. Die ersten drei Lehrer machten einen sehr umfassenden Gebrauch von der Ruthe und ein in dem Schulhause befindlicher finsterer Carcer war fast unausgesetzt während der Schulstunden von irgend einem unglücklichen häufig noch nicht acht Jahre alten Jüngling bewohnt, der sich das Mißfallen unseres Tyrannen zugezogen hatte.

Ich galt für einen ziemlich fähigen Schüler und so wie ich an Jahren zunahm, gab es blos zwei oder drei Knaben in der Schule, die als mir überlegen betrachtet wurden. Das Rechnen lernte ich besonders rasch und ich entsinne mich, daß ich, als ich kaum zwölf Jahre alt war, einmal des Nachts von meinem Lehrer aus dem Bett aufgeweckt ward, weil er mit einem Nachbar gewettet, daß ich binnen fünf Minuten ausrechnen würde, wie viel ein gewisses Fuder Holz Kubikfuß enthielte. Der Nachbar gab die Dimensionen an und da ich keine Schiefertafel im Hause hatte, so schrieb ich sie mit Kreide an das Ofenrohr, wo ich auch meine Berechnung ausführte und in weniger als zwei Minuten das richtige Facit angab, zum großen Vergnügen meines Lehrers, meiner Mutter und meiner selbst und zum nicht geringen Erstaunen unseres ungläubigen Nachbars.

Mein Vater war Schneider, Farmer und zuweilen Schenkwirth. Des-

halb mußte ich oft aus der Schule zu Hause bleiben und hatte niemals anderen Unterricht, als in der gewöhnlichen Distriktschule und einen Sommer lang in der „Akademie" zu Danbury, so daß ich diesen anderthalbstündigen Weg sechs Mal wöchentlich hin und her zu machen hatte. Wie die meisten Knaben der Farmers mußte ich die Kühe austreiben und wieder nach Hause holen, Feuerholz herzutragen, Mais aushülsen und Rüben und Kohl schneiden, und als ich größer ward, pflügte ich, wendete und rechte Heu und lernte Schaufel und Hacke eben so gut handhaben, wie den Pflug; aber rechte Lust hatte ich zu dieser Arbeit niemals.

Einen meiner Spielkameraden, der seine Kühe denselben Weg trieb wie ich und zwei Jahre älter war, will ich hier John Haight nennen. Er war der Sohn von Dr. Ansel Haight, einem unserer Aerzte. John war aber nicht der beste Bruder. Er raufte sich gern, schimpfte, untersuchte gern anderer Leute Obstgärten, Melonenbeete ꝛc. Vielmal bekam ich von meiner Mutter die Ruthe, weil ich ihrem Befehle, nicht mit diesem John Haight zu spielen, ungehorsam geworden war. John war ein förmlicher Popanz für alle vorsichtigen Mütter und obschon er sehr viel Talent entfaltete, ihre Söhne in allerhand schlimme Händel zu verwickeln, so half er ihnen doch niemals heraus. Die Knaben fanden größtentheils Gefallen an ihm, fürchteten ihn aber auch. Sie liebten ihn wegen seines dreisten, tollkühnen Wesens und fürchteten ihn, weil er ein furchtbarer Tyrann war, der seine Kameraden mit eiserner Ruthe beherrschte und alle durchprügelte, die es sich unterstanden, ihm ungehorsam zu sein.

Bei einer gewissen Gelegenheit fuhren etwa ein Dutzend Schulknaben — John war auch mit darunter — Schlittschuh auf einem Teiche, in welchem das Wasser gegen zwölf Fuß tief war. John fuhr, von seiner Waghalsigkeit verlockt, auf einem Theil des Teiches, wo man wußte, daß das Eis dünn war, brach ein und verschwand fast im Wasser. Indessen hielt er sich doch am Eise fest und bemühte sich, herauszukommen, während von ihm weiter nichts als Kopf und Schulter sichtbar waren. John war damals ungefähr vierzehn Jahre alt, die andern Knaben von zehn bis zwölf. Er schrie laut nach Hilfe, aber wir getrauten uns alle nicht, uns der gefährlichen Stelle zu nähern. Das Eis brach fortwährend unter dem Drucke seiner Arme, während er immer hinterherfolgte und nach Hilfe schrie. Wir waren schüchtern und hielten uns in ehrerbietiger Entfernung. Als John unsere Furcht bemerkte, gerieth er in große Wuth und schwur im bittersten Tone, wenn wir ihm nicht hülfen, so sollten wir von ihm die furchtbarste „Dresche" bekommen, sobald er heraus wäre. Da uns diese Drohung nicht gefiel, so ergriffen wir mit jenem Leichtsinn, der Knaben von diesem Alter eigen zu sein pflegt, die Flucht und überließen den armen John seinem Schicksal. Wir erwarteten bestimmt, daß er ertrinken würde und da er mehrere von uns erst an diesem Morgen durchgeprügelt, so kümmerten wir uns auch weiter nicht darum, was er für

ein Ende nähme. Am nächsten Tage begegnete ich einem meiner Kameraden. Er hatte den Kopf mit einem baumwollenen Tuch verbunden, unter welchem ich den Rand eines braun und blau geschlagenen Auges hervorlugen sah.

„Was fehlt Dir denn?" fragte ich.

„John Haight hat sich gestern noch herausgeholfen und mich heute Morgen geprügelt, weil wir ihm nicht Beistand geleistet hatten", war die Antwort.

Als ich den nächsten Tag auf den Teich kam, um abermals Schlittschuh zu laufen, begegnete ich John.

„Halt, oder ich schlage Dich todt!" brüllte John.

Ich machte so schnell Halt, als ob ein Artilleriecapitain das Commando ausgesprochen hätte.

Er trat so dicht an mich heran, daß ich seinen Hauch auf meinem Gesichte fühlte, schaute mir fest ins Auge und rief: „Mr. Taylor Barnum, wenn ich nicht irre, so bin ich Dir einen Buckel Prügel schuldig." Mit diesen Worten entledigte er sich ganz ruhig seines Rockes, warf ihn auf den Schnee und begann im schnellsten Tempo die Schuld abzutragen. In weniger als zwei Minuten war ich windelweich geschlagen und machte mich laut weinend auf den Heimweg. Meine Mutter erkundigte sich nach der Ursache meiner Thränen und als ich ihr dieselbe mittheilte, antwortete sie, es sei mir ganz recht geschehen, weil ich mit solchen Buben umginge.

Es war kaum eine Woche nach John's Unfall vergangen, so hatte auch das ganze Dutzend seiner Schulkameraden die versprochenen „Keile" weg. Die Knaben hüteten sich in der Regel, sich zu Hause zu beklagen, wenn John sie geprügelt hatte, um nicht von ihren Vätern, statt bedauert zu werden, noch die Ruthe zu bekommen. Mein Vater begegnete John einige Tage nach seinem Unglück und da er kein Wort davon gehört, so sagte er unter andern Bemerkungen zu ihm: „Nun John, willst Du heute nicht Schlittschuh fahren?" „Ja wohl, Onkel Phile; neulich fuhr ich gerade bis hierher," antwortete John, indem er mit unerschütterlichem Ernste auf seinen Hals zeigte.

Trotz der Tyrannei dieses Knaben gab ich seinem Umgange vor dem eines jedes andern meiner Kameraden den Vorzug und obschon die Familie nach Norwalk zog, so knüpfen sich doch so viele Jugenderinnerungen an ihn, daß ich mich aufgefordert fühle, noch einige ihn betreffende Vorfälle zu erzählen, wiewohl ich nicht unmittelbar dabei betheiligt war.

Während er in Norwalk wohnte, sagte ein Kammmacher, der mehr auf seinen Nutzen, als auf die Förderung der Moral bedacht war, eines Tages zu ihm: „John, die Landkammmacher lassen jetzt sehr viel Horn auf den Schaluppen kommen und einstweilen in der Niederlage von Munson Hoyt u. Comp. ausladen. Wenn Du vielleicht dann und wann eine Quantität herauslangen kannst, so bezahle ich Dir das Stück mit einem Schilling." Dies war weniger als die Hälfte des Werthes, da aber John Taschengeld gebrauchte, so willigte

er ein. Den nächsten Abend brachte er dem Kammmacher vier sehr schöne Ochsenhörner und bekam einen halben Dollar für den Diebstahl. Den folgenden Abend brachte er eine gleiche Anzahl. Der Kammmacher ermahnte John, sich in Acht zu nehmen und sich nicht etwa erwischen zu lassen. John dankte ihm für seine freundliche Warnung und versprach ihm, seine Diebstähle mit der größten Heimlichkeit auszuführen. Einen Abend nach dem andern und eine Woche nach der andern brachte John Hörner und empfing den Gewinn seines ruchlosen Treibens. Monate vergingen und immer noch war kein Verdacht auf John gefallen. Endlich brachte er gleich ein ganzes Dutzend Hörner auf einmal und bestand darauf, drei Dollars dafür zu bekommen. „Denn," sagte er, „sie sind viel größer als die, welche ich früher gefischt und drei Mal so viel werth, als was ich dafür verlange." Der Kammmacher sah sie an und rief ganz erstaunt: „Wie, das ist ja die größte Sorte spanischer Hörner. Wo hast Du sie denn her?"

„Aus der Niederlage am Werft natürlich," entgegnete John.

Der Kammmacher traute ihm doch nicht recht. „Ich will Dir zwei Dollars abschläglich bezahlen," fuhr er fort, „und morgen werde ich nach der Niederlage hinuntergehen und mir die ganze Partie ansehen."

John empfing die beiden Dollars, aber es war das letzte Geld, welches er auf diese Weise verdiente. Den nächsten Morgen entdeckte der Kammmacher, daß gar keine solchen Hörner in der Niederlage waren, und kam nun hinter die unerfreuliche Thatsache, daß John Haight von ihm über hundert Thaler für Hörner erhalten, die er von dem eigenen Vorrath des Kammmachers in dem Hinterhaus gestohlen und ihm dann im Vorderladen zum Verkauf angeboten hatte.

Der nächstfolgende vierte Juli ward in Norwalk durch ein Wettrennen gefeiert. Ich war dabei zugegen. Der Besitzer eines sehr schönen, ungemein feurigen Rosses wünschte damit ebenfalls in die Schranken zu treten, konnte aber Niemanden von hinreichend leichtem Gewicht finden, welcher gewagt hätte, es zu reiten. Es hatte schon viele gute Reiter abgeworfen und keiner aus der dortigen Gegend getraute sich mehr hinauf. John hörte von der Verlegenheit des Besitzers und da er sich nie vor etwas fürchtete, so erbot er sich zu dem Ritte unter der Bedingung, daß er im Fall des Sieges einen Antheil von der Prämie bekäme. Der Besitzer ging sehr gern auf diesen Vorschlag ein und John saß wenige Augenblicke später auf dem widerspenstigen Thiere. Die nöthigen Voranstalten waren bereits getroffen, die Richter stellten sich auf ihren Platz, die Pferde wurden in eine Reihe gestellt und mit dem Wort „Vorwärts!" raseten sie alle fort. Ehe sie noch eine halbe Meile weit waren, hatte jedes Pferd unter der unaufhörlichen Anwendung von Peitsche und Sporn den äußersten Grad seiner Schnelligkeit erreicht, als plötzlich schnell wie ein Gedanke John's Pferd, sich vor irgend einem Gegenstand an der Straße scheuend, mit einem Ruck stehen blieb

und den Reiter über seinen Kopf hinweg, über eine gegen sieben Fuß hohe steinerne Mauer schleuderte.

Hunderte von Leuten eilten zur Stelle und der arme John ward für todt aufgehoben. Man fand an seiner Stirn eine bedeutende Wunde, aus welcher das Blut hervorströmte und mehrere andere fürchterliche Verletzungen waren an seinem Gesicht und einigen andern Theilen seines Körpers zu bemerken. Sein Vater und andere Aerzte waren bald zur Stelle. Man ließ John zur Ader und wendete verschiedene Mittel an, aber vergebens. Er blieb besinnungslos und ward in einer Sänfte nach Hause getragen. Die Lustbarkeiten des Tages hörten auf und das ganze Dorf war in düstere Stimmung versenkt. John war nicht, was man geradezu schlecht nennt und seine tollen Streiche gewährten den Dorfbewohnern so viel Stoff zur Unterhaltung, daß diese der Meinung waren, „sie könnten eher einen bessern Menschen entrathen.“

„Glaubt Ihr, daß er sterben wird?“ war die oft wiederholte Frage, die man an Leute richtete, welche man aus dem Hause kommen sah, worin John in todtenähnlicher Betäubung lag.

„Es scheint keine Hoffnung auf seine Wiederherstellung vorhanden zu sein,“ war die gewöhnliche Antwort.

John lag die ganze Nacht, ohne außer einem fast unbemerkbaren Athmen und dann und wann einem leisen Stöhnen ein Zeichen des Lebens von sich zu geben. Am Morgen war er immer noch bewußtlos und die Stille seines verfinsterten Zimmers ward blos dann und wann durch einige unartikulirte Laute unterbrochen, welche die Abwesenheit seines Verstandes verriethen.

Es ward eine ärztliche Berathung gehalten und Denen, die sich nach dem Befinden des Kranken erkundigten, gesagt, daß nach den Wirkungen der angewandten Mittel wahrscheinlich gegen Mittag eine Krisis eintreten und nach dieser sich bestimmen lassen werde, ob Aussicht auf seine Wiederherstellung vorhanden sei. Die langsam vorrückenden Minuten schienen Stunden zu sein, während die besorgten Eltern und Verwandten an dem Bett des Kranken warteten und dann und wann auf die Uhr blickten. Eilf, halb zwölf Uhr schlug es und noch war kein Anzeichen des wiederkehrenden Bewußtseins zu bemerken. Zehn, fünfzehn weitere Minuten verstrichen und Alles blieb ruhig.

„Wird er uns ohne ein einziges Wort oder einen Blick der Wiedererkennung verlassen?“ fragte seine jammernde Mutter.

„Wir hoffen und glauben,“ antwortete einer der Aerzte in leisem Tone, „daß er, selbst wenn er sterben müßte, in einigen Minuten die Besinnung wieder erhalten und in den vollen Besitz seiner Sinne gelangen wird.“

Es verstrichen abermals zehn Minuten und John wendete sein Gesicht langsam nach den ängstlich Harrenden herum. Seine Augen öffneten sich allmälig, seine Lippen begannen sich zu bewegen. — Alles war athemloses Schweigen und jedes Ohr gespannt, den ersten hörbaren Laut zu vernehmen.

„Verflucht wäre dieses Pferd — ich glaube, es hat mich abgeworfen!" stöhnte der jetzt zum Bewußtsein erwachende John.

Ein unterdrücktes Gelächter ließ sich unter den Umstehenden vernehmen; die Mienen seiner besorgten Eltern wurden durch ein Lächeln verklärt und die Aerzte gaben ihre Meinung dahin ab, daß er durch Ruhe und gute Abwartung wahrscheinlich wiederhergestellt werden würde. Wenige Wochen darauf sah man John mit verbundenem Kopfe wieder auf der Straße umhergehen und er war so bereit als je, sich bei dem ersten wagehalsigen Unternehmen zu betheiligen, welches sich darbieten würde.

Als John ein Alter von sechszehn Jahren erreicht hatte, war er so starrköpfig geworden, daß seine Eltern nichts mit ihm anzufangen vermochten. Sein Vater beschloß daher, ihn in den Seedienst zu bringen. John begleitete ihn, ohne sich zu weigern, nach New-York und es ward ein Abkommen getroffen, welchem zufolge er als Matrose an Bord einer tüchtigen Brigg die Reise nach Rio Janeiro mitmachen sollte. Während der ersten Tage zur See war er ein wenig halsstarrig, die Mannszucht eines entschlossenen Maat aber machte ihn bald mürbe und er benahm sich dann gut. Er kam mit dem Schiffe später wieder nach New-York zurück und engagirte sich freiwillig für eine zweite Reise.

Bei seiner zweiten Ankunft in Rio wurden ihm von einigen der Matrosen mehrere Kleider gestohlen. Er ärgerte sich darüber, verließ die Brigg und versteckte sich, fest entschlossen, die Rückreise nicht wieder auf diesem Schiffe zu machen. Der Capitain suchte ihn vergebens und sah sich genöthigt, ohne ihn nach New-York zurückzukehren. An dem Tage, wo die Ankunft der Brigg in New-York gemeldet ward, begab sich John's Vater (der mittlerweile seinen Wohnsitz in dieser Stadt genommen hatte) an den Werft, um seinen Sohn zu empfangen. Groß war sein Erstaunen und sein Kummer, als man ihm sagte, daß John das Schiff verlassen habe und in Südamerika zurückgeblieben sei. Seine Familie grämte sich sehr darüber und der Capitain ward inständig gebeten, auf seiner nächsten Reise den jungen Mann zur Rückkehr zu bewegen. Unglücklicherweise war der Capitain genöthigt, erst eine Reise nach Liverpool und zurück und dann eine zweite nach New-Orleans zu machen, ehe er wieder nach Brasilien abgehen konnte.

Endlich jedoch war er fertig unter Segel zu gehen, Dr. Haight übergab ihm hundert Dollars und bat ihn, seinen Sohn aufzusuchen, das Geld zu seinem Nutzen zu verwenden und ihn zu seinen bekümmerten Eltern zurückzubringen. Der Capitain versprach Alles zu thun, was in seinen Kräften stünde. Als die Brigg in Rio ankam, ging der Capitain ans Land und fast der erste Mensch, der ihm begegnete, war John Haight, mit Epauletten auf den Schultern und in der vollen Uniform eines brasilianischen Seeoffiziers.

„Wie, Haight! ist es möglich, daß Ihr es seid?" rief der erstaunte Capitain.

„Na, es muß doch wohl Jemand sein, der mir ähnlich sieht," antwortete John mit einiger Würde.

„Ich freue mich Euch zu sehen, bin aber erstaunt, Euch in dieser Uniform zu erblicken," antwortete der Capitain.

„Ich glaube, ich werde noch mehr Leute in Erstaunen setzen, ehe ich sterbe," antwortete der junge Offizier.

„Aber ich soll Euch auffordern, unfehlbar mit mir nach Hause zurückzukehren," versetzte der Capitain. „Eure Familie grämt sich sehr um Euch und Euer Vater schickt Euch durch mich hundert Dollars, im Fall es Euch an etwas fehlt."

„Es fehlt mir an nichts," antwortete John, „und deshalb könnt Ihr das Geld meinem Vater wieder zustellen. Sagt ihm ein Compliment von mir und meldet ihm, ich sei in diesem Lande aller meiner Kleider beraubt worden und würde nicht eher wieder kommen, als bis ich noch mehr verloren oder den Werth derselben wieder bekommen hätte."

John kam nie zurück und wie ich glaube, hat man auch nie wieder etwas von ihm gehört. Wahrscheinlich beendete bald nachher der Tod die Laufbahn eines Menschen, welcher, wenn er eine sorgfältigere Erziehung genossen hätte, vollkommen geeignet gewesen wäre, in einer hohen Sphäre der Gesellschaft zu glänzen und seiner Familie zur Zierde eben so wie seinen Mitmenschen zum Nutzen zu gereichen.

Das Organ des Sparsinns muß bei mir ziemlich groß sein oder aber meine Eltern fingen mit der Entwickelung und Ausbildung desselben sehr zeitig an. Ehe ich noch fünf Jahre alt war, begann ich kleine Kupfer- und Silbermünzen zu sammeln. Als ich sechs Jahre alt war, theilte mir mein Großvater mit, daß meine sämmtlichen kleinen Münzen den Werth eines Dollars erreicht hätten und wenn ich mein Geld nehmen und mit ihm gehen wolle, so würde er mir etwas zeigen, was sich des Besitzes verlohne. Ich schüttete meinen ganzen Reichthum in ein Taschentuch, welches ich fest zusammendrehte und in die Hand nahm; dann machte ich mich mit meinem Großvater auf den Weg. Er führte mich in das Wirthshaus, welches damals ein Mr. Stiles Wakelee besaß, ging mit mir auf den Wirth zu und sagte:

„Hier, Mr. Wakelee, ist der reichste Knabe in dieser Gegend. Er hat einen Dollar in baarem Gelde. Ich bitte Euch, ihm seine einzelnen Münzen abzunehmen und ihm dafür einen Silberdollar zu geben."

Der gefällige Schenkwirth nahm meine Ersparnisse und händigte mir einen Silberdollar ein.

Niemals habe ich die Zeit gesehen (und werde sie auch nicht wiedersehen), wo ich mich so reich, so absolut unabhängig von der ganzen Welt fühlte als wie damals, wo ich den ungeheuer großen Silberdollar ansah und fühlte, daß derselbe mein gehörte. Man rede doch nicht von Wagenrädern; es hat nie eins gegeben, welches nur halb so groß gewesen wäre, als dieser Dollar mir

vorkam. Ich glaubte in vollem Ernste, daß die ganze Erde mit Allem, was sie enthielte, für dieses wunderbare Stück Silber gekauft werden könne und daß ich dabei wahrscheinlich immer noch zu kurz käme.

Mein Dollar blieb aber nicht lange allein. Meine Mutter sagte mir, ich solle immer fortfahren, meine Pfennige zu sparen und ich that es. Als ich größer ward, bezahlte mir mein Großvater zehn Cents täglich für das Reiten des Pferdes, welches dem Ochsengespann beim Pflügen voranging, und ich verfiel auf allerlei Auskunftsmittel, meine Ersparnisse zu vermehren. An „Exerciertagen" verthat ich kein Geld, sondern verdiente vielmehr welches als Marketender. Meine Vorräthe bestanden aus einer großen Büchse Zuckerplätzchen, die man damals „Cookania" nannte und gewöhnlich fand ich mich nach Beendigung des Exercierens um einen Dollar reicher, als ich zu Anfange war. Da ich von jeher große Lust zum Speculiren hatte, so vermehrte sich mein Vorrath bald und umfaßte auch Pfefferkuchen, Zuckercand und Kirschrum. Der letztere Artikel bestand aus einem Fäßchen neuenglischen Rums, in welchen eine Quantität Kirschen und ich glaube ein wenig Zucker gethan ward.

Ich merkte bald, daß die Soldaten gute Kirschrumkunden waren und nicht sobald vernahm ich das Commando „Halt! Beim Fuß Gewehr!" so näherte ich mich mit Flasche und Glas.

Binnen wenigen Jahren würde ich ein zweiter Krösus geworden sein, wenn mein Vater mir nicht mit gutem Bedacht erlaubt hätte, mir meine Kleider selbst zu kaufen. In Folge dieses Arrangements hielten sich meine Ersparnisse immer auf einer mäßigen Höhe. Trotzdem aber schauete ich immer weiter aus, hatte selbst Schafe, ein Kalb, dessen alleiniger Eigenthümer ich war, und anderes persönliches Besitzthum, welches mir, einem Knaben von zwölf Jahren, ein stolzes Bewußtsein gab, wie es sonst nur ein wohlhabender Mann empfindet.

Gleichzeitig fühlte ich, daß ich noch nicht die für mich bestimmte Sphäre gefunden. Die Farm war kein Platz für mich. Vor Handarbeit hatte ich immer einen gewissen Abscheu. Kopfarbeit dagegen liebte ich sehr. Ich war stets bereit, lustige Streiche auszuhecken oder Pläne zum Geldverdienen zu entwerfen, von Handarbeit aber wollte ich nie etwas wissen. Mein Vater bestand darauf, daß ich eben so gut als jeder Andere hacken und pflügen und in dem Garten graben lernte, aber ich wußte stets die Arbeit entweder ganz zu umgehen oder mich ihrer durch flüchtige Ausführung schnell zu entledigen.

Ich war noch nicht ganz zwölf Jahre alt, als ich die große Metropole des Handels zum ersten Male besuchte. Dies geschah auf folgende Weise.

Mein Vater besaß, wie ich schon oben sagte, das Dorfwirthshaus. Spät eines Nachmittags im Jahre 1822, langte Mr. Daniel Brown von Southbury in Connecticut mit einer Heerde Schlachtvieh, welches er nach New-York zum Verkauf bringen wollte, in unserm Hause an. Die Heerde ward in unsern großen Scheunenhof getrieben, die Pferde, die er und sein Gehilfe ritt, in den Stall

gebracht und nachdem Mr. Brown ein warmes Abendessen genossen, zog er seine Stiefeln aus, fuhr in die Pantoffeln und setzte sich mit an das Feuer, um den Abend behaglich zuzubringen. In meinen Augen war er ein bedeutender Mann, denn er war in „York" gewesen und eine Reise nach „York" galt in jenen Tagen für eben so viel, als jetzt eine Reise nach Europa. Ich hörte zu, während er seine Abenteuer in Stadt und Provinz erzählte und mein Interesse an dem Manne war in fortwährendem Zunehmen begriffen. Endlich hörte ich ihn zu meinem Vater sagen, er gedächte in Ridgefield und an andern Punkten auf dem Wege nach der Stadt noch weit mehr Vieh einzukaufen und möchte daher gern einen Knaben miethen, der flink zu Fuße wäre und mitlaufen und das Vieh treiben helfen könne. Ich bat meinen Vater unverzüglich, sich für mich zu verwenden und mir womöglich diese beneidenswerthe Anstellung zu verschaffen. Er that es. Eine Berathung mit meiner Mutter hatte auch die Einwilligung dieser zur Folge und es ward sofort ausgemacht, daß ich New-York besuchen solle. Man hieß mich sofort zu Bett gehen, damit ich am Morgen mit Tagesanbruch mich mit der Heerde auf den Weg machen könnte. Ich ging zu Bett, aber nicht um zu schlafen. Visionen aller Art umgaukelten mich. Eine neue Welt stand im Begriff, sich mir zu erschließen. Gegen Morgen schlief ich auf ein paar Stunden ein und träumte von der großen Stadt mit ihren goldgepflasterten Straßen und vielen — Luftschlössern.

Mit Tagesanbruch ward ich geweckt, genoß einige Bissen zum Frühstück und machte mich unter einem heftigen Schneegestöber zu Fuße auf den Weg, und half das Vieh treiben. Ehe wir noch Ridgefield erreichten, setzte mich Mr. Brown auf sein Pferd, um einem Ochsen, der sich verlaufen, nachzusprengen. Das Pferd stürzte, wälzte sich mir auf den Fuß und verstauchte mir den Knöchel. Ich litt große Schmerzen, aber wagte nicht zu klagen, damit mein Dienstherr mich nicht etwa wieder nach Hause schickte, denn wir waren noch nicht zehn Meilen weit. Er ließ mich sehr rücksichtsvoll hinter sich auf dem Pferde Platz nehmen und den nächstfolgenden Abend badete die Wirthin des Gasthofes, wo wir übernachteten, meinen Fuß, der bedeutend geschwollen war. Den nächsten Tag war es etwas besser, da ich aber immer noch hinkte, so gestattete mir Mr. Brown größtentheils zu reiten.

Nach drei oder vier Tagen erreichten wir die Stadt New-York und kehrten in der Taverne zum Ochsenkopf ein, die, wie ich glaube, damals Mr. Givens besaß. Mr. Brown glaubte, daß er ungefähr eine Woche brauchen würde, ehe er sein Vieh verkaufte und dann sollte ich mit ihm im Schlitten nach Hause zurückkehren.

Dies war eine große Woche für mich. Meine Mutter schenkte mir einen Dollar, ehe ich das väterliche Haus verließ und ich glaubte, dieser könne gar nicht alle werden. Ich meinte, ich könnte alle meine Wünsche damit befriedigen und würde dann immer noch unermeßliche Quantitäten kleiner Münze in der Tasche behalten. Die erste Ausgabe, die ich machte, war für Orangen.

Ich liebte diese Frucht sehr und hatte schon oft gewünscht, davon so viel zu haben, als ich essen könnte. Ich trat daher in einen Conditorladen und fragte, was die Orangen kosteten. „Vier Pence das Stück," war die Antwort.

Nun sind vier Pence in Connecticut sechs Cents und ich glaubte, so sei es in der ganzen Welt. Meine Erfahrung im „Herunterhandeln" benutzend und Franklin's Sprichwort, daß ein ersparter Penny so viel werth sei, wie zwei verdiente, nicht bezweifelnd, antwortete ich der Dame, daß nach meiner Meinung vier Pence das Stück zu theuer wäre, daß ich aber zehn Cents für zwei geben wolle.

Die Verkaufsmamsell schwieg einen Augenblick, sagte aber endlich, weil ich es wäre und ich wahrscheinlich jetzt zum ersten Male in New=York sei, so wolle sie mir die zwei Orangen für zehn Cents lassen, erwarte aber, daß ich ihr auch ferner abkaufen werde, wenn ich etwas von ihrer Waare brauchte. Ich dankte ihr und nahm die Orangen. Ich glaubte, es sei sehr nobel von ihr, so viel von dem Preise ihrer Waare nachzulassen und ahnte nicht, daß ich in Folge des Unterschieds in den Geldverhältnissen der beiden Staaten, ihr zwei Cents mehr bezahlt hatte, als sie verlangte.

Ich war mit meinen zwei Orangen bald fertig, kaufte noch zwei und hatte nun noch achtzig Cents übrig. Dies schien mir für alle menschliche Bedürfnisse ausreichend. Nun kaufte ich für ein und dreißig Cents eine kleine Flinte, mit welcher man ein Stäbchen ein paar Schritte weit über das Zimmer schießen konnte. Ich beabsichtigte, meine Schulkameraden, wenn ich nach Hause käme, mit dieser Flinte in Erstaunen zu setzen, denn ich selbst erstaunte nicht wenig darüber, weil ich noch nie etwas der Art gesehen hatte. Ich ging in das Schenkzimmer unseres Gasthofs und begann, mich mit dem außerordentlichen Spielwerk zu belustigen. Es waren viel Leute in dem Gastzimmer und da ich aufs Gerathewohl schoß, so streifte mein Pfeil die Nase eines Gastes, flog weiter und traf den Kellner in das Auge. Dieser kam sogleich hinter seinem Tische hervor, packte mich am Kragen, ohrfeigte mich, daß mir der Kopf summte und befahl mir, diese Flinte wegzuthun, sonst würde er sie in den Ofen werfen. Ich fühlte mich dadurch natürlich nicht wenig gekränkt, schlich mich still die Treppe hinauf und versteckte den kostbaren Schatz unter meinem Kopfkissen.

Als ich den Spielwaarenladen wieder besuchte, unterrichtete mich die gute Frau in dem Geheimniß der Knallerbsen. Sie warf eine solche mit bedeutender Vehemenz auf den Fußboden und das Ding explodirte zu meiner nicht geringen Ueberraschung und Freude. Mußten unsere Schulknaben über dieses Wunder nicht vor Erstaunen außer sich gerathen? Ich kaufte zu diesem Zwecke für sechs Cents, konnte aber nicht warten, bis ich damit nach Hause käme. Als die Gäste in dem Gasthof zum Mittagessen sich einfanden, konnte ich, weil ich meinte, sie hätten auch noch nie etwas von Knallerbsen gehört und würden sich darüber freuen, mich nicht enthalten, ihnen Gelegenheit dazu zu geben. Ich nahm daher zwei aus der Tasche und warf sie, so heftig als ich konnte, an die

Wand des Saales, durch welchen man sich drängte, und es erfolgte ein lauter Doppelknall, den die Gäste jedoch mit großem Unwillen zu vernehmen schienen. Der Gastwirth kam zornig herbeigeeilt und als er den Verbrecher ermittelt hatte, streckte er mich mit einem einzigen Schlage seiner flachen Hand zu Boden.

„Da, Du Maulaffe," rief er. „Ich will Dich lehren, in meinem Hause Deine verfluchten Knallerbsen loszulassen!"

Die Lehre verfehlte in der That ihre Wirkung nicht. Sie war mir unvergeßlich, und ich ging sofort die Treppe hinauf und legte den Rest meiner Knallerbsen zu meiner Flinte. Aber ich war nicht im Stande, mein Mittagsmahl zu genießen. Meine Würde war beleidigt worden und mein Appetit verschwunden. Ich fühlte mich gedemüthigt und verlassen.

Indessen, eine Zuflucht stand mir noch offen. Es war der Spielwaarenladen. Ich besuchte ihn nochmals, und kaufte mir eine Uhr, eine Busennadel und einen Kreisel. Ich war immer noch ein reicher Mann. Ich hatte noch elf Cents. Ich ging zu Bett und träumte von meinen Besitzungen. Den nächsten Morgen, unmittelbar nach dem Frühstück besuchte ich den Spielwaarenladen wieder, um mich „umzusehen" und gewahrte viele Dinge, die ich den Tag vorher nicht bemerkt. So sah ich unter andern ein schönes Messer mit zwei Klingen, einem Nagelbohrer und einem Korkzieher! Dies war etwas Neues. Der nützlichste Gegenstand, den es geben konnte — daran zweifelte ich nicht. Ich mußte ihn besitzen. Mein Vater freute sich ganz gewiß darüber, denn es war ja ein ganzes Tischlerwerkzeug en miniature, und ein zu kostbarer Artikel, als daß ich ihn hätte hinter mir lassen können. Mußte nicht ganz Bethel darüber erstaunen?

Aber wie viel kostete wohl diese Zusammenstellung alles Nützlichen und Angenehmen? Blos ein und dreißig Cents. Ach, leider hatte ich nur noch elf. Zu meinem Erstaunen überzeugte ich mich, daß meine Fonds erschöpft waren. Aber haben mußte ich das Messer, und deshalb schlug ich meiner gütigen Freundin, der Verkäuferin, vor, daß sie den Kreisel und die Busennadel mit einem kleinen Verlust meinerseits zurücknehmen und mir dafür unter Hinzufügung meiner elf Cents das Messer geben solle.

Die gute Frau war damit einverstanden und auf diese Weise machte ich mein erstes Tauschgeschäft.

Gleich darauf entdeckte ich Zuckercand. Er war weißer und durchsichtiger, als ich jemals welchen gesehen. Ich mußte davon haben. Deshalb bat ich die Frau, die Uhr mit einem kleinen Disconto zurückzunehmen und mir den Betrag dafür in Zuckercand zu verabreichen. Sie that es. Er war köstlich. Niemals hatte ich etwas so Herrliches gekostet und — ehe es Abend ward, hatte ich auch meine Flinte ihr wieder eingehändigt und den Werth derselben in Zuckercand vernutscht. Den nächsten Morgen vernutschte ich auf dieselbe Weise meine Knallerbsen und im Laufe des Tages trat sogar mein Messer in die süßen Fußstapfen seiner berühmten Vorgänger. Der Zuckercand war der

Felsen, an dem ich scheiterte. Mein Geld war Alles fort — — alle meine Siebensachen vertauscht und dennoch schrie ich wie Oliver Twist nach „Mehr."

Die gute Frau hatte einen Sohn von ungefähr gleichem Alter mit mir. Meine beiden Taschentücher brauchte ich durchaus nicht zur äußersten Noth. Ihr Söhnchen konnte sie recht gut brauchen und ich ging daher freudig auf ihren Vorschlag ein, sie ihr für vier Stengel Zuckercand zu überlassen. Eben so hatte ich auch noch ein zweites Paar Strümpfe, wovon ich überzeugt war, daß ich sie nie brauchen würde, und gab sie daher für fernere fünf Stücken Zuckercand hin.

Als ich mich so alles meines Eigenthums entäußert, ergab ich mich in mein Schicksal, wendete meine Aufmerksamkeit einer andern Quelle der Zerstreuung zu und machte die Bekanntschaft eines jungen Herrn von Connecticut. Er war etwa zwanzig Jahre alt, war schon einmal in New-York gewesen, „kannte alle Schliche" und erbot sich, mich in der Stadt herumzuführen.

Ich begleitete ihn sehr gern und sah an diesem Tage viele Dinge, die mich über alle Maßen in Erstaunen setzten. Er führte mich nach dem „Bärenmarkt", wie er damals genannt ward; jetzt heißt er der „Washington-Markt". Ich wunderte mich nicht wenig über die ungeheuern Quantitäten Fleisch, die ich hier aufgeschichtet sah.

„Was um's Himmels willen gedenkt man denn mit all diesem Fleische anzufangen?" fragte ich meinen Begleiter sehr neugierig.

„Nun, man will es verkaufen," sagte er.

„Na, da wird wohl nichts daraus werden," antwortete ich altklug, denn ich war überzeugt, daß es nicht möglich sei, bis zum jüngsten Tage diesen ganzen gewaltigen Vorrath von Fleisch zu consumiren. Wahrscheinlich war schon vor Ablauf der nächsten vierundzwanzig Stunden kein Bissen mehr davon übrig, aber einem Neuling aus der Provinz schien das unglaublich.

Mein Freund führte mich auch vor die Stadt hinaus, um mir das Staatsgefängniß zu zeigen, bezahlte für mich das Eingangsgeld und war Zeuge meines Erstaunens, so viel gottlose Verbrecher in der gestreiften Züchtlingsjacke zu sehen. Besonders überrascht war ich, als gegen zweihundert Schuhmacher bei unserm Eintritt die Gesichter mit so vieler Präcision nach der Thür herumdrehten, als ob sie eben so viele von einem einzigen Draht in Bewegung gesetzte Automaten gewesen wären. Auch sah ich an diesem Tage eine große Windmühle und zwar die erste in meinem Leben. Meine Woche war bald um. Mr. Brown setzte mich gleich nach dem Mittagsessen in seinen einspännigen Schlitten, fuhr bis Sawpitts, was jetzt Port Chester heißt, blieb hier über Nacht, brach früh am andern Morgen wieder auf und kam denselben Abend in Bethel an.

Ich hatte tausend Fragen zu beantworten und meine Geschwister wunderten sich sehr, daß ich ihnen von den Früchten meines Dollar nichts mitgebracht hatte. Meine Mutter untersuchte meine Garderobe und als sie fand, daß zwei

Taschentücher und ein Paar Strümpfe fehlten, bekam ich eine Anzahl Ruthenhiebe und ward damit zu Bett geschickt.

So endete mein erster Besuch in New-York. Ich war jedoch lange Zeit ein förmlicher „Löwe" unter den Schulknaben, denn ich war in „York" gewesen und hatte mit meinen Augen viele Wunder gesehen, von denen sie blos hatten erzählen hören.

Zweites Kapitel.

Commis in einem Verkaufsladen. — Anekdoten.

Meine Abneigung gegen Handarbeit sowohl bei der Landwirthschaft als auch sonst fuhr fort, sich auf verschiedene Weise kundzugeben, die aber allemal der Faulheit beigemessen ward. Ich glaube in der That, daß ich in dem Rufe stand, der faulste Knabe in unserm ganzen Orte zu sein, wahrscheinlich weil ich immer mit dem Kopfe daran arbeitete, den Urtheilsspruch, im Schweiße meines Angesichts mein Brod zu verdienen, zu umgehen. Aus purer Verzweiflung, etwas Besseres aus mir zu machen, beschloß mein Vater, mich versuchsweise einen Kaufmann werden zu lassen. Er hatte vorher ein hübsches, passendes Haus in Bethel gebaut, und nachdem er Mr. Hiram Weed als Compagnon angenommen, kauften sie einen Vorrath von trockenen Waaren, Gewürzen, Kurzwaaren und tausend andern Dingen, und ich ward als Commis in diesem Kaufladen installirt.

Wie viele Neulinge vor mir, fand ich hierin den Gipfelpunkt meines Ehrgeizes. Ich fühlte, daß es eine große Herablassung von mir sei, wenn ich mich nun noch in ein Gespräch mit den gewöhnlichen Knaben einließe, welche ihr Brod durch ihrer Hände Arbeit verdienen mußten. Ich stolzirte mit einer Feder hinterm Ohr am Ladentische auf und ab, war wunderbar höflich gegen Damen, nahm eine gelehrte Miene an, wenn ich etwas in die Strazze eintrug und war erstaunlich flink, wenn ich die Kunden bediente, sei es nun durch Abwägen von Spündenägeln, Stärke und Indigo oder beim Abziehen von neuenglischem Rum oder westindischem Syrup.

Wir verkauften gegen baar, gaben aber auch Credit und tauschten, und ich machte manches schwierige Geschäft mit alten Weibern, welche ihre Einkäufe in Butter, Eiern, Wachs, Federn und Lumpen bezahlten, und mit Männern, welche unsere Waare gegen Hüte, Hafer, Mais, Buchweizen, Historynüsse und andere Waaren eintauschten.

Es war eine kleine Schattenseite meiner Würde, daß ich auch gezwungen war, den Laden zu fegen, die Fensterladen zuzumachen und einzuheizen; indessen

entschädigte mich der Gedanke, daß ich ein Kaufmann sei, vollständig für alle dergleichen niedrige Dienstleistungen.

Mein Hang zum Geldmachen blieb so thätig wie je, und ich erbat und erhielt die Erlaubniß, auf meine eigene Rechnung Zuckercand zu kaufen, um ihn an den jugendlichen Theil unserer Kunden abzusetzen. Ich erhielt ein kleines Salair für meine Dienste (wobei mein Vater wie gewöhnlich die Bedingung stellte, daß ich mir meine Kleidung selbst anschaffte), und ich hatte die beste Absicht, meinen Principalen redlich zu dienen. Ich habe aber stets gefunden, daß überall, wo streitende Interessen vorkommen, die Menschen sehr geneigt sind, an sich selbst zuerst zu denken, und ich fürchte, daß es auch mit mir so war, denn ich entsinne mich recht wohl, daß ich viel Zeit darauf verwendete, nachsichtige Mütter zum Ankaufe von Zuckercand für ihre lieben Kinderchen zu bereden, während andere Kunden darauf warteten, mit anderen substanzielleren Artikeln unseres Waarenlagers bedient zu werden.

Ein Dorfkramladen des Abends oder an einem regnerigen Tage ist, so weit das Geschäft in Frage kommt, ein ganz erbärmlich langweiliger Ort. Bei solchen Gelegenheiten hatte ich daher wenig zu thun und ich will dem Leser mittheilen, weshalb die Zeit mir dennoch auch dann nicht unangenehm verging.

In beinahe jedem Dorfe Neuenglands gab es zu der Zeit, von der ich schreibe, sechs bis zwanzig gesellige, muntere, redselige, witzige Spaßvögel, förmliche Originale, die sich in dem Wirthshaus oder in den Kramläden versammelten und ihre Abende und unfreundlichen Nachmittage damit verbrachten, daß sie Anekdoten erzählten, ihre verschiedenen Abenteuer schilderten, einander hänselten und schraubten und allerhand Pläne ausheckten, wobei sich ein größerer oder kleinerer Spaß von Dorfwitzbolden erwarten ließ, deren Ideen gewöhnlich in kurzen Zwischenräumen durch ein Glas Rum von Santa Cruz, altem holländischen Wachholderbranntwein oder Arak von Jamaika angefeuert wurden.

Bethel machte von diesem Zustande der Dinge keine Ausnahme. In der That konnte sich kein Ort von derselben Größe einer größern Anzahl origineller Genies in Bezug auf Späße- und Geschichten-Erzählen rühmen, als mein Geburtsort. Wie ich schon früher mitgetheilt, gehörte auch mein Großvater, Phineas Taylor dazu. Sein nächster Nachbar Benjamin Hoyt oder Esquire Hoyt, wie man ihn nannte, weil er Friedensrichter war, gehörte zu den eingefleischtesten Geschichtenerzählern, die ich jemals kennen gelernt. Er konnte eine Anekdote mit weit besserer Wirkung vortragen, als sonst Einer, den ich je gehört. Gewöhnlich that er, als ob er alle in der Geschichte, die er erzählte, vorkommenden Personen kennte und wie komisch die Sache auch sein mochte, so bewahrte er doch den unerschütterlichsten Ernst des Mienenspiels, bis die Pointe kam, wo er dann in ein schallendes Ha! ha! ausbrach, welches schon an und für sich hinreichte, seinen Zuhörern Lachkrämpfe zuzuziehen.

Glücklicher- oder unglücklicherweise war unser Laden der Sammelplatz

aller dieser Witzbolde und zahlreich sind die Tage und Abende, wo ich mit Vergnügen ihre Geschichten anhörte und den Laden bis um eilf Uhr offen ließ, um die letzten Anekdoten der beiden Spaßvögel anzuhören, die noch dablieben, nachdem ihre Kameraden sich schon längst zur Ruhe begeben.

Da ich eine große Neigung zu Scherz und Späßen geerbt hatte, so verfolgte ich Alles, was von diesen Dorfspaßvögeln gesagt und gethan ward, nicht blos mit dem größten Vergnügen, sondern schrieb es auch auf die Tafeln eines sehr treuen Gedächtnisses, von welchen ich es jetzt copiren kann, ohne kaum ein Wort unleserlich zu finden. Ich werde dem Leser später einige dieser Proben vorlegen. Jetzt will ich hier blos auf einen Umstand hindeuten, welcher zeigen wird, wie die ganze Gegend gleichsam darauf erpicht war, einen lustigen Streich fördern zu helfen und so lange als möglich fortzuspinnen.

Man wird sich entsinnen, daß mein Großvater einige Tage nach meiner Geburt aus Erkenntlichkeit dafür, daß ich seinen Namen angenommen, mir ein kleines Grundstück schenkte, welches unter dem Namen der „Epheuinsel" bekannt war. Ich war noch nicht vier Jahre alt, als mir mein Großvater sehr ernsthaft mittheilte, ich sei Grundstücksbesitzer, er habe mir wegen meines Namens eine werthvolle Farm geschenkt u. s. w. und ich weiß gewiß, daß von dieser Zeit an bis zu meinem zwölften Jahre keine Woche verging, wo ich nicht von diesem kostbaren Erbtheil hörte. Mein Großvater sprach in meiner Gegenwart mit einem Nachbar oder Fremden niemals von mir, ohne zu sagen, ich sei das reichste Kind im ganzen Orte, weil die ganze Epheuinsel, die werthvollste Farm in Connecticut, mein gehöre. Meine Mutter erinnerte mich oft an meine unermeßlichen Besitzungen und mein Vater fragte mich dann und wann, ob ich wohl meine Familie unterstützen würde, wenn ich in Besitz meines Grundstücks käme. Ich versicherte sehr oft meinem Vater in vollkommen gutem Glauben, daß er sich deswegen keine Unruhe zu machen brauche, denn ich würde schon darauf sehen, daß alle Bedürfnisse der Familie reichlich befriedigt würden, sobald ich majorenn wäre und mein Gut anträte. Unsere Nachbarn erinnerten mich ebenfalls wohl zehnmal des Tages daran, daß sie fürchteten, ich würde mich weigern, mit ihren Kindern zu spielen, weil ich so unermeßliche Reichthümer geerbt, während sie der Art nichts aufzuweisen hätten.

Diese fortwährenden Anspielungen auf die „Epheuinsel", die so sechs bis acht Jahre lang fortgesetzt wurden, erweckten, fürchte ich, meinen Stolz, und ich weiß, daß die Erwartung mich wünschen ließ, die sich so langsam bewegenden Räder der Zeit möchten eine Schnelligkeit erlangen, welche jenen ein und zwanzigsten Geburtstag beschleunigte und mich auf diese Weise in den Stand setzte, der Nabob zu werden, zu welchem die großmüthige Fürsorge meines Großvaters mich einmal bestimmt hatte. Wie oft versprach ich auch meinen Spielkameraden, wenn sie mir irgend eine Gefälligkeit erzeigten, daß sie, sobald ich mündig würde, einen Streifen von der „Epheuinsel" bekommen sollten, daß ich sie Zeitlebens reich machen würde. Ich hatte auch wirklich die redliche

Absicht, diese Versprechungen buchstäblich zu erfüllen. Aber ach, wie unsicher sind doch alle menschlichen Angelegenheiten! Es stand ein Ausgang bevor, den ich nicht erwartet und der bestimmt war, in meinen Hoffnungen und Bestrebungen eine bedeutende Veränderung herbeizuführen.

Eines Sommers (ich glaube, es war im Jahre 1822, als ich zwölf Jahre alt war) bat ich meinen Vater um Erlaubniß, die „Epheuinsel" besuchen zu dürfen. Er versprach, daß es binnen wenigen Tagen geschehen sollte, da wir in jener Gegend Heu machen wollten. Drei Nächte lang that ich fast kein Auge zu, so groß war meine Freude, daß es mir nun, wie Moses, vergönnt sein sollte, das gelobte Land zu schauen. Die Visionen von Reichthum, die mich in Bezug auf jenes Besitzthum so lange verfolgt, wurden immer stärker, und ich war überzeugt, daß es nicht blos ein Land sein müsse, in welchem Milch und Honig flössen, sondern ganze Grotten von Smaragden, Diamanten und andern Edelsteinen, so wie Minen von Gold und Silber erschlossen sich vor dem Auge meines Geistes.

Endlich brach der ersehnte Morgen an und mein Vater theilte mir mit, daß wir auf der Wiese mähen würden, welche an die Epheuinsel angrenzte und daß ich dieselbe mit unserem Knecht während der Mittagspause besuchen könne. Mein Großvater erinnerte mich freundlich, wenn ich das herrliche Grundstück in Augenschein nähme, nicht zu vergessen, daß ich es seiner Güte verdanke und daß ich, wenn ich nicht den Namen Phineas bekommen, niemals Eigenthümer der Epheuinsel hätte werden können. Auch meine Mutter gab ihr Wort mit dazu.

„Na, Taylor," sagte sie, „wenn Du Dein Grundstück besiehst, so werde nur nicht etwa krank vor Freuden, denn Du darfst nicht vergessen, daß, so reich Du auch bist, es doch noch neun Jahre dauert, ehe Du in den Besitz Deines Vermögens kommst." Ich versprach natürlich, ruhig und vernünftig zu sein.

„Wenn Du die Epheuinsel besuchst," fuhr sie fort, „so kommst Du um Deine Mittagsruhe und wirst, nachdem Du den ganzen Vormittag Heu gewendet, sehr müde sein. Wäre es nicht besser, wenn Du Dich unter die Bäume legtest, um Mittagsruhe zu machen und die Epheuinsel ein ander Mal besuchtest?"

„Nein, meine gute Mutter," antwortete ich, „ich mache mir nichts aus der Mittagsruhe, ich werde mich nicht müde fühlen und ich bin so begierig, den Fuß auf mein Grundstück zu setzen, daß ich nicht länger warten kann."

„Nun, so gehe," sagte meine Mutter, „aber sei nicht etwa zu stolz, mit Deinen Geschwistern zu sprechen, wenn Du wiederkommst."

Ich fühlte, daß diese Mahnung nicht ganz überflüssig sei, denn ich begann schon mich der Meinung zuzuneigen, daß es eine Demüthigung für mich sei, eben so angestrengt arbeiten zu müssen, wie Die, welche sich keines Grundeigenthums rühmen konnten.

Wir begaben uns auf die Arbeit nach unserer Wiese. Sie lag in jenem Theil der „Pflaumenbäume", welcher als der „östliche Sumpf" bekannt war. Als wir auf der Wiese ankamen, fragte ich meinen Vater, wo die Epheuinsel läge.

„Da drüben, an dem nördlichen Ende dieser Wiese, wo Du jene schönen Bäume in der Ferne aufsteigen siehst," antwortete er. Ich schaute nach dem bezeichneten Platze hin und mein Herz klopfte laut vor unaussprechlichem Stolz und Vergnügen, als ich zum ersten Male das freigebige Geschenk meines geehrten, lieben Großvaters erblickte.

Der Vormittag verging sehr rasch; ich wendete das Gras so schnell, als zwei Mann es mähen konnten, und nachdem ich mit meinem Vater und den andern Arbeitsleuten unter den schattigen Bäumen eine rasche Mahlzeit eingenommen, nahm unser Lieblingsknecht, ein gutmüthiger Irländer Namens Edmund, eine Axt auf die Schultern und sagte mir, er sei bereit, mit mir nach der Epheuinsel zu gehen.

Ich sprang freudig empor, konnte mich aber nicht enthalten, ihn zu fragen, warum er eine Axt mitnähme. Er antwortete, ich würde vielleicht wünschen, daß er einige von den schönen Arten Bauholz auf meinem Grundstücke anhiebe, damit ich sähe, wie von weit besserer Qualität es sei als das, welches man in irgend einem andern Theile der Welt fände. Diese Antwort stellte mich vollkommen zufrieden und wir machten uns auf den Weg.

Als wir uns dem nördlichen Ende der Wiese näherten, ward der Boden morastig und naß, und wir schritten nur mit großer Mühe weiter. Wir mußten von einer verhältnißmäßig trocknen Stelle zur andern springen und da ich häufig fehlsprang, so plumpte ich bis an die Mitte des Leibes ins Wasser hinein. Endlich stand ich auf einer Scholle, von welcher die nächste so weit entfernt war, daß ich sehr fürchtete, ich würde sie nicht erreichen können. Mein Begleiter, der eine kurze Strecke vor mir voraus war, sah meine Verlegenheit und rief mir zu, ich sollte nur einen muthigen Sprung thun und er würde mir gelingen.

„Ich kann nicht," antwortete ich; „und wenn ich auch könnte, so wäre ich doch, wenn ich die nächste Scholle erreichte, noch schlimmer daran als jetzt, da sich in deren Nähe keine Stelle zeigt, welche über das Wasser hervorragt."

„Du bist ein wenig von der geraden Linie abgekommen," antwortete mein irischer Freund; „aber das thut weiter nichts, Du wirst ein wenig waten müssen."

„Das Wasser wird mir über den Kopf zusammengehen und ich muß ersaufen," antwortete ich im Tone der Verzweiflung.

„Ach, dummes Zeug, es hat gar keine Gefahr, denn das Wasser ist an der tiefsten Stelle nicht vier Fuß tief," entgegnete er.

„Wenn ich untersinke, mußt Du mir heraushelfen," antwortete ich zitternd.

„Na, das versteht sich, also nur keine Furcht, sondern einen tüchtigen Sprung gethan und Du bist, wo Du sein willst,“ lautete die ermuthigende Antwort.

Ich raffte alle meine Kräfte zusammen, ballte beide Fäuste, sprang mit aller Macht und erreichte gerade den Rand der nächsten Scholle. Ich richtete mich auf, stellte mich auf die Mitte der Scholle und begann mich anzuschicken in das Wasser hineinzuwaten, von dem ich fürchtete, daß es zu tief für mich sein würde, als ich auf einmal zahllose Hornissen von der Stelle aufsteigen sah, auf der ich stand. Sofort umsummten sie mir Gesicht und Ohren. Eins dieser nichtswürdigen Thiere stach mich auf die Nasenspitze und ich sprang vor Schmerz laut aufkreischend, ohne auf die Folgen zu achten, in das Wasser. Bald sah ich mich bis an den Hals darin, und aus Furcht, daß ich bei dem nächsten Schritt ganz und gar unter Wasser gerathen würde, schrie ich laut nach Hilfe. Der treue Irländer, welcher wußte, daß keine wirkliche Gefahr zu befürchten stand, brach in ein lautschallendes Gelächter aus und hieß mich gutes Muthes sein. „Denn,“ sagte er, „Du brauchst nur noch eine halbe Meile so weiter fortzuwaten, um die Grenze Deines werthvollen Besitzthums zu erreichen.“

„Wenn ich aber untergehe, so mußt Du mir sogleich zu Hilfe kommen, denn ich kann nicht schwimmen,“ entgegnete ich kleinlaut.

„O nur nicht ängstlich; so wie ich Dich in Gefahr sehe, bin ich augenblicklich bei Dir.“

Auf diese Versicherung hin that ich einen Schritt vorwärts und behielt den Kopf noch über dem Wasser. Ein halbes Dutzend Hornissen attakirten mich und ich tauchte unwillkürlich mit dem Kopfe unter. Als ich wieder emportauchte, waren meine Quälgeister verschwunden und ich watete so gut ich konnte, auf die Epheuinsel zu. Nach ungefähr fünfzehn Minuten, während welcher Zeit ich durch den Morast patschte, bald auf ein Stück im Wasser liegendes Holz trat, bald in ein Loch hineinglitschte, wälzte ich mich mit Schlamm bedeckt und außer Athem auf das trockne Land heraus und sah einer ersäuften Ratte weit ähnlicher als einem menschlichen Wesen.

„Na, Gott sei Dank, endlich bist Du da,“ sagte mein irischer Begleiter.

„O das war ein schrecklicher Weg und wie schmerzt mich der Stich dieser Hornisse!“ stöhnte ich.

„Da mußt Du Dir nichts daraus machen, lieber Junge. Wir haben blos noch diesen kleinen Bach zu überschreiten, dann bist Du auf Deinem Grundstück,“ lautete die ermuthigende Antwort.

Ich blickte auf und sah, daß wir an dem Rande eines zehn bis zwölf Fuß breiten Flusses standen, dessen Ufer so dicht mit Bäumen bewachsen waren, daß ein Mensch sich kaum hindurchdrängen konnte.

„Gütiger Himmel,“ rief ich, „ist denn mein Besitzthum von Wasser umgeben?“

„Nun, zum Teufel, wie könnte es denn dann sonst die Epheuinsel heißen?“ antwortete er rasch.

„Ach, ich habe noch niemals an die Bedeutung des Namens gedacht,“ antwortete ich, „aber wie um alle Welt sollen wir denn hinüber kommen?“

„Ja, nun wirst Du sehen, wie gut es ist, daß ich die Axt mitgenommen habe,“ entgegnete Edmund, indem er sich den Weg durch das Gebüsch bahnte und eine kleine Eiche zu fällen begann, welche am Ufer des Flusses stand. Dieser Baum fiel gerade über den Bach und bildete so eine einstweilige Brücke, über welche mir Edmund freundlich hinüberhalf. Nun sah ich mich auf der „Epheuinsel“ und begann mich neugierig umzuschauen.

„Aber hier scheint es ja nichts zu geben, als verkümmerten Epheu und einige wenige Bäume!“ rief ich.

„Ja, wie könnte es denn sonst die Epheuinsel sein?“ war die ruhige Antwort.

Ich ging sehr enttäuscht einige Schritte nach der Mitte meines Besitzthums. Die Wahrheit begann in mir aufzudämmern. Länger als ein halbes Dutzend Jahre hatte mich unsere ganze Nachbarschaft zum Besten gehabt. Meine herrliche Epheuinsel war ein unzugängliches Stück unfruchtbaren Landes, keinen Heller werth und alle meine Visionen von künftigem Reichthum und Größe zerflossen in nichts.

Während ich noch so über den plötzlichen Sturz von der Höhe meines geträumten Glücks nachdachte, sah ich eine ungeheure schwarze Schlange mit emporgerichtetem Kopf und funkelnden schwarzen Augen auf mich zukommen. Ich stieß einen lauten Schrei des Entsetzens aus und nahm Reißaus. Der Irländer half mir über die improvisirte Brücke und dies war mein erster und letzter Besuch auf der Epheuinsel! Wir kamen wieder auf unsere Wiese zurück und fanden meinen Vater mit seinen Leuten lustig darauf losmähen.

„Nun, wie gefällt Dir denn Dein Grundstück?“ fragte mein Vater mit dem unerschütterlichsten Ernste.

„Ich würde es sehr billig verkaufen,“ antwortete ich und ließ den Kopf hängen. Ein entsetzliches, mit einem Male losbrechendes Gelächter sämmtlicher Arbeiter verrieth mir, daß sie alle in das Geheimniß eingeweiht waren. Als wir Abends nach Hause kamen, besuchte mich mein Großvater, um mir mit so ernster Miene zu gratuliren, als ob die Epheuinsel in der That eine werthvolle Besitzung anstatt einer unfruchtbaren Wüste wäre, über welche er und die ganze Nachbarschaft seit meiner Geburt im Stillen gelacht hatten. Auch meine Mutter sprach mit ernster Miene die Hoffnung aus, daß ich die Insel so fruchtbar gefunden, als ich erwartet. Mehrere unserer Nachbarn kamen, um mich zu fragen, ob ich mich jetzt nicht freute, daß ich Phineas hieße, und von dieser Zeit an während der nächsten fünf Jahre ward ich fortwährend an mein werthvolles Grundbesitzthum, die Epheuinsel, erinnert.

Ich kann diesen ziemlich handgreiflichen Witz um so herzlicher belachen,

als dieses Erbtheil mir lange nachher wirklich von großem Nutzen war. Die „Epheuinsel" war ein Theil des Gewichts, welcher das Glücksrad zu einer Zeit, wo es mir abhold war, wieder zu meinen Gunsten drehte.

„Was kosten bei Euch die Streichriemen?" fragte mein Großvater einen Hausirer, dessen mit einer Menge Waaren beladener Karren vor unserm Verkaufsladen stand.

„Einen Dollar das Stück," antwortete der reisende Handelsmann.

„Einen Dollar!" rief mein Großvater; „ehe das Jahr um ist, wird man sie für die Hälfte des Geldes verkaufen."

„Wenn einer von Pomeroy's Streichriemen, welche Sorte ich führe, innerhalb eines Jahres für fünfzig Cents verkauft wird, so will ich Euch einen zum Geschenk machen," antwortete der Hausirer.

„Unter dieser Bedingung will ich einen kaufen. Ihr seid Zeuge des Contractes, Ben," sagte mein Großvater, indem er sich zu Esquire Hoyt wendete.

„Ja wohl," antwortete Ben.

„Ja," sagte der Hausirer, „ich werde thun, wie ich sage, denn ich nehme mein Wort nicht zurück."

Mein Großvater kaufte den Streichriemen und steckte ihn in die Seitentasche seines Rocks. Gleich darauf zog er ihn wieder heraus, wendete sich wieder zu Esquire Hoyt und sagte: „Ben, jetzt wo ich den Streichriemen gekauft habe, gefällt er mir nicht mehr. Wie viel wollt Ihr mir dafür geben?"

„Na, da Ihr es seid, so will ich fünfzig Cents geben," sagte der Squire mit verschmitztem Blinzeln, welches andeuten sollte, daß der Streichriemen und der Hausirer beide verkauft wären.

„Da habt Ihr ihn. Ich werde mich mit meinem alten noch eine Weile behelfen," sagte mein Großvater, indem er dem Hausirer einen schalkhaften Blick zuwarf.

Der Streichriemen ging in andere Hände über und der Hausirer rief: „Ich sehe, wie es steht, Ihr Herren; was habe ich zu bezahlen?"

„Traktirt die Gesellschaft und bekennt, daß Ihr gefangen seid, oder gebt mir einen Streichriemen," entgegnete mein Großvater.

„Ich gebe mich nicht gefangen und traktire auch nicht," sagte der Hausirer, „aber ich will Euch einen Streichriemen für Euren Witz geben," und mit diesen Worten händigte er seinem Kunden sofort einen zweiten Streichriemen ein. Es erfolgte ein herzliches Gelächter, in welches der Hausirer einstimmte.

„Es giebt verdammt schlaue Burschen hier in Bethel," sagte einer der Umstehenden zu dem Hausirer.

„Ach ja, so ziemlich, aber es geht noch," antwortete der Hausirer; „ich habe bei dem Geschäft immer noch fünf und siebzig Cents verdient."

„Wie so?" fragte man.

„Ich habe einen Dollar für zwei Streichriemen bekommen, die mich blos zwölf und einen halben Cent das Stück kosten,'' entgegnete der Hausirer; „da ich von den listigen Streichen der Herren von Bethel schon viel gehört hatte, so kam ich auf den Einfall, sie aufzusuchen und demgemäß meine Preise zu stellen. Ich verkaufe diese Streichriemen gewöhnlich mit fünf und zwanzig Cents das Stück, wenn Ihr aber noch mehr zu fünfzig Cents das Stück zu haben wünscht, so werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, Euer ganzes Dorf damit zu versorgen.''

Unsere Nachbarn verzogen nun ihre Gesichter bedeutend, aber es wurden keine Streichriemen mehr gekauft.

In Bethel gab es einen argen Säufer, der eine Frau mit vier Kindern hatte. Ehe er sich das Trinken angewöhnte, war er ein fleißiger, wohlhabender, intelligenter und achtbarer Mann — seines Handwerks ein Küfer; seit zehn Jahren aber war es mit ihm bergab gegangen und jetzt befand er sich in den elendesten Umständen. Dann und wann enthielt er sich geistiger Getränke auf eine gewisse Zeit — gewöhnlich einen Monat lang. Während dieser Zwischenzeiten, die er seine „Perioden'' nannte, war er fleißig und nüchtern. Er besuchte die Kaufläden, die Nachbarn unterhielten sich freundlich mit ihm und ermahnten ihn, auf dem betretenen Wege auszuharren. Der arme Kerl weinte, wenn er diese freundlichen Zureden vernahm und antwortete zuweilen:

„Ihr habt Recht, Freunde, ich weiß, Ihr habt Recht, denn jetzt ist mein Kopf kühl und klar und ich sehe eben so gut ein wie Ihr, daß es ohne Nüchternheit kein Glück geben kann. Ich bin wie der verlorene Sohn, der, als er in sich ging, sah, daß keine Hoffnung für ihn übrig sei, wenn er sich nicht aufmachte und zu seinem Vater und auf die Bahn der Pflicht und Vernunft zurückkehrte. Ich bin auch in mich gegangen."

„Ja", war dann gewöhnlich die Antwort; „aber wirst Du auch dabei beharren?" Sich mit einem stolzen Blick, der ihn vor seinem Falle stets auszeichnete, emporrichtend, pflegte er dann zu sagen: „Glaubt Ihr, ich würde mich und meine Familie schänden und ein unverbesserlicher Säufer werden?"

Seine Frau und seine Kinder waren von allen Nachbarn geachtet und geliebt. Sie fuhren fort, Umgang mit den würdigsten Familien zu pflegen und trotz seiner langwierigen Ausschweifungen gaben doch seine Nachbarn nicht die Hoffnung auf, daß sie durch Berufung an seinen Stolz und seine Selbstachtung während einer seiner nüchternen Zwischenzeiten im Stande sein würden, ihm das Versprechen gänzlicher und ewiger Enthaltsamkeit von geistigen Getränken abzulocken. Sein Ehrgefühl war so ausgebildet, daß sie überzeugt waren, er werde sich dem verhängnißvollen Zauber auf immer entreißen, wenn er nur einmal sein Wort darauf gegeben hätte.

„Nein, gewiß werdet Ihr kein Trunkenbold werden; Eure Selbstachtung und Liebe zu Eurer Familie würde es nicht zulassen und deshalb glaube ich,

Ihr werdet nie wieder Branntwein trinken", bemerkte ein theilnehmender Nachbar.

„Nicht eher, als bis meine Periode um ist, die von gestern an noch drei Wochen dauert", war die Antwort.

„O, gebt uns Euer Wort", riefen mehrere Freunde, „daß Ihr auch dann, wenn Eure Periode um ist, nicht trinken, sondern Euch des Branntweins für immer enthalten wollt. Gebt uns Euer Wort und wir wissen, daß Ihr es halten werdet."

„Das würde ich allerdings, so lange die Welt steht. Mein Wort ist heilig und deshalb bin ich nicht so leicht bei der Hand, es zu geben. Habe ich es einmal gegeben, so könnten alle Teufel der Hölle mich nicht verlocken oder zwingen, es zu brechen. Ich gebe aber mein Wort nicht, ich sage blos, Ihr habt Recht, Ihr Herren; Branntweintrinken ist ein schlechtes Geschäft und wenn meine Zeit um ist, so werde ich mir es überlegen. In einigen Monaten werde ich einmal abbrechen, blos um mir und Euch zu beweisen, daß ich kein Trunkenbold bin und nie einer sein werde, denn Ihr seht, daß ich mich beherrschen kann."

Mit diesem trügerischen Sophisma begnügte sich der arme Kerl, aber sah, fast ohne es selbst zu wissen, mit Hoffnung und Freude dem Ablauf der festgesetzten Zeit entgegen. Sein verhaltener Appetit ward, so wie der Tag herankam, immer stärker und sobald als die Zeit um war, griff er nach der Flasche und betrank sich so rasch als möglich. Dann erneute sich das Elend in seinem Hause und seine zitternde Familie sah sich von dem schrecklichen Schauspiele, das er ihren Augen darbot, an den Rand der Verzweiflung getrieben.

Nach Ablauf dieser Periode, wie er es nannte, betrank er sich wie gewöhnlich und schlug sein Weib, wie er oft schon früher gethan. Als er am nächsten Morgen erwachte, forderte er sie auf, ein Kind nach dem Kaufladen zu schicken, um Rum zu holen. Sie antwortete, die Kinder wären schon alle in die Schule. Er verlangte nun, sie solle selbst gehen und die Flasche füllen lassen. Sie wußte ihn unter einem Vorwand noch ein paar Stunden hinzuhalten und dann stand er vom Bett auf und versuchte sein Frühstück zu genießen. Seine vertrocknete Zunge und sein brennender Gaumen aber, die Folge von der Ausschweifung des vorigen Abends, raubte ihm allen Appetit außer zu Rum und obschon er vollkommen nüchtern war, so machte ihn doch dieses rasende Feuer fast wahnsinnig. Er wendete sich zu seiner Frau und sagte:

„Höre Du, ich bin krank; Du mußt gehen und mir Rum holen."

„Ich kann nicht", lautete die wehmüthige, aber feste Antwort.

„Du kannst nicht! Will mir mein rechtmäßig angetrautes Weib nicht einmal gehorchen? Bin ich so tief gesunken, daß meine Wünsche von der Genossin meines Lebens vereitelt werden?" entgegnete er mit all dem Stolze und der Würde, die ihm angeboren war.

„Ich habe mich noch nie geweigert, etwas zu thun, was Dein wahres Wohl befördert, aber ich kann nicht die Hand dazu bieten, Dir etwas zu verschaffen, was Dich unglücklich und Deine Familie elend macht", antwortete die verzweifelnde Frau.

„Wir wollen bald sehen, wer hier Herr ist", entgegnete der Mann, „und Du wirst finden, daß ich Dir meine Macht auf eine Weise zeige, die Du empfinden wirst, denn ich werde in dem Kaufladen Befehl geben, daß man Dir nicht mehr borge."

Mit dieser Drohung knöpfte er seinen Rock zu, fuhr sich mit den Fingern durch das Haar, steckte die Flasche in die Tasche und schritt mit der Würde eines Brutus nach dem Dorfe.

Als er in unsern Kaufladen trat, ging er mit der Miene eines reichen Gönners auf den Eigenthümer zu und rief:

„Mr. Weed, meine Frau ist mir heute Morgen ungehorsam gewesen und ich verbiete Euch, Ihr auf meine Rechnung etwas zu borgen."

Mr. Weed, der an dem rollenden Auge und bleichen Gesichte seines Kunden bemerkte, daß seine „Periode" wieder einmal um war, entgegnete in scharfem Tone:

„O Mr. —, Ihr hättet Euch nicht brauchen die Mühe zu nehmen, mir zu verbieten, Eurer Frau zu borgen, denn ich borge Euch selbst nicht mehr."

Diese plötzliche und unerwartete Zurückweisung äußerte eine überwältigende, aber zugleich rettende Wirkung auf ihn. Er war erstaunt, sich so tief gesunken zu sehen, riß heftig die leere Flasche aus der Tasche, schmetterte sie auf dem Fußboden in tausend Stücke und rief:

„Da, du verfluchter Feind und Vernichter des Menschen! Ich gelobe hiermit vor Gott, nie wieder einen Tropfen von irgend etwas zu kosten, was berauschen kann;" und er hielt sein Wort. Jetzt ist er ein wohlhabender Mann, hat in der Legislatur des Staates seinen Ort schon mehrmals vertreten und seine Familie ist mit Einschluß mehrerer Enkel jetzt in Bezug auf Achtbarkeit und moralischen Werth eine der ersten in der ganzen Gegend.

Selbst in einem Dorfkramladen kann man etwas lernen. Wir sind in der Regel sehr geneigt zu glauben, daß unehrliche Streiche und gewissenlose Betrügereien sich ausschließlich auf große Städte beschränken und daß die harmlosen Bewohner des Landes stets mit Treu und Glauben zu Werke gehen. Ich glaube, daß dies nach einem gewissen Verhältnisse wahr ist, weiß aber auch, daß diese Regel viele Ausnahmen erleidet. Wie oft schnitt ich Bündel Lumpen auf, welche die Weiber zum Tausch gegen Waaren mit der Erklärung gebracht hatten, sie beständen blos aus Leinen und Baumwolle, während sie doch ganze Quantitäten werthloser wollener Lappen, ja zuweilen sogar Steine, Kies, Asche u. s. w. enthielten. Zuweilen maß ich (unserm gewöhnlichen Gebrauche ganz entgegen) die Fuhre Hafer, Mais oder Roggen aus, von welcher

unser Farmerkunde uns versicherte, sie enthalte so und so viel Scheffel, vielleicht sechzig, und fand, daß vier oder fünf Scheffel daran fehlten. Natürlich schob die erstaunte Frau den Lumpenschwindel einem Dienstboten oder Nachbar in die Schuhe, der das Bündel zusammengepackt, und der Farmer sprach von seinem „Faselhans von Knecht", welcher das Getreide gemessen und sich „verzählt" habe. Es waren dies allerdings blos Ausnahmen von der allgemeinen Regel der Ehrlichkeit, aber sie kamen häufig genug vor, um uns zu veranlassen, ein wachsames Auge auf unsere Kunden zu haben und mich die Wahrheit des Sprichworts zu lehren, nach welchem bei allen Geschäften Betrügereien vorfallen, nur nicht „in dem unsrigen."

Während ich Commis in dem Verkaufsladen zu Bethel war, hatte mein Vater die Dorfschenke. Gewöhnlich schlief ich mit meinem jüngeren Bruder Eder zusammen, wenn aber viele Fremde im Hause waren, so mußten wir ihrer Drei in einem Bett schlafen und unsern ehrlichen Irländer Edmund zum Schlafgenossen annehmen. Wenn der Kramladen Abends geschlossen war, besuchte ich häufig meine ehemaligen Schulkameraden in dem Hause ihrer Eltern, wo wir mit Erzählen oder verschiedenen Spielen ein paar Stunden verbrachten und um elf Uhr des Nachts — was viel später war, als meine Eltern eigentlich erlaubten — schlich ich mich verstohlen die Treppe hinauf und kroch mit der größten Vorsicht ins Bett, um nicht meinen Bruder aufzuwecken, welcher mein spätes Kommen sicherlich meinen Eltern verrathen hätte.

Mein Bruder versuchte alles Mögliche, um mich bei diesem späten Heimkommen einmal zu ertappen, aber allemal überwältigte ihn der Schlaf und es ward mir deshalb leicht, seine Wachsamkeit zu täuschen. Manchmal setzte er Koffer und Stühle über einander inwendig vor die Thür, so daß ich sie kaum öffnen konnte, ohne die Barrikade umzuwerfen und ihn durch das Geräusch aufzuwecken. Gewöhnlich aber gelang es mir, allmälig die Thür zu öffnen und ins Bett zu kommen, ohne seinen Schlummer zu stören.

Eines Nachts aber fand ich die Thür inwendig mittelst eines über der Klinke eingeschlagenen Nagels fest verschlossen. Entschlossen, mich von meinem Bruder nicht überlisten zu lassen, ging ich wieder die Treppe hinunter, fand eine kurze Leiter, die ich anlegte und mit deren Hilfe ich, ohne bemerkt zu werden, zum Fenster unseres Schlafzimmers hineinstieg.

Diese fortgesetzten Vorkehrungen meines Bruders machten mich allemal, wenn ich nach Hause zurückkehrte, auf irgend eine Falle oder Schlinge gefaßt, und ich näherte mich daher unserm Schlafzimmer mit der größten Vorsicht.

Eines Nachts kam ich wie gewöhnlich gegen elf Uhr, öffnete die Thür behutsam nur wenige Zoll und steckte dann den Arm hindurch, um zu fühlen, ob vielleicht dieses oder jenes Hinderniß meiner harre. Bald berührte auch meine Hand in der That eine dünne Schnur, die, wie ich fand, mit dem einen Ende an der Thürklinke befestigt war. Wo das andere Ende angebunden war, konnte ich mir nicht denken und die Finsterniß gestattete mir nicht, es zu erforschen.

Ich zog ein Messer aus der Tasche, schnitt die Schnur behutsam durch, öffnete die Thür und legte mich, ohne weiter bemerkt zu werden, ins Bett. Als ich am andern Morgen erwachte, fand ich, daß das andere Ende der Schnur an der **großen Zehe** meines Bruders angebunden war! Diese sinnreiche Vorkehrung sollte ihn, wie er beabsichtigt, aufwecken und würde dies auch unzweifelhaft gethan haben, wenn ich den mir gelegten Fallstrick nicht noch recht zeitig entdeckt hätte.

Ein ander Mal hatte er sich mitten in das Bett gesetzt und den Rücken an eine Menge Kissen gelehnt, um wach zu bleiben, bis ich käme. Endlich aber hatte ihn der Schlaf doch überwältigt und als ich ankam und ihn in dieser Position fand, legte ich mich quer über das untere Ende des Bettes und schlief ein. Am Morgen sah er sich kerzengerad im Bett sitzen, gerade so wie er am Abend vorher eingeschlafen war. Er versetzte mir einen Fußstoß, um mich aufzuwecken und rief: „Du hast Dich wieder so hereingeschlichen, aber ich will Dich schon noch erwischen!"

„O thue es nur, wenn Du kannst," antwortete ich, „wenn Du aber einen Wiesel schlafend fangen willst, so mußt Du zeitig aufstehen."

Den nächsten Abend schnallte er einen Sporn an seine nackte Ferse und schlief ein, in der Meinung, daß wenn ich ins Bett käme, ich an den Sporn stoßen, mich daran reißen und dann vor Schmerz laut aufschreien und ihn aufwecken würde. Ich trat diese Nacht mit meiner gewöhnlichen Vorsicht ein und da ich keine Vorkehrungen bemerkte, so schloß ich daraus, daß mein Bruder seine Versuche aufgegeben habe. Ich drehte ihm den Rücken zu und sank bald in Morpheus' Arme.

Zufällig kamen in dieser Nacht noch ziemlich spät eine Anzahl Hausirer mit Blechwaaren und andere Reisende an, und da darauf sämmtliche Betten in Anspruch genommen wurden, so mußte der Irländer Edmund sich mit zu uns legen. Als er mich auf der von ihm entfernten Seite des Bettes und meinen Bruder, wie gewöhnlich in der Mitte liegen sah, legte er sich ruhig an den Vorderrand und schlief ein. Gegen zwei Uhr ward ich plötzlich durch einen fürchterlichen Lärm aufgeweckt. Der volle Mond schien zum Fenster herein und es war in unserm Schlafzimmer hell wie am Tage.

„Ich will Dich gleich lehren, Dich mit Sporen an den Füßen ins Bett zu legen, Du kleiner Teufel," rief Edmund, indem er meinen Bruder hoch empor, mit der einen Hand am Halse und mit der andern an dem mit dem Sporn versehenen Bein gepackt, gerade über meinen Kopf hielt.

„Was giebt es denn, Edmund?" fragte ich erstaunt.

„Weiter nichts, als daß Dein Bruder mir seinen Sporn drei Zoll tief ins Schienbein gestoßen hat!" entgegnete der entrüstete Irländer, den seine Wunde nicht wenig schmerzte.

„Dich wollte ich nicht treffen; Taylor sollte es treffen!" winselte mein Bruder noch halb im Schlafe.

„Ach, was zum Teufel kann es mir denn nützen, wen Du hast treffen wollen, wenn ich den Stich weghabe!“ rief Edmund und versetzte dabei meinem Bruder einige tüchtige Hiebe, so daß er heulte, wie ein junger Indianer.

Edmund schnallte ihm hierauf den Sporn ab, wir legten uns alle wieder in unserm Bett zurecht und ehe der Irländer einschlief, sagte er blos noch zu meinem Bruder: „Das nächste Mal, wo Du mich für ein Pferd ansiehst, sollst Du merken, daß ich auch ausschlagen kann, Du Dummhut!“

Drittes Kapitel.

Die Sonntagsschule. — Das alte Bethaus.

Wie bei den meisten Bewohnern der Staaten von Neuengland ward bei meiner Erziehung sehr darauf gesehen, daß ich regelmäßig des Sonntags die Kirche besuchte. Ja, sogar ehe ich noch lesen konnte, war ich einer der ersten Schüler in der Sonntagsschule. Wir hatten nur eine Kirche oder Versammlungshaus in dem presbyterianischen Bethel und hier versammelten sich Alle. Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses und der Secten war in unserem kleinen Dorfe damals kaum bekannt. Das alte Bethaus hatte weder Thurm noch Glocken, war aber in der Sommerzeit für die Einwohner ein ganz angenehmer Versammlungsort. Meine gute Mutter ließ mich aus dem neuen Testament und dem Katechismus auswendig lernen und mein höchstes Streben war, jedes Wort vollkommen zu merken, daß ich die darauf gesetzte Belohnung erhielte. Diese werthvolle Prämie bestand in einem Billet, auf welchem angegeben war, daß der Inhaber Anspruch auf einen Mill „Belohnung“ habe, wonach also zehn solcher Billets einen Cent werth waren. Da diese Prämie ferner nicht baar, sondern nur in Sonntagsbüchern ausgezahlt ward, von welchen das Stück zehn Cents kostete, so folgt daraus, daß nicht weniger als hundert Billets nöthig waren, um ein einziges Buch kaufen zu können. Ein Schüler mußte daher — was einfach unmöglich war — zwei Jahre lang jeden Sonntag die Prämie bekommen haben, ehe er sich etwas dafür anschaffen konnte. So unendlich klein aber auch sonach diese Belohnung war, so war sie doch hinreichend, mich zu dem größten Fleiße anzuspornen.

Der erste Geistliche, dessen Predigten ich mich entsinne in Bethel gehört zu haben, war der ehrwürdige Samuel Sturges. Zu der Zeit, wo ich schon Handlungscommis war, bekleidete Mr. Lowe das Predigeramt. Er kaufte in unserm Laden und obschon er gern seine Pfeife rauchte, und die meisten Geistlichen in jener Zeit, welche meinen Vater und Großvater besuchten, ein „Gläschen“ tranken, so war ich doch von dem Glauben durchdrungen, daß die Geistlichen,

sowohl als einzelne Personen als auch als Korporation betrachtet, bedeutend höher stünden, als andere Menschen. Noch jetzt hege ich aufrichtige Achtung vor diesem Berufe und bin überzeugt, daß viele seiner Mitglieder — wie alle sein sollten — eifrige Jünger ihres Herrn und Meisters sind; und doch ist es eine traurige Wahrheit, daß eben so wie es die besten Früchte sind, an welchen die Wespen nagen, auch die beste Sache am meisten der Gefahr ausgesetzt ist, von Heuchlern ergriffen und benutzt zu werden und wir haben alle mit Schmerz und Kummer erfahren, daß der Titel „Ehrwürden" nicht nothwendigerweise einen Heiligen bezeichnet, denn nichts kann uns davor schützen, daß wir zuweilen von einem Wolf in Schafskleidern hintergangen werden.

Der ehrwürdige Richard Varick Dey, der in Greenfield, Connecticut, wohnte, pflegte nach Bethel zu kommen, um Sonntags Abends hier zu predigen. Er war ein sehr beredter Prediger und excentrischer Mann. Er besaß schöne Talente — seine Predigten waren reich an Pathos und Witz und bei den Weltleuten war er sehr beliebt. Die Strenggläubigen aber hatten eine gewisse Scheu vor ihm. Seine Bemerkungen sowohl auf, als auch außer der Kanzel verstießen oft gegen irgend ein populäres Dogma oder gegen irgend einen beliebten religiösen Lehrsatz. Mr. Dey kam daher in häufige Collisionen mit der Kirche und ward entweder „suspendirt" oder kam in Gefahr, wegen angeschuldigter Verletzung seiner Amtspflicht oder wegen des Verdachts des Irrglaubens in Untersuchung genommen zu werden. Während ihm auf diese Weise das Predigen verwehrt war, sah er ein, daß er etwas thun müsse, um seine Familie zu ernähren. In dieser Absicht besuchte er Bethel, Danbury und andere Städte und hielt „Vorlesungen," nach deren Beendigung freiwillige Beiträge für ihn gesammelt wurden. Ich entsinne mich noch einer seiner Vorlesungen in Bethel über „die christliche Liebe und Wohlthätigkeit." Dieser Vortrag floß über von Beredtsamkeit und Pathos und schloß mit einer Sammlung, die ihm über fünfzig Dollars eintrug.

Man sagte, daß bei einer gewissen Gelegenheit Mr. Dey in Middletown vor einen geistlichen Gerichtshof gestellt werden sollte. Da es damals noch keine Eisenbahnen gab, so reisten viele Leute zu Pferde. Zwei Tage zuvor, ehe die Gerichtsverhandlung stattfinden sollte, machte sich Mr. Dey allein zu Pferde auf den Weg nach Middletown. Seinen Mantelsack hatte er hinter dem Sattel befestigt und nachdem er seinen großen Ueberrock mit einem halben Dutzend breiter Kragen, wie sie damals Mode waren, angezogen und einen breitkrämpigen Hut aufgesetzt, bestieg er sein Pferd und machte sich auf den Weg nach dem Orte, wo das Gericht gehalten werden sollte.

Am zweiten Tage seiner Reise, etwa zehn Meilen von Middletown, holte er einen Collegen ein, der ebenfalls zu Pferde, sich auf dem Wege zu dem Concil befand.

Es war ein Mann von vielleicht sechzig Jahren, dessen silberweißes Haar ihm wie die Stacheln eines Stachelschweins um den Kopf herum stand. Sein

eisernes Gesicht, welches niemals ein Lächeln gekannt zu haben schien, seine düstere umheimliche Meine, die kleinen, funkelnden, egoistisch blickenden Augen überzeugten Mr. Dey, daß er von diesem Manne, als einem seiner Richter, keine Gnade und Schonung zu hoffen habe. Die wohlehrwürdigen Herren begannen bald ein Gespräch mit einander anzuknüpfen. Der strenge Theolog nannte seinen Namen und Wohnort und fragte Mr. Dey ebenfalls danach.

„Mein Name ist Mr. Richard," antwortete der ehrwürdige Richard B. Dey, „und mein Wohnort ist Fairfield." (Greenfield ist ein Kirchspiel in dem Stadtbezirk Fairfield.)

„Ah," rief der andere Geistliche, „dann wohnen Sie ja nicht weit von Mr. Dey; kennen Sie ihn?"

„Ja wohl, recht gut," antwortete der excentrische Richard.

„Nun, und was denken Sie von ihm?" fragte der neugierige College.

„Er ist ein schlauer Fuchs, den ich nicht gern beleidigen möchte, denn ich hege keinen Wunsch, in seine Klauen zu gerathen. Würde ich aber dazu gezwungen, so könnte ich gewisse Dinge enthüllen, welche unser Concil in nicht geringes Erstaunen setzen würden."

„Ist es möglich? Wohlan, Ihre Pflicht gegen die Kirche und die Sache des Erlösers wird Sie veranlassen mit der Sprache herauszugehen und Alles, was sie gegen den Angeklagten vorzubringen wissen, mitzutheilen," antwortete der aufgeregte Geistliche.

„Aber es ist doch sehr hart, wenn man den guten Ruf eines Collegen vernichten und den Frieden einer Familie zerstören soll," antwortete der schüchterne Mr. Richard.

„Es ist die Pflicht der Auserwählten, die Gottlosen zu entlarven und zu strafen," entgegnete der unerschütterliche Puritaner.

„Aber wird es nicht besser sein, wenn ich unserm Bruder erst seinen Fehler sage und ihm Gelegenheit gebe, seinen Fehler zu bekennen und Verzeihung zu verlangen?

„Unser Bruder, wie Sie ihn nennen, ist unzweifelhaft ein Ketzer und der wahre Glaube wird, durch sein Verweilen unter uns, verletzt. Die Kirche muß vom Unglauben gesäubert werden. Wir müssen uns vor Denen hüten, welche verdammliche Ketzereien aufbringen wollen."

„Aber wissen Sie auch gewiß, daß Mr. Dey ein Ungläubiger ist?" fragte der bescheidene Mr. Richard.

„Ich habe gehört, daß er an der Dreieinigkeit zweifelt und daß er gesagt hat, sogar Gottesläugner könnten aufrichtig bereuen, um Vergebung ihrer Sünde flehn und noch selig werden. Ja, man will behaupten, er bezweifle sogar die Verdammung ungetaufter Kinder."

„Entsetzlich!" rief Mr. Richard.

„Ja, in der That entsetzlich, aber ich hoffe zuversichtlich, daß unser Concil

ihn auf immer excommuniciren wird. Aber sagen Sie, was wissen Sie in Betreff seines Glaubens?"

„Gegen seinen Glauben weiß ich gerade nichts Specielles vorzubringen," antwortete Mr. Richard, „aber ich habe einige seiner Handlungen mit angesehen, die ich fast lieber nicht enthüllen möchte."

„Eine sehr unzeitige Schonung! Es ist Ihre Pflicht, dem Concil Alles mitzutheilen, was Sie in Bezug auf den Verbrecher wissen und ich werde darauf bestehen, daß Sie es thun."

„Allerdings wünsche ich zu thun, was recht und gerecht ist, und da ich noch jung in meinem Amte bin, so werde ich mich Ihrem auf Alter und Erfahrung gegründeten Urtheil fügen, doch möchte ich lieber erst Ihnen sagen, was ich weiß und dann hören, was Sie mir für einen Rath in Bezug auf meine Aussage vor dem Concil zu ertheilen haben."

„Ein sehr angemessenes Verfahren. Sie können mir die Thatsachen vortragen und ich werde Ihnen dann meinen Rath nicht vorenthalten. Also, was wissen Sie?"

„Ich weiß, daß ich ihn bei mehr als einer Gelegenheit ertappt habe, als er eben im Begriff war, meine Frau zu küssen," entgegnete der beleidigte Mr. Richard.

„Das wundert mich durchaus nicht," antwortete der Geistliche; „ein solches Betragen stimmt ganz genau mit dem Urtheil überein, welches ich mir von dem Manne gebildet habe. Ich bedaure Sie, Sir, aber Ich ehre Ihr Pflichtgefühl, welches Sie antreibt, solche wichtige Thatsachen zu enthüllen, selbst auf die Gefahr hin, in Ihren häuslichen Verhältnissen ernste Störungen dadurch zu veranlassen. Aber, Sir, die Gerechtigkeit muß ungehindert walten. Diese Thatsachen müssen vor dem Concil in Gewißheit gesetzt werden. Wissen Sie sonst noch etwas gegen den Delinquenten vorzubringen?"

„Ich weiß allerdings noch etwas, aber es ist von so delikater Beschaffenheit und geht so wesentlich meine eigene Person an, daß ich nicht gern davon sprechen möchte."

„Sir, Sie müssen davon sprechen. Ich werde nicht zugeben, daß Sie es verschweigen, sondern darauf bestehen, daß Sie vor unserem Concil die ganze Wahrheit aussagen und wenn Ihnen das Herz darüber brechen sollte. Ich sage noch einmal, Sir, daß ich Ihrer Person meine innige Theilnahme schenke, aber wo das öffentliche Wohl in Frage kommt, da muß das persönliche Gefühl schweigen. Theilnahme für eine einzelne Person darf nicht den Interessen der wahren Kirche hindernd in den Weg treten. Es wird daher am gerathensten sein, Sir, wenn Sie mir Alles sagen, was Sie wissen."

„Da Sie sagen, meine Pflicht verlange es, so will ich es thun. Ich habe ihn unter sehr verdächtigen Umständen in dem Schlafzimmer meines Weibes ertappt," sagte der unglückliche Mr. Richard.

„Lag Ihre Frau im Bett?" fragte der Mann mit dem eisernen Gesicht.

„Allerdings," lispelte der Mr. Richard kaum hörbar.

„Genug, genug," war die Antwort. „Unser Concil soll den ehrwürdigen Richard V. Dey bald beseitigen."

Die beiden Prediger waren mittlerweile in Middletown angelangt. Der ehrwürdige Mr. Essiggesicht ritt nach dem Pfarrhause, während Mr. Dey, auch Mr. Richard genannt, sich in ein kleines obscures Gasthaus begab. Den nächsten Tag begann das Concil. Das Kirchengericht war schnell organisirt und nachdem man verschiedene kleinere Fragen erledigt, schlug man vor, die gegen den ehrwürdigen Mr. Dey vorgebrachten Anklagen der Ketzerei in Erwägung zu ziehen. Der Angeklagte unterhielt sich eben bescheidentlich mit seinem Reisegefährten vom vorigen Tage, der, als er diesen Antrag hörte, sofort aufsprang und dem ehrwürdigen Präsidenten meldete, er sei durch eine Fügung des Himmels zur Kenntniß von Thatsachen gekommen, welche nothwendig zur sofortigen Ausstoßung des Verbrechers aus der Kirche führen und die Nothwendigkeit einer nähern Untersuchung wegen der angeschuldigten Ketzerei ersparen würden.

„In der That," fuhr er fort, „ich bin bereit zu beweisen, daß der ehrwürdige Richard V. Dey häufig das Weib eines unserer Collegen geküßt hat und obendrein unter Umständen ertappt worden ist, welche fast mit Gewißheit darauf schließen lassen, daß er sich des Verbrechens des Ehebruchs schuldig gemacht hat."

Ein Schauer des Entsetzens und der Ueberraschung durchzuckte die ganze Versammlung. Aller Augen wendeten sich auf Mr. Dey, der so dicht neben dem letzten Sprecher saß, daß er ihn berührte, als er sich wieder auf seinen Sitz niederließ. Mr. Dey's Antlitz war so freundlich und ruhig, wie ein Maimorgen und es bedurfte eines sehr scharfen Blickes, um das heimlich lauernde Lächeln zu entdecken, welches aus seinen Augenwinkeln lugte. Es vergingen einige Minuten unter allgemeiner Todtenstille.

„Nennen Sie Ihre Zeugen," sagte endlich der Präsident in fast geisterhaftem Tone.

„Ich fordere den ehrwürdigen Mr. Richard von Fairfield auf, die von mir erhobene Anklage eidlich zu bestätigen," antwortete der strenge Puritaner.

Kein Mensch rührte sich. Mr. Dey sah so unbefangen aus, als ob er von allen Anwesenden keinen Menschen kennte und die Sprache, die sie redeten, nicht verstünde.

„Wer ist der ehrwürdige Mr. Richard?" fragte der ehrwürdige Präsident.

„Hier ist er," antwortete der Ankläger, indem er Mr. Dey vertraulich auf die Schulter klopfte.

Die ganze Versammlung brach in ein so lautschallendes Gelächter aus, wie es wahrscheinlich noch niemals in einem Concil gehört worden und der Ankläger war ganz starr vor Erstaunen über dieses unbegreifliche Benehmen von Seiten einer so gesetzten religiösen Versammlung.

Mr. Dey allein bewahrte den unerschütterlichsten Ernst.

„Dies da, Sir, ist der ehrwürdige Sir Richard B. Dey,“ entgegnete der Präsident, als die Ordnung einigermaßen wieder hergestellt war.

Der Blick des Schreckens und Entsetzens, der sofort aus dem Antlitz des Anklägers leuchtete, bewog die Versammlung, ein zweites schallendes Gelächter anzustimmen, während dessen Mr. Dey's Schlachtopfer sich entfernte, um sich nie wieder in Middletown blicken zu lassen. Nun ward die Anklage auf Ketzerei vorgenommen. Nach kurzer Erörterung erklärte man sie aus Mangel an Beweis unbegründet und Mr. Dey kehrte triumphirend nach Greenfield zurück.

Mein Großvater war ein Universalist und aus verschiedenen eingebildeten oder wirklichen Gründen ein heftiger Gegner der Presbyterianer, obschon persönlich einige davon seine wärmsten und intimsten Freunde waren. Da er sehr an Mr. Dey hing, so bewog er diesen Herrn, eine Reihe von Sonntagsabendpredigten in Bethel zu halten, und mein Großvater war nicht blos bei allen diesen Gelegenheiten einer seiner hervorragendsten und aufmerksamsten Zuhörer, sondern Mr. Dey war auch allemal sein Gast. Gewöhnlich blieb er dann auch noch den Montag und Dienstag bei meinem Großvater und da dann mehrere der geselligsten Nachbarn sich ebenfalls einfanden, so ging es gewöhnlich sehr lustig zu. Dann und wann machte mein Großvater in Bezug auf theologische Punkte einen gutmüthigen Angriff auf Mr. Dey und kam in der Regel ziemlich gut weg. Dabei machte es ihm, wenn er auch besiegt ward, stets Vergnügen, die witzigen Antworten zu wiederholen, mit welchen Mr. Dey seinen Einwürfen zu begegnen wußte.

Eines Tages, als ein Dutzend oder noch mehr Nachbarn zugegen waren und sich die Zeit damit vertrieben, daß sie der Flasche zusprachen, Anekdoten erzählten und Witze rissen, rief mein Großvater mit lauter Stimme, die sofort die Aufmerksamkeit aller Anwesenden fesselte:

„Freund Dey, wie ich nicht anders weiß, so geben Sie vor, an die Prädestination oder Vorherbestimmung zu glauben.“

„Versteht sich, thue ich das,“ entgegnete Mr. Dey.

„Gut; gesetzt nun, ich spuckte Ihnen ins Gesicht, was würden Sie dann thun?“ fragte mein Großvater.

„Ich will nicht hoffen, daß dieser Fall vorauszusetzen sei,“ antwortete Mr. Dey, „denn höchst wahrscheinlich würde ich Ihnen dann ein paar tüchtige Ohrfeigen verabreichen.“

„Das wäre aber sehr inconsequent,“ entgegnete mein Großvater triumphirend, „denn wenn ich Ihnen ins Gesicht spuckte, so geschähe es blos, weil es einmal so vorherbestimmt wäre. Warum wollten Sie daher so unbillig sein, mich zu ohrfeigen?“

„Weil dann diese Ohrfeigen Ihnen ebenfalls vorherbestimmt wären.“

Die Gesellschaft brach in ein lautes Gelächter aus, in welches mein

Großvater herzlich mit einstimmte, und er erzählte diesen Vorfall häufig mit vielem Wohlgefallen.

Ich habe schon früher gesagt, daß unser altes Bethaus ohne Thurm oder Glocken im Sommer ein ganz angenehmer Ort war. Aber die Zähne klappern mir jetzt noch, wenn ich an die entsetzlichen Stunden denke, die wir hier im Winter zubrachten. Ein Ofen in einem Bethause war damals noch etwas Unerhörtes und eine Neuerung dieser Art würde geradezu als Tempelschändung betrachtet worden sein. Die altmodischen Predigten dauerten stets anderthalb bis zwei Stunden, und die Versammlung saß und fror, und ihre Gesichter wurden so blau, daß es kein Wunder war, wenn die „Weltlichgesinnten" sie zuweilen „Blaunasen" nannten. Sie waren das im buchstäblichsten Sinne. Unsere Mütter und Großmütter waren die einzigen Personen, denen es gestattet war, sich einige Erleichterung zu verschaffen. Die, welche die Mittel dazu hatten, waren mit Muff und Pelzkragen versehen und brachten einen sogenannten „Fußofen" mit, der aus einem kleinen viereckigen Blechkasten bestand, welcher mit Löchern versehen, mit einem Holzkasten umgeben und einem Drahthenkel versehen war. An der einen Seite befand sich ein Thürchen, zu welchem ein kleiner eiserner Napf mit glühenden Kohlen hineingeschoben ward, über welche man ein wenig Asche gestreut hatte. Die, welche in einiger Entfernung von dem Bethause wohnten, nahmen ihren „Fußofen" mit in den Wagen oder in den Schlitten — denn im Winter war gewöhnlich sehr gute Schlittenbahn — und füllten ihn dann bei der Ankunft in dem nächsten Nachbarhause mit frischen Kohlen, ehe sie das Heiligthum betraten.

Endlich und nach vielen Jahren drang der Geist der Reform auch bis zu der frierenden Versammlung in dem alten Bethause zu Bethel. Ein Bruder, der offenbar seinem Zeitalter weit vorausgeeilt, und nicht, wie einige der ältern Brüder glaubten, übergeschnappt war, hatte die Verwegenheit, vorzuschlagen, daß man einen Ofen in die Kirche setze, und zwar zu dem Zwecke, sie zu heizen. Viele Brüder und Schwestern hoben die Hände empor und verdrehten erstaunt und entsetzt die Augen. „Eine niedliche Geschichte," meinten sie, „wäre es, wenn Menschen, die sich Christen nennen, ein Feuer brauchten, um ihren Eifer zu erwärmen." Der Vorschlag war ein geradezu irreligiöser und ward mit überwiegender Majorität abgeworfen. Der Reformer beharrte indessen bei seinem Plane, und durch Ueberredung und Beweisgründe gelang es ihm endlich, einige Proselyten zu machen. Er stellte vor, daß ein einziger großer Ofen zum Heizen des ganzen Hauses eben so harmlos sein müsse, als fünfzig kleine Oefen zur Erwärmung der fünfzig Paar Füße, die den Eigenthümern der genannten tragbaren Oefen gehörten, und während Einige zwischen diesen beiden Fällen keine Analogie bemerken wollten, erklärten Andere, daß, wenn er wahnsinnig sei, wenigstens Methode in seinem Wahnsinn liege.

Es verging abermals ein Jahr, der kalte November stellte sich ein und die Ofenfrage ward abermals in Anregung gebracht. Die Aufregung stieg immer

höher; es wurden abendliche Versammlungen und Kirchenausschüsse abgehalten, um die Frage zu besprechen; in den Dorfkneipen und Kaufläden ward für und wider gestritten, selbst die jungen Leute brachten in ihrem Debattirclub die Sache aufs Tapet und in den ersten Tagen des December ward eine allgemeine Gemeindeversammlung berufen, um durch Abstimmung zu entscheiden, ob in dem Bethause ein Ofen angebracht werden solle, oder nicht.

Die Frage ward mit einer Majorität von einer einzigen Stimme bejaht und zur großen Bestürzung der Minorität der Ofen gesetzt. Am ersten Sonntage darauf wurden zwei ehrwürdige, alte Jungfern in Folge der „trocknen Luft“ ohnmächtig und durch die gefürchtete Neuerung eine krankhafte Aufregung hervorgerufen. Man trug die Leidenden hinaus in die kalte Luft, wo sie bald wieder zum Bewußtsein erwachten, nachdem man ihnen mitgetheilt, daß in Folge des noch nicht ganz ausreichenden Rohres, n o c h g a r k e i n F e u e r i n d e m O f e n a n g e z ü n d e t w o r d e n w a r.

Der nächstfolgende Sonntag war sehr kalt und der Ofen ward mit gutgetrocknetem Hickoryholze vollgepfropft und fast rothglühend geheizt. Nun war es in der Kirche recht behaglich, Viele freueten sich darüber und nur Wenige waren noch dagegen. Unmittelbar nachdem am Schlusse des Nachmittagsgottesdienstes der Segen gesprochen worden, erhob sich einer der Kirchväter, dessen Stuhl sich in der Nähe der Thür befand, und rief mit lauter Stimme: „Die Gemeinde wird ersucht, noch ein wenig zu verweilen.“

Bei dieser sehr oft vorkommenden Aufforderung setzten sich Alle sofort wieder auf ihre Plätze. Der alte Kirchvater näherte sich dem Altar, drehete sich dann zu der Versammlung herum und redete sie in winselndem Tone folgendermaßen an:

„Brüder und Schwestern, Ihr werdet mir bezeugen, daß ich gleich von Anfang an meine Stimme dagegen erhoben habe, daß in dem Hause des Herrn ein Ofen gesetzt werde. Die Majorität hat gegen mich entschieden. Ich will hoffen, daß die Majorität in der Furcht des Herrn gestimmt hat, und füge mich, weil ich nicht vorsätzlich Schismata in unserer Kirche veranlassen möchte. Wenn wir aber einmal einen Ofen haben müssen, so bestehe ich darauf, daß es ein größerer sei, denn der, welchen Ihr habt setzen lassen, ist nicht groß genug, um das ganze Haus zu heizen, und die Folge davon ist, daß die ganze Kälte nach den äußern Stühlen zurückgetrieben wird, welche demzufolge jetzt drei Mal so kalt sind, als sie vorher waren, so daß wir, die wir in diesen Stühlen sitzen, die gesammte Kälte des ganzen Hauses aushalten müssen.“

Der Ton und die Geberde des Sprechers ließ nicht daran zweifeln, daß er es ernstlich meine, und er ließ sich auch nicht eher beschwichtigen, als bis das „Geschäftscomité“ sich bereit erklärte, die Sache in Erwägung zu ziehen. Im Laufe der Woche überzeugte man ihn, daß der Ofen, ausgenommen für ungewöhnlich kalte Tage, groß genug sei, fand es aber fast unmöglich, ihm begreiflich

zu machen, daß der Ofen, wenn er auch nicht das ganze Gebäude heizte, die Kälte unmöglich alle zusammen in eine Ecke drängen könne.

Während der ehrwürdige Mr. Lowe in Bethel predigte, bildete er eine zahlreiche Bibelklasse, welche größtentheils aus Knaben und Mädchen von zwölf bis vierzehn Jahren bestand. Ich war ebenfalls mit in dieser Klasse. Ein Theil unserer Pflicht bestand darin, daß wir einen von dem Geistlichen bezeichneten Bibelvers vornahmen, unsere Erklärung desselben aufschrieben und das, was wir geschrieben, in einen zu diesem Zwecke herumgegebenen Hut warfen. Da die ausgewählten und unter die Schüler vertheilten Verse ebenfalls aus einem Hute gezogen wurden, so wußte Niemand, nicht einmal Mr. Lowe selbst, welches Thema diesem oder jenem Schüler speciell zugefallen war. Die Bibelstunde ward unmittelbar nach dem Schlusse des Nachmittagsgottesdienstes gehalten und die ganze Gemeinde pflegte dazubleiben, um die Aufsätze ablesen zu hören. Zuweilen waren die von den Schülern aufgeschriebenen Erklärungen erbärmlich, zuweilen spaßhaft, meistentheils aber sehr gut. Die meinigen gehörten, glaube ich, gewöhnlich der zweiten Kategorie an. Mr. Lowe machte allemal einige Bemerkungen nach Ablesung eines jeden Aufsatzes, um dadurch seinen Beifall oder seine abweichende Meinung zu erkennen zu geben, in welchem letztern Falle er stets seine Gründe angab. Ich entsinne mich, daß ich bei einer Gelegenheit den 42. Vers aus dem 10. Kapitel des Evangelisten Lucas aus dem Hute zog: „Eins aber ist noth. Maria hat das gute Theil erwählet, das soll nicht von ihr genommen werden."

Ich nahm meinen Vers und die Frage mit nach Hause und schrieb bei der ersten Gelegenheit ungefähr die folgende Erklärung auf:

„Diese Frage: „Was ist das Eine, was noth ist?" kann auf verschiedene Weise beantwortet werden, je nach den Personen, an welche sie gerichtet wird.

„Der Kaufmann könnte antworten: Das Eine, was noth ist, sind recht viele Kunden, die viel kaufen ohne abzuhandeln und alle ihre Einkäufe baar bezahlen.

„Der Landwirth könnte antworten: Das Eine, was noth ist, sind reichliche Ernten und hohe Preise.

„Der Jurist würde der Meinung sein: Das Eine, was noth ist, ist eine unruhige Gemeinde, die fortwährend in Streitigkeiten und Prozesse verwickelt ist.

„Der Geistliche könnte antworten: Es ist ein guter Gehalt mit einer zahlreichen Menge Sünder, welche die Seligkeit suchen und reichliche Stuhlzinsen bezahlen.

„Der unverheirathete Mann könnte ausrufen: Es ist eine schöne Frau, welche ihren Gatten liebt und Knöpfe anzunähen versteht.

„Die Jungfrau könnte antworten: Es ist ein guter Ehemann, der mich liebt, achtet und beschützt, so lange ich lebe.

„Die passendste Antwort aber und ohne Zweifel die, welche auf Maria's Fall Anwendung erleidet, ist: Das Eine, was noth ist, ist, an Jesum Christum zu glauben, seinen Fußstapfen nachzufolgen, Gott zu fürchten und seine Gebote zu halten, unsre Mitmenschen zu lieben und jede Gelegenheit zu benutzen, wo wir ihnen beistehen können. Kurz, das Eine, was noth ist, ist, ein Leben zu führen, auf welches wir stets mit Zufriedenheit zurückblicken können und dem Ende desselben mit Vertrauen auf Den entgegenzusehen, der es uns so gütig geschenkt und uns mit unzähligen Wohlthaten überhäuft hat, wenn wir nur das Herz und die Weisheit besitzen, sie auf die geeignete Weise zu empfangen."

Obschon das Vorlesen der ersten Zeilen ein unterdrücktes Gelächter unter der Versammlung zur Folge hatte, dessen sich der Geistliche selbst nicht ganz enthalten konnte, und obschon der Name „Taylor Barnum" häufig in der Gemeinde geflüstert ward, so hatte ich doch die Freude, den ehrwürdigen Mr. Lowe zum Schlusse sagen zu hören, es sei eine gutgeschriebene Beantwortung der Frage: Was ist das Eine, was noth ist?

Mr. Lowe war ein Engländer. Er kaufte eine kleine Farm in der Nähe von Bethel und wollte Landwirthschaft treiben, da er aber in diesem Fache wenig oder gar keine Erfahrung besaß, so beging er die gröbsten Mißgriffe. Eines Tags war er beschäftigt, mit seinem Knecht in der Nähe seiner Scheune Felsen zu sprengen. Sie hatten ein großes tiefes Loch gebohrt, brachten die Sprengladung hinein und legten die Lunte zurecht. Mr. Lowe befahl seinem Knecht, sich zu entfernen, während er die Procedur beendete. Der Knecht begab sich auf die andere Seite der Scheune. Mr. Lowe zündete nun die Lunte an, näherte sich der Scheune, die nur zwei Ruthen von dem Gestein entfernt war und steckte den Kopf zu dem Stallfenster hinein, während er seinen ganzen Körper preisgegeben ließ. Die Explosion schleuderte große Felsstücken in die Luft empor. Eins dieser Stücke, welches wenigstens dreihundert Pfund wog, stürzte neben dem Prediger nieder, so nahe, daß es seine Kleider streifte und schlug dicht neben seinen Füßen zwanzig Zoll tief in den Boden hinein. Mr. Lowe mußte selbst zugeben, daß er nur mit genauer Noth einer furchtbaren Gefahr entronnen war und nahm sich in der Folge beim Felsensprengen den Vogel Strauß nicht mehr zum Muster.

Viertes Kapitel.

Anekdoten und eine Episode.

Danbury und Bethel waren und sind noch gewerbtreibende Dörfer. Hüte und Kämme waren die vornehmsten Industrieerzeugnisse. Die Hut- und Kammmacher mußten jeden Frühling und Herbst nach New-York reisen, was sie gewöhnlich in größeren Gesellschaften thaten und wobei sie häufig noch einige Andere mitnahmen, die blos des Spaßes wegen die Reise mitzumachen wünschten. Gewöhnlich schifften sie sich in Norwalk an Bord einer Schaluppe ein und die Dauer ihrer Reise hing gänzlich von dem Stande des Windes ab. Zuweilen wurde die Fahrt in acht Stunden zurückgelegt, zuweilen vergingen fast eben so viele Tage darüber.

Für die Passagiere machte dies indessen keinen großen Unterschied. Sie hatten es vornehmlich auf Vergnügen abgesehen und waren überzeugt, daß sie sich zu Land und zu Wasser gleich gut amüsiren würden. Sie waren alle große Freunde von Schabernacken und schlossen gewöhnlich vor der Abreise einen feierlichen Vertrag, welchem zufolge sich Jeder verbindlich machte, wenn er einen Scherz übelnähme, eine Strafe von zwanzig Dollars zu bezahlen. Diese Uebereinkunft beugte allerdings vielen Zwistigkeiten vor, denn dann und wann ward doch ein unerwarteter und ziemlich starker Streich gespielt, der die betreffende Zielscheibe desselben nicht wenig erbitterte.

Bei einer dieser Gelegenheiten reiste eine Gesellschaft von vierzehn Mann eines Montags früh von Bethel nach New-York ab. Unter dieser Gesellschaft befanden sich auch mein Großvater, Capitain Noah Ferry, Benjamin Hoyt, Esqu., Onkel Samuel Taylor (wie er allgemein genannt ward), Eleazar Taylor und Charles Tart. Die meisten dieser Leutchen waren sprichwörtliche Spaßvögel und es war doppelt nothwendig, jene Bedingungen in Bezug auf das Nichtübelnehmen ausdrücklich zu stellen. Es geschah dies demzufolge durch einen schriftlichen Vertrag, der in bester Form unterschrieben ward.

Montag Nachmittag kamen sie in Norwalk an. Denselben Abend ging die Schaluppe wieder unter Segel und man hatte gegründete Aussicht, zeitig am nächsten Morgen New-York zu erreichen. Mehrere Fremde stießen in Norwalk zu der Gesellschaft, untern andern auch ein Geistlicher. Dieser merkte bald, daß er in ungewöhnlich lustige Gesellschaft gerathen war und versuchte sich entfernt zu halten. Man sagte ihm aber, daß dies nichts helfen werde; man erwarte den nächsten Morgen New-York zu erreichen und sei entschlossen „freie Nacht" zu machen; deshalb möge er sich nur darein fügen, denn von Schlaf könne keine Rede sein. Seine Ehrwürden machten anfangs Gegenvorstellungen und sprachen von ihren „Rechten", aber bald erfuhr der gute Mann, daß er sich hier in einer Gesellschaft befand, wo die Rechte der Ma-

jorität das Uebergewicht hatten. Er machte daher gute Miene zum bösen Spiel und nachdem er sich darauf gefaßt gemacht, diese Nacht nicht zu schlafen, ließ er sich mit mehrern seiner Mitpassagiere in ein Gespräch ein.

Der Geistliche war ein schlanker, hagerer Mann, über sechs Fuß groß, mit einem blassen Gesicht, hellblondem Haar und einem ungeheuern röthlich braunen Backenbarte. Einige der Passagiere witzelten über den Ueberfluß an Haar auf seinem Gesicht, aber er antwortete, die Natur habe es einmal da wachsen lassen und obschon er es in Uebereinstimmung mit dem modernen Gebrauche für schicklich fände, einen Theil seines Bartes zu rasiren, so hielte er es jedoch weder für unmännlich noch für ungeistlich, einen Backenbart zu tragen. Man schien der Meinung zu sein, daß der Geistliche bei diesem Meinungsaustausch den Sieg behalten habe und brachte das Gespräch auf etwas Anderes.

Die Erwarkung einer raschen Fahrt nach New-York ward auf die schmerzlichste Weise getäuscht. Das Schiff schien sich kaum zu rühren und während der langen langweiligen Stunden des Tages und der Nacht zeigte sich auch nicht die mindeste Bewegung auf dem Spiegel des Wassers. Nichtsdestoweniger ging es an Bord der Schaluppe lustig zu, und jeder Reisende trug die Früchte seiner guten Laune bei, um die langweilige Zeit vertreiben zu helfen. Der Freitag Morgen brach an, aber die Windstille dauerte immer noch fort. Fünf Tage war man von der Heimath entfernt und noch immer keine Aussicht da, New-York zu erreichen.

Man kann sich denken, wie die Bärte der Passagiere aussahen. Es befand sich ein einziges Rasirmesser unter der Gesellschaft und dies gehörte meinem Großvater, welcher weder selbst Gebrauch davon machte, noch einem Andern dies gestattete.

„In New-York werden wir alle rasirt", sagte er.

Sonnabend Morgen erschienen „alle Hände" auf dem Deck und die Schaluppe lag Sawpitts — jetzt Port Chester — gegenüber ganz still.

Die Geduld der Passagiere ward dadurch auf keine kleine Probe gestellt.

„Heute erwartete ich wieder die Heimreise anzutreten", sagte der Eine.

„Ich gedachte, Mittwoch alle meine Kämme zu verauctioniren und nun liegen sie noch hier an Bord", sagte ein Anderer.

„Ich hoffte meine Hüte diese Woche noch ganz gewiß zu verkaufen, denn ich habe nächsten Montag eine Rechnung in New-Haven zu bezahlen", setzte ein Dritter hinzu.

„Ich habe versprochen, heute Abend und morgen in New-York zu predigen", sagte der Geistliche, dessen ungeheurer rother Bart jetzt ein Gesicht beschattete, welches vollständig mit einen Viertelzoll langem rothem Haar bedeckt war.

„Na, was hilft das Winseln", rief der Capitain; „es ist ein Glück für uns, daß wir Hühner und Eier als Fracht mithaben, sonst würde es etwas knapp hergehen".

Nach dem Frühstück baten die Passagiere, welche jetzt anfingen wie Barbaren auszusehen, meinen Großvater abermals, daß er ihnen sein Rasirmesser leihen solle.

„Nein, meine Herren", entgegnete er, „ich behaupte, daß das Rasiren ungesund und der Natur zuwider ist und bin entschlossen, mich weder selbst zu rasiren, noch mein Rasirmesser wegzuborgen, bis wir nach New-York kommen".

Die Nacht kam aber noch kein Wind, Sonntag Morgen fand sie noch in derselben Lage. Ihre Geduld war nun fast ganz erschöpft, als nach dem Frühstück sich die Wellen ein wenig zu kräuseln begannen. Die Bewegung des Wassers wuchs allmählig und die Passagiere hatten bald die Freude, den Anker lichten und die Segel wieder spannen zu sehen. Die Schaluppe glitt leicht durch das Wasser und ein Lächeln der Freude drängte sich durch das Borstendickicht, welches die Gesichter der Passagiere bedeckte.

„Um welche Zeit werden wir New-York erreichen, wenn der Wind so anhält?" war die begierige Frage eines halben Dutzends Passagiere.

„Gegen zwei Uhr heut Nachmittag", antwortete der gutmüthige Capitain, welcher nun überzeugt war, daß keine fernere Windstille seine Aussichten vereiteln würde.

„Ach, dann ist es zu spät, um uns noch rasiren zu lassen", riefen mehrere Stimmen; „die Barbierläden werden um zwölf Uhr geschlossen".

„Und ich werde kaum noch Zeit genug kommen, meine Nachmittagspredigt zu halten", entgegnete der rothbärtige Geistliche. „Mr. Taylor, haben Sie doch die Güte, mir Ihr Rasirzeug zu leihen", fuhr er fort, indem er sich zu meinem Großvater wendete.

Mein Großvater ging nach seinem Koffer, schloß ihn auf und nahm Rasirmesser, Seifenbüchse und Streichriemen heraus. Die Passagiere drängten sich um ihn herum, denn allen lag sehr viel daran, diese Geräthschaften ebenfalls geliehen zu bekommen.

„Na, meine Herren," sagte mein Großvater, „ich will billig gegen Euch sein. Allerdings hatte ich nicht die Absicht, mein Rasirmesser zu verborgen, da wir aber zu spät ankommen werden, um noch eine Barbierstube aufsuchen zu können, so sollt Ihr es alle benutzen. Dabei aber ist klar, daß wir nicht so viel Zeit haben werden, uns alle mit einem einzigen Messer zu rasiren, ehe wir nach New-York kommen und da es unbillig wäre, wenn die Hälfte von uns mit reinen Gesichtern ans Land stiege, während die Uebrigen noch an Bord warten müßten, bis sie sich rasirt hätten, so habe ich einen Plan ausgesonnen, von dem Ihr selbst sagen werdet, daß er gerecht und billig sei."

„Wie ist dieser Plan?" lautete die begierige Frage.

„Er besteht darin, daß ein Jeder erst blos die eine Hälfte seines Gesichts rasirt und dann das Messer dem Nächsten übergiebt; wenn wir dann alle halb

rasirt sind, fangen wir die Reihe wieder von vorn an und rasiren die andere Hälfte.“

Alle waren damit einverstanden, nur nicht der Geistliche. Er sagte, er könne am Tage des Herrn unmöglich in so lächerlicher Gestalt erscheinen, worauf Mehrere erklärten, daß ein Mensch mit einem so ungeheuern rothen Bart nothwendig stets lächerlich erschiene, und man verlangte daher, daß der Geistliche, wenn er das Rasirmesser überhaupt gebrauche, sich seines Backenbarts entledige.

Mein Großvater trat diesem Verlangen bei und sagte:

„Na, meine Herren, da das Rasirmesser mein gehört, so werde ich den Anfang machen und da unser ehrwürdiger Freund große Eile hat, so soll er der Nächste sein. Aber herunter muß die eine Hälfte seines Backenbarts bei der ersten Tour, oder er bekommt mein Rasirmesser gar nicht.“

Der Geistliche, welcher einsah, daß alles weitere Reden nichts helfen würde, ging widerstrebend auf das Verlangen ein. Nach Verlauf von zehn Minuten war die eine Seite von meines Großvaters Gesicht und Kinn in gerader Linie von der Mitte der Nase herunter so glatt wie seine Hand, während die andere aussah wie eine undurchdringliche Hecke in einem Sumpflande. Die Passagiere erhoben ein schallendes Gelächter, in welches der Geistliche wider Willen einstimmte, und mein Großvater reichte ihm nun das Rasirmesser.

Der Geistliche hatte schon die eine Hälfte seines Gesichts eingeseift und reichte den Pinsel dem nächsten Harrenden. Nach kurzer Zeit hatte das Rasirmesser seine Arbeit verrichtet und der Geistliche war die eine Hälfte seines Backenbarts los. Die linke Seite seines Gesichts war so nackt wie die eines Kindes, während die andere Wange mit ihrem vier Zoll langen Haar einen fürchterlichen Gegensatz dazu bildete. Man konnte sich kaum etwas Lächerlicheres denken. Ein betäubendes Gelächter erscholl und der arme Geistliche schlich sich still beiseite, um eine Stunde zu warten, bis er wieder an die Reihe käme und dann auch die andere Hälfte rasiren könnte.

Der nächste Mann machte dieselbe Operation durch und alle Uebrigen folgten nach, während allemal, so wie das Rasirmesser weiter gegeben ward, ein neues schallendes Gelächter ausbrach. Nach Verlauf von fünf Viertelstunden waren sämmtliche Passagiere an Bord halb rasirt. Nun ward vorgeschlagen, daß alle aufs Deck gehen und ein Glas trinken sollten, ehe die Operation mit der andern Seite des Gesichts vorgenommen würde. Als sie alle auf dem Deck beisammenstanden, war der Anblick, den sie darboten, ein höchst lächerlicher. Die ganze Gesellschaft brach wieder in tollen Jubel aus und Jeder wollte sich todtlachen über das drollige Aussehen der Uebrigen.

„Nun, meine Herren,“ sagte mein Großvater, „werde ich in die Kajüte gehen und die andere Seite rasiren. Ihr könnt alle mittlerweile auf dem Deck bleiben. Sobald als ich fertig bin, komme ich wieder herauf und gebe das Messer dem Pfarrer.“

„Ihr müßt Euch aber dazuhalten, sonst seid Ihr nicht alle fertig, wenn wir ankommen," bemerkte der Capitain, „denn in einer halben Stunde legen wir am Peck Slip Werft an."

Mein Großvater ging in die Kajüte und nach zehn Minuten erschien er mit dem Rasirmesser wieder auf dem Deck. Er war vollkommen glatt rasirt.

„Nun," sagte der Geistliche, „bin ich dran!"

„Ja wohl," sagte mein Großvater. „Sie sind der Nächste, aber warten Sie einen Augenblick, ich will das Messer erst ein paar Mal über den Riemen ziehen."

Mit diesen Worten setzte er den Fuß auf das Geländer des Decks, legte das eine Ende des Streichriemens auf das Knie und fuhr mit dem Messer mehrmals auf und ab. Plötzlich aber flog es ihm wie aus Versehen aus der Hand und fiel in das Wasser.

Mein Großvater rief mit gutgeheuchelter Ueberraschung in erschrecktem Tone: „Ach, mein Himmel! das Messer ist über Bord gefallen!"

Noch nie hatte ein menschliches Auge ein solches Bild der Bestürzung erblickt, wie die eine Hälfte der Gesichter sämmtlicher Passagiere darbot. Anfangs war Alles todtenstill wie vor Schrecken erstarrt. Nach wenigen Minuten begann sich ein Murmeln hören zu lassen, welches bald zu lauten Worten der Entrüstung anschwoll. „Ein niederträchtiger Hund!" „Die größte Gemeinheit, die mir je vorgekommen," bemerkte ein Anderer. „Man sollte ihn selbst über Bord werfen!" riefen mehrere Andere, aber alle besannen sich, daß Jeder, der den Scherz übelnahm, zwanzig Dollars Strafe bezahlen müßte und deshalb wiederholte Keiner seine Bemerkungen. Gleich darauf wendeten sich Aller Augen auf den Geistlichen. Er war das gräßlichste Bild der Verzweiflung, welches man sich denken konnte.

„O, das ist entsetzlich!" stöhnte er in einem Tone, als ob ihm das Herz brechen wollte.

Dies war zu viel und die ganze Menge brach mit einem Male wieder in ein laut schallendes Gelächter aus. Die Ruhe ward hergestellt und der Scherz — obschon ein ziemlich starker — hinuntergeschluckt. Bald legte die Schaluppe am Dock an. Die halbrasirten Passagiere kamen nun überein, daß mein Großvater, der der einzige Mensch an Bord war, welcher wie ein civilisirtes Wesen aussah, nach dem Walton House in Franklin Square vorangehen und alle Uebrigen im Gänsemarsche ihm folgen sollten. Er machte sie aufmerksam, daß sie auf den Straßen viel Aufsehen erregen würden und machte ihnen zur Pflicht, nicht zu lachen. Sie waren damit einverstanden und machten sich auf den Weg. Ehe sie noch die Ecke von Pearl Street und Peck Slip erreicht hatten, waren sie schon von einer ziemlichen Menschenmenge umringt, aber sie marschirten alle so ernst und feierlich, als ob sie einen Leichenzug bildeten. Die Thür des Gasthauses stand offen. Der alte Backus, der Wirth, schmauchte behaglich seine Cigarre, während etwa ein Dutzend Gäste beschäftigt waren, die Zeitungen

zu lesen u. s. w. Plötzlich marschirte eine Reihe sonderbarer Gestalten herein, denen ein Pöbelhaufen auf dem Fuße folgte. Mr. Backus und seine Gäste sprangen entsetzt empor. Mein Großvater marschirte feierlich an das Büffet — die Passagiere folgten und stellten sich hinter ihm in zwei Reihen. „Santa Cruz Rum für neunzehn Mann!" schrie mein Großvater dem Kellner zu. Der erstaunte Wirth setzte rasch Flaschen und Gläser auf den Tisch, und als er entdeckte, daß die seltsamen Gesichter alte Freunde und Kunden waren, kannte seine Freude und Lust keine Grenzen.

„Aber um's Himmels willen, was ist denn geschehen!" rief er, „daß Ihr alle halbrasirt kommt?"

„Gar nichts, Mr. Backus," sagte mein Großvater mit unerschütterlichem Ernste. „Diese Herren tragen ihre Bärte so, weil es in dem Orte, woher sie kommen, so Mode ist, und ich finde es sehr sonderbar, daß Ihr New-Yorker uns auf so beleidigende Weise angafft, weil Eure Mode von der unsrigen ein wenig verschieden ist."

Backus glaubte wenigstens halb, daß es meinem Großvater mit seinen Worten Ernst sei, und die Umstehenden waren davon überzeugt, denn auf keinem der halbrasirten Gesichter war auch nur das mindeste Lächeln zu bemerken. Nachdem die Passagiere einige Minuten so dagesessen, wurden ihnen ihre Zimmer angewiesen und zur Theestunde erschien Jeder gerade so, wie er von der Schaluppe gekommen, wieder bei Tafel. Die Damen waren vor Verwunderung außer sich, die Kellner blinzelten und lachten, aber die Gegenstände dieses Gelächters waren so ernst wie Vehmrichter. Am Abend beobachteten sie denselben Ernst im Trinkzimmer und um zehn Uhr begaben sie sich mit gebührender Feierlichkeit zu Bett. Am nächsten Morgen jedoch bei guter Zeit unterzogen sie sich in der Barbierstube einer Operation, die sie bald wieder auf gleichen Fuß mit der übrigen Menschheit stellte.

Es ist kaum nöthig hinzuzufügen, daß der Geistliche jene eigenthümliche Prozession am Sonntag Nachmittag nicht mitmachte. Er band sich ein Schnupftuch um das Gesicht, nahm seine Reisetasche in die Hand und begab sich nach Market Street, wo er wahrscheinlich noch Zeit genug einen Collegen und ein gutes Rasirmesser fand, um die versprochene Predigt halten zu können.

Im Monat August 1825 widerfuhr meiner Großmutter von mütterlicher Seite ein Unfall, der, obschon man ihn damals für geringfügig hielt, dennoch ihren Tod zur Folge hatte.

Während sie in ihrem Garten spazieren ging, trat sie auf die Spitze eines rostigen Nagels, die ihr vielleicht einen halben Zoll tief in den Fuß drang. Der Nagel ward sofort wieder herausgezogen, aber der Fuß schwoll und nach wenigen Tagen zeigten sich sehr beunruhigende Symptome. Sie fühlte bald, daß sie das Bett nur mit dem Grabe vertauschen würde, aber sie war eine gute Christin und die Annäherung ihres Endes hatte für sie nichts Schreckliches. Am Tage vor ihrem Ableben und während sie sich im vollen Besitz ihrer Fähig-

keiten befand, ließ sie alle ihre Enkel rufen, um Abschied von ihnen zu nehmen. Niemals vergaß ich die Empfindungen meines Herzens, als die Reihe an mich kam, mich ihrem Bett zu nähern und als sie, meine Hand in die ihre fassend, zu mir von ihrer bevorstehenden Auflösung sprach, von den Freuden der Religion, von dem Troste, welchen das Sterbebett Denen bereite, welche fühlen, daß sie sich bemühet, einen guten Lebenswandel zu führen und ihren Mitmenschen nützlich zu sein. Sie bat mich, die Gebote der Religion nicht aus den Augen zu setzen, oft in der Bibel zu lesen, zu unserm Vater im Himmel zu beten, regelmäßig die Kirche zu besuchen, keine frevelhaften oder müßigen Reden zu führen und ganz besonders eingedenk zu sein, daß ich auf keine Weise meine Liebe gegen Gott besser an den Tag legen könne, als wenn ich alle meine Mitmenschen liebte. Ich war bis zu Thränen gerührt und versprach ihrer Ermahnung eingedenk zu sein. Als ich von ihr den Abschiedskuß empfing und wohl einsah, daß ich sie niemals lebend wiedersehen würde, war ich ganz überwältigt und wie sehr ich auch später ihren Mahnungen untreu geworden sein mag, so sind doch die Eindrücke, die ich an diesem Sterbelager empfing, meiner Erinnerung stets lebhaft gegenwärtig gewesen und ich hoffe, daß sie auch meinem Seelenheil genützt haben. Eine aufrichtigere Christin oder eine musterhaftere Frau als meine Großmutter habe ich in meinem Leben niemals gesehen.

Zu der Zeit, von welcher ich jetzt schreibe, ward in dem Staate Connecticut eine weit strengere äußere Rücksicht auf den Sonntag genommen, als jetzt der Fall ist. Wenn Jemand Sonntags vor Sonnenuntergang ausritt oder in einem Wagen fuhr, so konnte man sicher darauf rechnen, daß ein Zehenteinnehmer oder ein Kirchenvorsteher ihn anhielt und wenn er nicht beweisen konnte, daß Krankheit oder irgend ein anderer dringlicher Fall ihn genöthigt hatte, sein Haus zu verlassen, so hatte er den nächsten Tag eine namhafte Geldstrafe zu bezahlen.

Die Postkutsche von New-York nach Boston durfte Sonntags abgehen, aber auf keinen Fall Passagiere mitnehmen. Zuweilen verleitete die Habgier der Agenten in New-York sie, Reisende während des Sonntags durch Connecticut zu befördern; beinahe jedes Bethaus hatte seinen Aufpasser und es war sehr schwierig für den Postillon, vorbeizukommen, wenn er eine oder mehrere Personen in seinem Wagen hatte. In diesem Falle mußten der Postillon, die Pferde, Postsachen und Passagiere „liegen bleiben“ bis Montag früh, wo dann Postillon und Passagiere jeder eine Geldstrafe zu bezahlen hatten, ehe sie weiter durften.

Bei einer gewissen Gelegenheit waren Oliver Taylor und Benjamin Hoyt, ein Paar Spaßvögel aus Bethel, in New-York, und da die Fahrscheine auf mehrere Wochentage im Voraus bestellt waren, so gingen sie zeitig eines Sonntags früh nach dem Personenfahrbüreau Nr. 21, Cowery, und verlangten, an diesem Tage nach Norwalk in Connecticut befördert zu werden.

„Das kann nicht geschehen,“ entgegnete der Agent peremtorisch.

„Es liegt uns sehr viel daran," entgegnete Oliver; „meine Frau und Kinder liegen gefährlich krank in Bethel und ich muß noch vor morgen früh bei ihnen sein."

„Und meine Mutter wird wahrscheinlich den heutigen Tag nicht erleben," setzte Squire Ben mit trauriger Miene hinzu.

„Es geht nicht, meine Herren; diese periodischen Krankheiten sind außerordentlich vorherrschend und Sie thun mir sehr leid, aber wir sind schon mehrmals dieses Jahr in Ihrem Staate angehalten und gestraft worden. Wir haben die Sache herzlich satt und befördern des Sonntags keine Passagiere mehr nach Connecticut."

„Jetzt ist man nicht mehr so streng, wie früher," meinte Mr. Taylor.

„Nicht die Hälfte," setzte Mr. Hoyt hinzu.

„Früher!" rief der Agent; „nur erst vor zwei Wochen wurden wir in Stamford angehalten."

„Ja wohl, und es kostete mir elf Dollars, ohne den Schaden, der mir durch den Aufenthalt erwuchs," setzte der Eigenthümer hinzu, der soeben eingetreten war.

„Na, Sir," sagte Taylor zu dem Eigenthümer, „unser Geschäft ist dringend; wir sind Bürger von Connecticut, wir kennen die Gesetze von Connecticut und die dortigen Kirchendiener — wir wissen auch, wie man sie hintergehen kann. Wir bezahlen Euch zehn Dollar für die Fahrt bis Norwalk und so oft wir durch ein Dorf von Connecticut kommen, legen wir uns platt auf den Boden des Wagens und man wird Euer Fuhrwerk als anscheinend leer unbelästigt passiren lassen."

„Wollt Ihr das pünktlich allemal thun, so oft Ihr durch ein Dorf von Connecticut kommt?" fragte der nachgiebiger werdende Eigenthümer.

„Ja wohl," war Taylor's und Hoyt's Antwort.

„Na, ich halte es für keine Sünde, Eure albernen Yankee-Gesetze zu übertreten und unter diesen Bedingungen will ich Euch befördern."

Das Fahrgeld ward bezahlt, die beiden Koffer inwendig unter die Sitze gepackt und die beiden Passagiere nahmen gemüthlich in der Postkutsche Platz.

„Vergeßt nicht Euer Versprechen, Ihr Herren, und drehet den Yankeekirchendienern eine tüchtige Nase!" sagte der Postkutscheninhaber, während der Postillon mit der Peitsche knallte und die Pferde davon galoppirten. Die beiden Passagiere gaben durch Kopfnicken ihre Einwilligung zu erkennen.

Die Herren Taylor und Hoyt kannten jeden Fußbreit dieser Straße. Als der Wagen sich der Grenze von Connecticut näherte, machten sie sich darauf gefaßt, sich unsichtbar zu machen. Kurz zuvor ehe sie Greenwich erreichten, legten sich Beide auf den Rücken in dem Wagen nieder. Die Organe des Gesetzes — und des Evangeliums — standen auf der Lauer, aber der Postillon machte ein ganz unbefangenes Gesicht und der anscheinend leere Wagen fuhr unbehelligt vorüber, während der strenge Kirchenvater blos gegen den Zehenteinnehmer die

Bemerkung äußerte: „Ich glaube, diese Yorkers sind der Meinung, es verlohne sich nicht mehr am Tage des Herrn Passagiere auf dieser Straße zu befördern." Der Zehentmann erklärte sich kopfnickend damit einverstanden.

In Stamford ward dieses Versteckensspielen mit gutem Erfolg wiederholt. In Darien, welches sechs Meilen von Norwalk entfernt ist, wo unsere Passagiere den Wagen verlassen und zusehen mußten, wie sie weiter nach Bethel kämen, was ungefähr zwanzig Meilen weiter nördlich liegt, legten sie sich wieder auf den Rücken und der Kutscher ließ, indem er wieder ein möglichst unschuldiges Gesicht machte, seine Pferde langsam durch das Dorf traben.

„Höre, Ben," sagte Taylor, „ich will doch den Kirchvätern etwas zu thun geben, koste es nun Geld oder keins," und mit diesen Worten streckte er seine Füße ein verführerisches Stück lang zum Wagenfenster hinaus.

„Um's Himmels willen zieh Deine Füße herein!" rief Hoyt entsetzt.

„Fällt mir nicht ein!" antwortete Taylor vor sich hinkichernd.

„Aber wir sind ja mit einander übereingekommen, uns versteckt zu halten, und nun bringst Du den Postillon eben so gut in Gefahr wie uns selbst," sagte der gewissenhafte und nicht wenig erschrockene Hoyt.

„Wir sind übereingekommen, uns auf den Rücken zu legen und ich dächte, das thäten wir; meine Beine thun mir aber entsetzlich weh und ich muß sie ausstrecken," war die muthwillige Antwort.

Sie befanden sich jetzt der Dorfkirche gegenüber und der arme Kutscher, der von dem, was seine Passagiere machten, keine Ahnung hatte, hielt den Kopf stolz empor, als wenn er sagen wollte: Ihr könnt immer herschauen, Ihr Herren; es hilft Euch nichts."

Ein wachsamer Kirchvater, der zu seinem Entsetzen bemerkte, daß ein Paar Stiefel mit wirklichen Beinen darin aus dem Fenster der Postkutsche herausragten, rief den Kutscher an und befahl ihm zu halten.

„Ich fahre leer und werde daher nicht halten," antwortete der Kutscher im Tone beleidigter Unschuld.

„Ihr habt aber einen Passagier und müßt anhalten," entgegnete der Kirchvater eifrig.

Der Kutscher sah nach der Seite seines Wagens herum und erschrak nicht wenig, als er ein Paar Beine aus dem Fenster baumeln sah. Mit entsetztem Blick ließ er sogleich die Zügel locker und versetzte seinen Pferden einige tüchtige Peitschenhiebe, so daß sie in einen raschen Galopp fielen, gerade als die Hand des Kirchvaters im Begriff war, den Zügel des Sattelpferds zu fassen. Der Wagen streifte den Kirchvater ein wenig, so daß dieser beinahe über den Haufen gepurzelt wäre, und war in wenigen Augenblicken weit fort. Der erschrockene Kutscher handhabte die Peitsche aus Leibeskräften und schrie dabei fortwährend: „So zieht doch die verfluchten Stiefel hinein!"

Ein lautschallendes Gelächter war die ganze Antwort, die er auf seine Aufforderung erhielt, und mit rasender Schnelligkeit flog das Gespann ent-

lang, bis auch nicht ein Haus mehr zu sehen war. Nun ließ der Kutscher seine Pferde langsamer gehen und begann seine Passagiere zur Rede zu stellen. Sie lachten herzlich, reichten ihm einen halben Dollar und hießen ihn ruhig sein. „In zehn Minuten ist die Sonne hinunter," setzten sie hinzu, „und deshalb könnt Ihr ganz ruhig nach Norwalk hineinfahren."

„Aber auf dem Rückweg wird man mich in Darien anhalten und mir eine Geldstrafe auflegen," entgegnete der Kutscher.

„O fürchtet nichts," antwortete man ihm; „man kann Euch nicht strafen, denn es kann ja Niemand beschwören, daß Ihr einen Passagier hattet. Man hat weiter nichts gesehen als ein Paar Beine und man kann ja nicht wissen, ob sie nicht einer Wachsfigur angehört haben."

„Aber sie bewegten sich," entgegnete der Kutscher immer noch ängstlich.

„Ein Automat bewegt sich auch," antwortete Mr. Taylor; „also macht Euch keine Unruhe, denn man kann Euch nichts anhaben."

Der Kutscher faßte wieder Muth, als er aber den nächsten Tag Darien passirte, konnte er sich doch einiger Befürchtungen nicht erwehren. Der Kirchvater war jedoch in Bezug auf den zu führenden Beweis zu demselben Schlusse gelangt, wie Mr. Taylor, denn es ward keine Klage erhoben und man ließ den Kutscher ungehindert passiren. Die ausgestandene Angst bewog ihn jedoch, seinen Principalen zu sagen, daß sie, wenn sie wieder Passagiere des Sonntags nach Connecticut beförderten, nur einen andern Postillon mitgeben möchten, denn er bedanke sich für solche Fahrten.

Eine der letzten Gerichtsverhandlungen wegen Verletzung der Sonntagsfeier, die in Danbury vorkamen, fand im Sommer 1825 statt. Es war ein sehr trockener Sommer. Das Gras verdorrte, der Boden war ausgetrocknet, alle Vegetation verkümmerte und die Flüsse hatten fern und nah wenig oder gar kein Wasser mehr. Da es damals noch keine Dampfmühlen gab, wenigstens nicht in dieser Gegend, so fanden es unsere Leute schwierig, das zu ihrem häuslichen Bedarf erforderliche Mehl zu bekommen, ohne ihr Getreide auf weit entfernte Mühlen zu schaffen. Unsere Ortsmühlen waren überhäuft mit Aufträgen, die natürlich nur langsam einer nach dem andern erledigt werden konnten. Endlich begann es an einem Sonnabend Abend zu regnen und regnete den ganzen Sonntag fort. Natürlich war die Freude darüber nicht klein. Viele Familien, die sich schon mit ganz kleinen und unzulänglichen Brodportionen hatten begnügen müssen, frohlockten, daß nun die Mühlen in Gang kommen würden und die Zeit der Erlösung vor der Thür sei. Einer unserer Müller, ein excentrisches Individuum, dabei aber ein ganz würdiger Mann, welcher die Noth kannte, in der die Gemeinde sich befand, und bedachte, daß unser Heiland seinen Jüngern auch erlaubt hatte, am Sonntag Aehren auszuraufen, beschloß, es auf den Zorn bigotter Grübler, welche Mücken seigten und Kameele verschluckten, ankommen zu lassen, setzte seine

Mühle Sonntag früh in Gang und hatte für seine Nachbarn schon manchen Scheffel gemahlen, ehe am Montag früh die Sonne aufging.

Montag Nachmittag ward er auf die Anklage hin, daß er den Sabbath gebrochen, verhaftet. Er lehnte die Annahme eines Vertheidigers ab und erklärte sich bereit zur gerichtlichen Verhandlung. Das Gerichtszimmer war gedrängt voll von theilnehmenden Nachbarn. Die Klage ward verlesen und darin das ungeheure Verbrechen, am heiligen Sabbath Körner in Mehl verwandelt zu haben, gebührend hervorgehoben, aber nichts erwähnt ward darin von der Thatsache, daß das besagte Mahlen die ganze Umgegend aus einem Zustande halber Hungersnoth erlöst hatte. Der Delinquent hörte die Anklage mit unerschütterlich ernster Miene an.

„Seid Ihr schuldig oder nicht schuldig?" fragte der Richter.

„Nicht schuldig — aber gemahlen habe ich," war die Antwort.

Ein lautes Gelächter, welches, wie der Gerichtshof erklärte, sich für die Hallen der Gerechtigkeit durchaus nicht geziemte, erscholl von den Gallerien.

Da das Vergehen eingestanden war, so wurden von Seiten des Staats keine weiteren Beweise angeführt. Zahlreiche Zeugen bestätigten die aus der großen Dürre hervorgegangene Schwierigkeit des Brodbackens und die Dringlichkeit des Falles. Der Angeklagte sagte kein Wort, aber es dauerte nicht lange, so erfolgte der Urtheilsspruch Nichtschuldig. Die Mehrzahl der Gemeinde freute sich und die zeither in dieser Gegend gehegte Ansicht, daß eine Katze gestraft werden müsse, wenn sie Sonntags eine Maus hasche, und daß eine Tonne Aepfelwein Prügel verdiene, wenn sie sich unterstünde am ersten Tage der Woche zu gähren, veraltete. Der Zwang des Kirchengehens kam aus der Mode, es fand mit einem Worte eine heilsame Reaction statt und von dieser Zeit an wurden die Einwohner von Connecticut ein Volk, welches den Sabbath freiwillig heiligte, sich an diesem Tage des Arbeitens aus Gewinnsucht und eitler Vergnügungen enthielt, es aber für keine Sünde erachtete, einen Ochsen oder Esel aus einem Brunnen zu ziehen, wenn er Sonnabends nach Sonnenuntergang oder Sonntags vor dieser Zeit hineingegangen war.

Mein Vater besaß außer seinem Handelsgeschäft und der Schankwirthschaft auch noch ein Botenfuhrwerk nach Norwalk und machte nebenbei noch den Pferdeverleiher. Einmal verlangte ein junger Mann, Namens Nelson Beers, ein Pferd, um damit nach Danbury zu reiten, was ungefähr drei Meilen weit war. Nelson war Schuhmacherlehrling, nicht allzureichlich mit Verstand begabt und wohnte anderthalb Meilen östlich von unserm Dorfe. Mein Vater dachte, es würde für Nelson besser sein, wenn er seine kurze Reise zu Fuße machte, als wenn er Geld für ein Pferd ausgäbe, aber er sagte es ihm nicht.

Wir hatten ein altes Pferd, Namens Bob. Da es schon sehr alt war, so ließ man es unbeschäftigt auf einem Grasplatze in der Nähe des Hauses um-

herlaufen. Es war buchstäblich ein lebendes Skelett — fast in demselben Zustande, wie die Mähre des Yankees, die so schwach war, daß ihr Herr das Pferd seines Nachbars miethen mußte, um ihr den letzten Athemzug thun zu helfen. Mein Vater sagte, als Nelson ihn von seinem Wunsche in Kenntniß setzte, die Reitpferde wären jetzt alle schon vermiethet und er hätte jetzt weiter keins zu Hause als ein berühmtes „Rennpferd," welches er absichtlich mager erhielte, damit es im Stande sei, bei dem nächsten Rennen den Preis davonzutragen.

„O, gebt mir es, Onkel Phile"; (mein Vater hieß Philo, da es aber gebräuchlich war, Jedermann in jener Gegend Onkel oder Tante, Dekan, Oberst, Capitain oder Squire zu nennen, so ward mein Vater gewöhnlich mit diesem Prädikat bezeichnet) „gebt es mir", sagte Nelson Beers; „ich werde es sorgfältig in Acht nehmen und ihm nicht den geringsten Schaden thun, übrigens werde ich es in Danbury auch striegeln und füttern lassen".

„Das Pferd ist mir aber ein zu werthvolles Thier, als daß ich es einem jungen Manne wie Ihr seid, anvertrauen sollte," entgegnete mein Vater.

Nelson fuhr fort zu bitten und mein Vater, sich zum Schein zu weigern, bis man endlich übereinkam, er solle das Pferd unter der Bedingung bekommen, daß er es auf keinen Fall schneller als im Schritt oder langsamen Trabe ritte und daß er ihm in Danbury vier Metzen Hafer schütten ließe.

Nelson ritt auf seiner Rosinante fort und sah ganz so aus, als ob er eine Gesandtschaftsreise zu den Aaskrähen vorhätte. Aber er fühlte sich jeder Zoll ein Mann, denn er glaubte, er säße auf dem größten Rennpferde der Provinz und meinte, es laste eine schwere Verantwortlichkeit auf seinen Schultern, denn die letzten Worte, welche mein Vater zu ihm sagte, lauteten: „Na, Nelson, wenn dem Thiere etwas passiren sollte, während Ihr es in Eurer Obhut habt, so könntet Ihr durch die Arbeit Eures ganzen Lebens den Schaden doch nicht ersetzen". Der alte Bob ward in Danbury gefüttert und getränkt und nach Verlauf einiger Stunden schwang sich Mr. Beers wieder auf und machte sich auf den Rückweg nach Bethel. Dabei fiel ihm ein, diesmal die „große Wiesenstraße" zu wählen — eine neue durch einige Sümpfe und Wiesen geführte Straße, auf welcher man allerdings etwas näher kam. Nelson vergaß in einem unbewachten Augenblicke die ihm auferlegte Verantwortlichkeit, wollte vermuthlich die Schnelligkeit des Rennpferdes erproben und übernahm es. Auf alle Fälle war irgend etwas geschehen, was die Nerven des alten Bob geschwächt hatte, denn er blieb stehen und Nelson sah sich genöthigt, abzusteigen. Das Pferd zitterte vor Mattigkeit und Nelson Beers zitterte vor Angst. Ein kleiner Bach lief neben der Straße durch die Wiese und Beers führte in der Meinung, daß sein „Renner" vielleicht saufen wolle, ihn nach dem Wasser. Der arme alte Bob blieb aber, nachdem er nur wenige Schritte gethan, im Schlamme stecken und da er nicht mehr Kraft genug hatte, seine Füße herauszuziehen, so schloß er ruhig die Augen, sank wie ein alter Patriarch, der er

auch war, in das weiche Bett, welches seiner harrte, und starb ohne ein Glied zu zucken.

Worte vermögen nicht die Bestürzung des armen Beers zu schildern. Er konnte kaum seinen Augen trauen und bemühte sich vergebens, die seines Pferdes zu öffnen. Er hielt sein Ohr dicht an das Maul des armen alten Bob und richtete sich entsetzt wieder auf. Der Athem stand still. Endlich nahm Nelson stöhnend, indem er an meinen Vater dachte und im Stillen berechnete, ob wohl die Ewigkeit zur Zeit addirt, lang genug sein würde, um ihn den Werth des Pferds durch seine Arbeit verdienen zu lassen, den Zaum von dem „Todtenkopfe,“ schnallte den Bauchgurt auf, hob den Sattel herunter, legte ihn auf seinen eigenen Rücken und trabte nun schwermüthig auf unser Dorf zu.

Es war ungefähr gegen Sonnenuntergang, als mein Vater sein Schlachtopfer mit Sattel und Zaum auf den Schultern und mit verzweiflungsvoller Miene die Straße heraufkommen sah. Mein Vater war fest überzeugt, daß der alte Bob das Zeitliche gesegnet habe und lachte innerlich nicht wenig, nahm aber sofort eine ganz ernste Miene an. Der arme Beers näherte sich langsamer und trauriger, als wenn er einem theuren Freunde zu Grabe folgte.

Als er nahe genug heran war, rief mein Vater: „Wie Beers! ist es möglich, daß Ihr den Renner habt davon laufen lassen“?

„Ach, wenn es weiter nichts wäre — wenn es weiter nichts wäre, Onkel Phile“, stöhnte Nelson.

„Also noch etwas Schlimmeres ist vorgefallen! Wahrscheinlich hat es ein Kenner werthvoller Pferde gestohlen! O, welch ein Narr war ich, es fremden Händen anzuvertrauen“! rief mein Vater mit gut geheuchelter Bestürzung.

„Nein, gestohlen ist es nicht, Onkel Phile“, sagte Nelson.

„Nicht gestohlen! na, das freut mich, denn dann werde ich es doch wiederbekommen; aber wo ist es? Ihr habt es wohl lahm geritten“?

„Ach, wenn es das blos wäre“, stöhnte der unglückliche Nelson.

„Nun, was ist denn damit passirt? wo ist das Pferd? was fehlt ihm“? fragte mein Vater.

„O, ich kann es Euch nicht sagen! ich kann es Euch nicht sagen“! sagte Beers.

„Aber Ihr müßt mir's sagen“, entgegnete mein Vater.

„Es wird Euch das Herz brechen“.

„Allerdings wird das der Fall sein, wenn ihm ein ernster Schaden widerfahren ist“, entgegnete mein Vater; „aber wo ist es“?

„Es ist todt“! sagte er, indem er, all seinen Muth zusammenraffend, die Unglücksbotschaft aussprach und dann die Augen schließend, wie vernichtet auf einen Stuhl sank.

Mein Vater stöhnte so, daß Nelson wieder emporschrak und aufsprang. Alle Empfindungen des Schreckens, des Grams und der Verzweiflung malten sich treu nach dem Leben auf dem Antlitz meines Vaters.

,,O, Onkel Phile, Onkel Phile, seid nicht zu hart mit mir; ach, was gäbe ich darum, wenn es nicht geschehen wäre''!

,,Dieses Pferd könnt Ihr mir niemals ersetzen'', entgegnete mein Vater.

,,Ich weiß es, ich weiß es, Onkel Phile; ich kann blos für Euch arbeiten, so lang ich lebe; aber Ihr sollt, sobald ich meine Lehrzeit überstanden habe, über meine Dienste verfügen können, bis Ihr befriedigt seid'', entgegnete Beers.

Nach einigen Minuten ward mein Vater ruhiger und obschon er sich anscheinend noch nimmer nicht über seinen Verlust trösten konnte, so fragte er doch Nelson, wie viel er wohl glaube, daß er ihm schuldig sei.

,,O, das weiß ich nicht — ich verstehe mich nicht auf Racepferde, aber ich habe gehört, daß sie ungemein theuer bezahlt werden''! entgegnete Beers.

,,Und meins war eins der besten in der Welt'', sagte mein Vater; ,,und in so herrlichem Zustande zum Rennen, nichts als Haut und Knochen''!

,,Ja, das habe ich wohl gesehen'', sagte Beers verzweifelnd, aber mit einer Offenheit, welche verrieth, daß es durchaus nicht seine Absicht war, die großen Ansprüche des Pferdes und seines Besitzers in Abrede zu stellen.

,,Wohlan'', sagte mein Vater seufzend, ,,da ich nicht wünsche, die Sache gerichtlich anhängig zu machen, so wird es vielleicht besser sein, wenn wir uns über den Werth des Pferdes mit einander einigen. Ihr könnt auf einem Zettel die Summe notiren, welche Ihr mir für das Pferd schuldig zu sein glaubt und ich werde dasselbe thun, dann können wir die beiden Zettel vergleichen und sehen, wie weit wir auseinander gehen''.

„Ich werde schreiben," sagte Beers, „aber, Onkel Phile, macht es gnädig mit mir."

„Ich werde thun, was ich kann und so viel als möglich Rücksicht auf Eure Verhältnisse nehmen," sagte mein Vater; „aber Nelson, wenn ich bedenke, wie werthvoll dieses Pferd war, so muß ich natürlich so ziemlich den Betrag verlangen, der mir bei einem Verkauf dafür gezahlt worden wäre. Ich weiß aber, Nelson, daß Ihr ein rechtschaffener junger Mann seid und thun wollt, was Ihr für recht haltet. Ich fordere Euch deshalb auf, nicht einen Cent weniger aufzuschreiben, als Ihr mir unter den bewandten Umständen wirklich zu bezahlen schuldig zu sein glaubt, sobald es Eure Mittel erlauben und worüber Ihr mir nun Eure Handschrift geben werdet. Vergeßt nicht, daß ich Euch, als Ihr mir das Pferd abverlangtet, gleich sagte, daß ich es nur höchst ungern aus den Händen gebe."

Nelson warf meinem Vater einen dankbaren Blick zu und willigte in Alles, was er sagte. Wenigstens ein Dutzend unserer scherzliebenden Nachbarn wohnten diesem Auftritt mit verstellt ernsten Mienen bei. Es wurden zwei Zettel geschnitten, mein Vater schrieb auf den einen und nach langem Besinnen Beers auf den andern.

„Na, laßt uns doch sehen, was Ihr geschrieben habt," sagte mein Vater.

„Ich glaube nur, Ihr werdet den Betrag noch zu niedrig finden,“ entgegnete Beers, indem er meinem Vater den Zettel hinreichte.

„Nur dreihundert und fünf und siebzig Dollars!“ rief mein Vater, den Zettel lesend, „na, das ist ein hübscher Beweis von Dankbarkeit!“

Nelson war gedemüthigt und konnte nicht Muth genug zusammenraffen, um meinen Vater zu fragen, was er aufgeschrieben habe. Endlich bat einer unserer Nachbarn meinen Vater, seinen Zettel zu zeigen. Er that es. Er hatte darauf geschrieben: „Sechs und ein viertel Cents!“ Unser Nachbar las dies laut vor und es erfolgte nun ein Ausbruch von Heiterkeit, bei welchem sich Beers erstaunt emporrichtete. Es dauerte einige Zeit, ehe er den Scherz begreifen konnte und als er sich überzeugt, daß er gar keinen Schaden angerichtet, war er der glücklichste Mensch, den ich jemals gesehen.

„Zum Teufel!“ sagte er, „ich habe einen Dollar und sieben und dreißig und ein halb Cents in der Tasche und will verdammt sein, wenn ich nicht das ganze Geld auf der Stelle mit Euch versaufe. In meinem Leben habe ich keine solche Angst ausgestanden.“

Nelson traktirte die Gesellschaft und da dadurch blos die Hälfte seines Geldes in Anspruch genommen ward, so trabte er nach Hause als ein glücklicher, wenn auch nicht klügerer Mensch.

Fünftes Kapitel.

Allerhand Vorfälle.

Zu den verschiedenen Mitteln, deren ich mich in dem Alter von zwölf bis fünfzehn Jahren bediente, um Geld vor mich zu bringen, gehörten auch die Lotterien. Einer unserer Nachbarn, ein Grundpfeiler der Kirche, gestattete seinem Sohne einen ähnlichen Erwerb, wobei die Gewinne aus Kuchen, Orangen, Candis u. s. w. bestanden, und nachdem die Moralität der Sache auf diese Weise fest begründet war, ward ich Lotteriedirektor und =Inhaber. Der Betrag der sämmtlichen Loose machte zwanzig oder fünf und zwanzig Procent mehr aus als die Gewinne. Es ward mir nicht schwer, meine Loose an die Arbeiter in den Hut= und Kammfabriken u. s. w. abzusetzen.

Mein Vorgänger in diesem Geschäft war Gen. Hubbard. Dieser war ein halb blödsinniger alter Bursche, der sich in dem Orte umhertrieb und von der Mildthätigkeit der Einwohner lebte. Dabei war er ein höchst wunderlicher Kauz. Eines Tags erschien er bei Major Hickock und wünschte seine Stiefeln besohlt zu haben. Als sie fertig waren, sagte Hubbard zu dem Major: „Ich danke Euch verbindlichst.“ „O, das ist mehr als ich verlange,“ sagte der gut=

müthige Major. „Ich danke Euch verbindlichst, ist so viel wie zwei Schilling und sechs Pence und ich verlange blos zwei Schilling.“ „Na, so will ich das Uebrige in Aepfelwein annehmen,“ antwortete Hubbard.

Bei einer andern Gelegenheit machte er eine Lotterie — Hauptgewinn zehn Dollars, das Loos zwölf und ein halber Cent. In wenigen Tagen hatte er alle seine Loose verkauft und das Geld in der Tasche. Als er ungefähr vierzehn Tage später wieder in diese Gegend kam, fragten seine Abnehmer nach ihren Gewinnen. „O,“ entgegnete Hubbard, „ich habe mich überzeugt, daß dies eine Art Hazardspiel ist und deshalb beschlossen, die Lotterie nicht zu ziehen!“ Seine Interessenten lachten über den Scherz und verloren ihre Schillinge.

Die Lotterien wurden damals von der Kirche und dem Staat protegirt. Es war ganz so, wie ein Schriftsteller gesagt hat: „Die Leute spielten in der Lotterie zum Besten einer Kirche, in welcher gegen das Spiel gepredigt wird.“

Im Jahre 1819 ward mein Großvater Phineas Taylor und drei andere Herren zu Direktoren einer zu diesem Zwecke bestimmten Lotterie ernannt und sie kamen zusammen, um sich über den Plan zu berathen. Mein Großvater wollte gern etwas ganz Neues, noch nie Dagewesenes herausstecken, um die Sache möglichst interessant und verlockend zu machen. Endlich fiel ihm etwas ein, wovon er sagte, daß dadurch Alles übertroffen werden würde, was man bis jetzt in dieser Beziehung gekannt habe. Man billigte seinen Plan und seine Erwartung ging vollkommen in Erfüllung. Der in dem „Republican Farmer“ Bridgeport, 7. Juli 1819, veröffentlichte Plan verkündete, daß die Lotterie mit Erlaubniß des Staates Connecticut zum Besten der „bischöflichen Gemeinde“ in Fairfield stattfinden solle und die Umstände, durch welche man den Absatz der Billets zu fördern gedachte, waren folgende:

„Die bischöfliche Gemeinde in Fairfield besaß beim Beginn des Revolutionskrieges eine schöne Kirche, vollkommen in Stand, inwendig und auswendig gemalt, mit schönen Altargefäßen und einer guten Bibliothek nebst einem großen eleganten Pfarrhause mit Nebengebäuden, Einfriedigungen u. s. w., was Alles vom Feuer vernichtet oder zu der Zeit, als die britischen Truppen unter Tyron die Stadt Fairfield im Jahre 1779 niederbrannten, geraubt ward. Die Gemeinde verarmte dadurch so sehr, daß sie seitdem nie wieder im Stande gewesen ist, sich zu constituiren und da alle anderen Kirchengemeinden und Individuen, welche damals durch den Feind Verluste erlitten, schon längst auf eine oder die andere Weise durch die Legislatur entschädigt worden sind, so hat dieselbe in ihrer Frühjahrssession 1818 auf die Petition der Vorsteher der Episcopalkirche in Fairfield gestattet, daß eine Lotterie veranstaltet werde, durch welche ihnen ihre so lange übersehenen Ansprüche einigermaßen vergütet werden könnten.“

Der „Plan“ selbst ward als etwas ganz Neues betrachtet, denn er verkündete, daß die ganze Lotterie keine einzige Niete enthalte. Allerdings

war die Sache verlockend, denn während der Preis eines Looses fünf Dollars betrug, wurden von sämmtlichen 12,000 Gewinnen 11,400 mit zwei Dollars und fünfzig Cents angesetzt.

Dieser günstige Stand der Dinge berechtigte die Directoren zu sagen:

„Ein günstigerer Plan für den Spieler ist wohl niemals dem Publikum vorgelegt worden. Unser Plan bietet mehr hohe Gewinne, als dies bei einer solchen Anzahl von Loosen sonst der Fall zu sein pflegt und man wird bemerken, daß man hier zwei Loose für dasselbe Geld erhält, wofür man bei andern Lotterien nur eins bekommt. Der Spieler hat demzufolge doppelt so viel Anwartschaft auf die großen Gewinne als in irgend einer andern Lotterie.“

Niemals war eine Lotterie, bevor sie gezogen ward, so populär wie diese. Die Furcht, mit einer Niete herauszukommen, war bisher ein großes Hemmniß für Alle gewesen, welche Lust hatten, ihr Geld auf diese Weise anzulegen, aber hier gab es nicht eine einzige Niete in der ganzen Lotterie! Außerdem hatten die Spieler auch noch doppelt so viel Anwartschaft auf die hohen Gewinne, als in irgend einer andern Lotterie! Freilich war die Wahrscheinlichkeit eine sehr dünne, wenn man erwägt, daß bei zwölftausend Loosen nicht mehr als neun Gewinne über hundert Dollars vorkamen, also einer auf dreizehnhundert und drei und dreißig Nummern! Doch die Abnehmer überlegten sich das nicht, und dann konnte man ja auch noch, dem Plane gemäß, zwei Loose für dasselbe Geld bekommen, wofür man bei andern Lotterien nur eins erhielt.

Die Loose gingen reißend ab. Fast Keiner kaufte weniger als zwei. Er war dann sicher, zwei Gewinne von zwei Dollars und fünfzig Cents jeden zu bekommen und konnte im schlimmsten Falle nicht mehr verlieren, als fünf Dollars, den gewöhnlichen Preis eines Looses. Noch vor dem zur Ziehung festgesetzten Tage waren alle Loose verkauft — ein Factum, welches in der Geschichte der Lotterien nicht oft dagewesen ist. Mein Großvater ward als ein öffentlicher Wohlthäter betrachtet. Er verkaufte mit eigener Hand mehr als die Hälfte der gesammten Loose, und da jeder Director von dem von ihm selbst bewirkten Absatze gewisse Procente bekam, so warf die Operation einen ganz niedlichen Gewinn ab.

Der Tag der Ziehung brach an. Mein Großvater verkündete jeden Gewinn, sowie er aus dem Rade kam, und während der vier und zwanzig Tage, welche nöthig waren, um die zwölftausend Nummern — jeden Tag fünfhundert — zu ziehen, rief er elftausend vierhundert Mal „Zwei Dollars und fünfzig Cents!“ und verschiedene andere Gewinne alle zusammengenommen blos sechshundert Mal! Leute, welche zwei Loose gekauft, in der Ueberzeugung, daß sie im schlimmsten Falle nicht mehr als fünf Dollars verlieren würden, fanden, daß sie fünf Dollars und fünf und siebenzig Cents verloren, denn da, wie auch der Plan sagte, alle Gewinne einem Abzug von fünfzehn Procent unterworfen waren, so betrug jeder Gewinn von zwei Dollars fünfzig

Cents eigentlich nur zwei Dollars zwölf und einen halben Cent, „in sechzig Tagen zahlbar.“

Die ganze Umgegend kam in Aufruhr. „Onkel Phin Taylor“ ward einstimmig für einen alten Betrüger — der Plan einer Lotterie „ohne eine einzige Niete“ für eine gemeine Prellerei erklärt und man behauptete, daß Niemand als Phin Taylor jemals eine solche Betrügerei ausgeheckt haben würde. In der That nannte man ihn auch von dieser Zeit an bis zu seinem Todestage den „alten zwei Dollars und fünfzig Cents“, worüber er sich aber durchaus nicht ärgerte, sondern herzlich lachte. Im Laufe der Zeit jedoch erklärte man ihn für den durchtriebensten Schlaukopf und das Publikum einigte sich zuletzt dahin, seinen berühmten „Plan“ als einen ganz vortrefflichen Witz zu betrachten.

Die Ziehung der Staatskirchen-Lotterie (unter andern Directoren) ward im Februar 1823 angekündigt und den Spielern versichert, daß sich ihnen hier eine fernerweite Gelegenheit darböte, für die geringe Summe von fünf Dollars reich zu werden. Die ruhige Salbung dieser Verkündung ist ganz besonders erfrischend. Auf zwölftausend Loose ein einziger großer Gewinn! Die Zweifüßler, welche man jetzt Humbugs nennt, waren sicherlich schon längst vorhanden, ehe ich majorenn ward.

Mein Großvater war viele Jahre lang Friedensrichter und erlangte einige juristische Kenntnisse. Da es damals in Connecticut noch nicht so viel Advokaten gab, wie gegenwärtig, so ward er zuweilen aufgefordert, in geringfügigen Dingen vor Gericht als Advokat aufzutreten. Einmal begab er sich in dieser Eigenschaft nach Wordbury. Sein Opponent war Advokat Bacon, ein Jurist von ziemlicher Berühmtheit. Bacon ärgerte sich, daß er sich mit einem bloßen „Steckeladvokaten“ herumstreiten sollte, und benutzte während der Verhandlung jede Gelegenheit, meinen Großvater zu chicaniren. Wenn der Letztere die von dem Ersteren vorgebrachten Beweise als irrelevant oder illegal verwarf, so erinnerte Mr. Bacon den Gerichtshof, daß sein Gegner ein bloßer „Steckeladvokat“ sei und natürlich von Jurisprudenz und den Regeln des Beweises nichts verstünde. Mein Großvater nahm dies Alles sehr ruhig hin und es machte ihm sogar Vergnügen, den großen Juristen wieder zu chicaniren. Endlich ward Mr. Bacon sehr hitzig, schaute meinem Großvater gerade ins Gesicht und sagte:

„Sie heißen Taylor (Schneider), nicht wahr, Sir?“

„Allerdings,“ war die Antwort.

„Na, aus neun Schneidern wird erst ein richtiger Mann!“ antwortete der Advokat triumphirend.

„Und Sie heißen Bacon (Speck), nicht wahr?“ fragte mein Großvater.

„Ja wohl, Sir.“

„Na, Speck ist der gemeinste Körpertheil des Schweines,“ versetzte der Steckeladvokat. Selbst der Gerichtshof stimmte in das hierauf erfolgende Ge-

lächter ein und rieth Mr. Bacon gleichzeitig, sich künftig unnöthiger und unziemlicher Bemerkungen zu enthalten.

Mein Großvater litt an Engbrüstigkeit. Eines Tages, während er mit Mr. Jabez Taylor (Oliver's Vater), einem alten Spaßvogel von ungefähr demselben Alter, einen steilen Hügel hinaufging, rief mein Vater, keuchend und nach Athem schnappend:

„Ich wollte, ich könnte diesem erbärmlichen Geathme ein Ende machen.“

„Das wünschen alle Eure Nachbarn auch,“ war die scherzhafte Antwort.

Da Danbury zwanzig Meilen von der Meeresküste entfernt ist, so gab es dort keinen Fischmarkt, doch fand man ein gutes Ersatzmittel dafür in zahlreichen hausirenden Fischhändlern, welche Austern und alle Arten Fische, wie sie eben an der Zeit waren, von Bridgeport, Norwalk u. s. w. brachten und von Haus zu Haus in beliebigen Quantitäten verkauften. Diese Hausirer machten die Reise gewöhnlich mehrmals in der Woche, so daß wir, obschon wir im Binnenlande wohnten, in der Regel alle Tage frische Fische haben konnten. Mein Großvater, der in der Regel immer etwas darin suchte, in Allem, was er unternahm, es seinen Nachbarn zuvorzuthun, bot ein für allemal einen Dollar für die erste frische Schade (auch Mutterhäring genannt), die ins Dorf gebracht ward. Da die andern Abnehmer gewöhnlich Schaden erst dann kaufsten, wenn man sie im Einzelnen für fünf und zwanzig Cents das Stück haben konnte, so konnte mein Großvater sicher darauf rechnen, seine erste Schade alljährlich ein paar Wochen früher zu erhalten, ehe man diesen Fisch im allgemeinen Handel sah. Eines Jahres brachte wie gewöhnlich der wandernde Fischhändler, als er mit seiner Fischladung nach Bethel kam, die Preisschade und empfing seinen Dollar. Mein Großvater lud mehrere der Nachbarn ein, mit ihm den nächsten Morgen zu frühstücken und setzte seine Schade hinter dem Hause in kaltes Wasser. Capitain Noah Ferry, ein ganz herrlicher Spaßvogel, stahl sie ihm während der Abenddämmerung und trug sie zu sich nach Hause. Die Nachbarn waren, wie gewöhnlich, Abends im Kramladen versammelt. Mein Großvater bestellte seine Einladungen wieder ab und beklagte sich bitterlich, daß man ihm seine Schade gestohlen. Er glaubte nicht anders, als es sei durch einen Hund geschehen, und meinte, der Fisch sei bereits verzehrt. Die Nachbarn, von welchen die Meisten in das Geheimniß eingeweiht waren, thaten, als ob sie ihn wegen seines Verlustes herzlich bedauerten.

„Na, laßt's nur gut sein, Phin,“ sagte Capitain Noah, „das nächste Mal aber müßt Ihr Euch mehr in Acht nehmen, und Euren Fisch so verwahren, daß kein Hund dazu kommen kann. Jetzt ist die Sache einmal geschehen, und da Ihr wahrscheinlich nichts weiter zum Frühstück angeschafft habt, so lade ich Euch und Ben und Dr. Haight ein, zu mir zu kommen und bei mir zu frühstücken. Ich werde eine delikate Kalbsniere auf neue Art zubereiten lassen, die Euch ganz gewiß zusagen wird.“

Die Einladung ward angenommen und Noah kaufte ein Quart Rum, indem er zugleich Squire Hoyt ersuchte, etwas frisches Gebäck mitzubringen. Die Gäste fanden sich zeitig ein und nach kurzem geselligen Geplauder ward das Frühstück aufgetragen. Anstatt einer Kalbsniere aber erschien eine prachtvolle Schade mit delikater Buttersauce auf dem Tische. Mein Großvater merkte nun, was vorgegangen war, wartete bis das Gelächter seiner Nachbarn sich einigermaßen gelegt hatte und bemerkte dann blos: „Na, Noah, ich habe Euch immer für einen Dieb angesehen und nun weiß ich es gewiß." Ein abermaliges Gelächter der Gesellschaft würzte ihren Appetit noch mehr und die „erste Schade des Jahres" gehörte bald zu den Dingen, die waren und nicht mehr sind.

Den nächstfolgenden Frühling ward die Preisschade meines Großvaters wirklich von einem Hunde gestohlen. Etwas über die Hälfte von der Beute ward jedoch dem Diebe wieder aus dem Maule genommen, in eine Pfanne kaltes Wasser gethan und auf den Hinterhof gestellt, damit es Ferry abermals stehlen möchte. Er that dies auch wirklich, ohne zu wissen, daß schon ein Hund daran geleckt hatte und lud wie zuvor eine Gesellschaft zum Frühstück ein, ohne die Speisen weiter anzugeben. Mein Großvater kam mit Fleiß zu spät, als daß er noch etwas von den Delikatessen hätte bekommen können. Ferry gab darüber sein Bedauern zu erkennen, „denn," sagte er, „wir haben soeben die erste Schade dieses Jahres gespeist." Als die Wahrheit ans Licht kam, erschrak aber Ferry mit den übrigen Gästen nicht wenig und es dauerte lange, ehe er meinem Großvater den ihm gespielten Possen verzieh.

Ich habe schon oben gesagt, daß mein Großvater sich bei allen Gelegenheiten hervorzuthun wünschte. Zu seiner Farm gehörte eine Wiese von zehn Acker, die jeden Sommer in einem einzigen Tage abgemäht, das Heu getrocknet und eingefahren werden mußte, blos damit er sich rühmen könnte, etwas gethan zu haben, was kein Anderer that. Natürlich miethete er sich zu diesem Zwecke mehr Leute als er gewöhnlich hielt. Im Jahre 1820 ward er zum Vicemarschall ernannt, dessen Amt es war, in diesem Theile des Bezirks den Census aufzunehmen. Seinem Charakter treu nahm er sich sogleich vor, daß dies schneller geschehen solle als von irgend einem seiner Vorgänger. Er stand demzufolge jeden Morgen mit Tagesanbruch auf, frühstückte so rasch als möglich, setzte sich aufs Pferd, ritt fort seinem Geschäft nach und kam erst nach Einbruch der Dunkelheit wieder nach Hause zurück. Seiner Amtspflicht in dieser Beziehung entledigte er sich in der Weise, daß er vor ein Haus ritt, Hollah! schrie und seine Fragen ohne Weiteres an die Frau oder wer sonst an der Thür erscheinen mochte, richtete.

„Wie heißt die Familie hier?" „Wie viel sind Kinder da?" „Wie viel Knaben, wie viel Mädchen?" „Wie alt?" „Wie viele können lesen und schreiben?" „Sind Taubstumme darunter?" u. s. w. u. s. w. Dann steckte er sein Notizbuch in die Seitentasche seines Rocks, sagte: „Schon gut!" und galoppirte weiter zu dem nächsten Nachbar. Die Handschrift meines Großvaters

war entsetzlich. In der Regel sah sie aus, als ob man eine in das Tintenfaß gefallene Spinne auf dem Papier hätte herumlaufen lassen. Er selbst konnte in der Regel nicht wiederlesen, was er geschrieben, sobald ihm die Hauptsache davon aus dem Gedächtniß entschwunden war.

So machte er den Census des ihm übertragenen Territoriums in einundzwanzig Tagen fertig. Zehn Jahre früher hatte man neununddreißig Tage dazu gebraucht. Das war eine Heldenthat, deren er sich rühmen konnte, und er benutzte diese Gelegenheit auch bestens.

Nachdem nun aber der Census aufgenommen worden, war es auch nothwendig, Leute zu bekommen, die im Stande waren, ihn umzuschreiben oder vielmehr zu übersetzen. Zu diesem Zwecke verwendete er Moses Hatch, Esq., einen talentvollen witzigen Advokaten in Danbury, Squire Ben Hoyt, der eine sehr hübsche Hand schrieb, und seinen eigenen Sohn Edward Taylor.

Es war ein förmlicher Genuß, diese Personen an dem Tisch sitzen und sich die Köpfe über dem furchtbaren Manuscript zerbrechen zu sehen, welches vor ihnen lag. Mein Großvater schritt im Zimmer auf und ab und ward alle Augenblicke gerufen, um über einen Namen oder ein anderes Wort Auskunft zu geben, welches so unleserlich war, als ob es mit arabischen Buchstaben geschrieben gewesen wäre. Dann setzte er seine Brille auf, sah die Hieroglyphe an, wendete das Blatt um, kratzte sich im Kopfe und versuchte sich auf irgend einen Umstand zu besinnen, der ihm Aufklärung und einen Fingerzeig in diesem Labyrinth geben könnte. Er hatte ein vortreffliches Gedächtniß und gewöhnlich gelang es ihm nach langem Studiren herauszudifteln, was er hatte schreiben wollen. Die daraus hervorgehende Verzögerung nahm aber weit mehr Tage in Anspruch, als er zur Aufnahme des Census gebraucht hatte. Zuweilen verlor der alte Herr die Geduld und betheuerte, daß seine Handschrift nicht halb so schlecht sei, wie die Umschreiber behaupteten, sondern daß ihr eigener Mangel an Scharfsinn den Aufenthalt verursache. Er sagte dann gewöhnlich: „Es ist unbillig, von mir zu verlangen, daß ich schreiben und Euch dann noch den Verstand liefern soll, den Ihr nöthig habt, um es abschreiben zu können."

Als einmal Moses Hatch, nachdem er vergebens zwanzig Minuten lang über etwas nachgesonnen, was einen menschlichen Namen bedeuten sollte, rief er: „Kommt einmal her, Onkel Phin, hier steht ein Mann Namens Whitlock, aber was ums Himmels willen soll das sein, was Ihr da als seinen Taufnamen notirt habt?"

Mein Großvater schaute den Krakelfuß einen Augenblick lang an und sagte dann, der Name heiße „Jiabod", indem er hinzusetzte: „Das konnte jeder Narr sehen, ohne mich erst herrufen und es sich vorlesen zu lassen."

„Jiabod!" sagte Hatsch. „Aber welcher Christenmutter würde es wohl jemals einfallen, ihrem Sohn einen solchen unerhörten Namen wie Jiabod zu geben?"

„Das weiß ich nicht und es geht mich auch nichts an," antwortete mein

Großvater, „aber ich weiß, daß der Name Jiabod heißt. Ich entsinne mich des Namens noch ganz deutlich."

„Jiabod Whitlock", wiederholte Hatch; „ganz gewiß irrt Ihr Euch; Ihr müßt Euch irren, kein Mensch auf der ganzen Erde heißt Jiabod."

Mein Großvater behauptete, er hätte Recht und bedeutete Mr. Hatch, er möge nur weiter schreiben und ihm nicht Dinge streitig machen, die er so gewiß wisse.

Squire Hoyt sah das Wort ebenfalls einige Augenblicke lang an und sagte dann: „Aber Phin, hieß der Mann nicht vielleicht Ichabod?"

„Ja, ich glaube, so war es," sagte mein Großvater etwas kleinlaut.

Das Gelächter der Umschreiber ärgerte ihn.

„Ihr könnt lachen, Ihr Herren," sagte er, „aber bedenkt wohl, unter welchen Umständen es geschrieben ward. Es geschah zu Pferde, bei warmer Witterung und das Pferd schlug beständig nach den Fliegen. Der Teufel selbst hätte unter solchen Umständen nicht leserlich zu schreiben vermocht."

„Versteht sich," sagte Hatch begütigend; „wie Ihr sagt, zu Pferde sitzend, während das Pferd nach den Fliegen schlägt, wäre kein Mensch im Stande, deutlich zu schreiben; dagegen gebe man Euch eine gute Feder, Squire Taylor, und lasse Euch ruhig an den Tisch setzen und Ihr schreibt dann gewiß eine wunderschöne Hand."

Mein Großvater konnte sich nicht enthalten, in die Heiterkeit, welche dieser glückliche Einfall erregte, mit einzustimmen und es dauerte viele Jahre, ehe er nichts mehr von „Jiabod" hörte.

Blechhausirer, wie man sie nannte, waren zu jener Zeit sehr häufig anzutreffen. Sie durchreisten das Land in bedeckten Wagen, worin sie ihre Blechwaaren und kleinere Handelsartikel von allen Arten, mit Einschluß von Bijouteriesachen, Nähnadeln, Stecknadeln rc. hatten. Es waren größtentheils sehr gewitzte Leute und stets bereit, ein Geschäft zu machen, gleichviel ob gegen baare Kasse oder Tausch, und da ihre Moralität in der Regel nicht weit her war, so konnte Jeder, der mit ihnen handelte, mit ziemlicher Gewißheit darauf rechnen, daß er betrogen würde. Dr. Carrington, der einen Kaufladen hielt, hatte häufig mit ihnen Geschäfte gemacht und war eben so häufig angeführt worden. Endlich erklärte er, mit diesen Leuten nie wieder etwas zu thun haben zu wollen.

Eines Tages fuhr einer dieser Hausirer an dem Kramladen des Doctors vor, sprang von seinem Wagen herab, trat ein und sagte, er wünsche einige Waaren zu vertauschen.

Der Doctor lehnte das Geschäft ab, indem er bemerkte, er sei von Blechhausirern genug betrogen worden und wolle nichts mehr mit ihnen zu schaffen haben.

„Aber es ist doch sehr hart, eine ganze Klasse Menschen für schlecht zu erklären, weil einige davon unredlich gewesen sind," sagte der schlaue Hausirer,

„und ich bitte Euch, wenigstens einen Versuch mit mir zu machen. Ich durchreise das ganze Land und kann Euch alle Eure Ladenhüter abnehmen. Um Euch daher Gelegenheit zu einem guten Geschäft zu geben, will ich Euch Alles, was ich in meinem Wagen habe, zu dem niedrigsten Grossopreise verkaufen und als Zahlung dafür Das annehmen, was Ihr mir aus Euerm Laden zum Detailpreise überlassen wollt.“

„Euer Anerbieten scheint nicht ganz unrecht,“ sagte der Doctor, „und ich will mir einmal Eure Waaren ansehen.“

Er trat an den Wagen und da er darin nichts sah, was er gebrauchen konnte, als eine Anzahl Wetzsteine, von welchen der Hausirer eine bedeutende Quantität besaß, so fragte er nach dem Preise.

„Mein Grossopreis für Wetzsteine ist drei Dollars per Dutzend,“ entgegnete der Hausirer.

„Nun gut, so will ich ein Groß nehmen,“ sagte der Doctor.

Die zwölf Dutzend Wetzsteine wurden hereingebracht, gezählt und sorgfältig auf ein Bret hinter dem Ladentische gelegt.

„Nun,“ sagte der Hausirer, „Ihr seid mir sechsunddreißig Dollar schuldig, wofür ich beliebige Waaren zu dem Detailpreise annehmen will. Mit was für Artikeln wollt Ihr mich bezahlen, Doctor?“

„Mit Wetzsteinen, das Stück zu fünfzig Cents, was gerade sechs Dutzend ausmachen wird,“ entgegnete der Doctor ernsthaft, indem er zugleich begann, die Hälfte seines Einkaufs zurückzuzählen.

Der Hausirer machte große Augen, brach dann aber in lautes Gelächter aus und rief: „Da bin ich richtig in die Falle gegangen! Hier, Doctor, nehmt diesen Dollar für Eure Mühe, laßt den Tausch aufgehoben sein und ich werde dann auf immer zugestehen, daß Ihr für einen Blechhausirer doch zu schlau seid.“

Der Doctor nahm den angetragenen Vergleich an und ward niemals wieder von diesem Hausirer belästigt.

Zu jener Zeit spielte die Politik eine große Rolle. Es gab nur zwei Parteien, Demokraten und Föderalisten. An einem Wahltage ward es bekannt, daß die Abstimmung in Danbury eine sehr hitzige sein würde. Sämmtliche Wähler wurden zur Stelle gebracht. Nach allen Theilen des Wahlbezirks wurden Wagen ausgeschickt, um die „Lahmen und die Blinden“ herbeizuholen, damit sie ebenfalls ihre Stimmen abgäben. Die Aufregung hatte den höchsten Gipfelpunkt erreicht, als ein schmuziger Kerl, der soeben abgestimmt hatte, einem Freunde zuflüsterte: „Ich habe einmal gestimmt, würde aber nochmals hingehen und stimmen, wenn ich dächte, daß der Präsident mich nicht wieder erkennte.“

„Geht und wascht Euch das Gesicht, dann kennt Euch kein Mensch wieder,“ sagte Onkel Jabez Taylor, der zufällig die Bemerkung gehört hatte und der entgegengesetzten politischen Partei angehörte.

Mein Onkel, Oberst Starr Barnum, welcher noch lebt, hatte sich durch

seinen trocknen Witz von jeher ausgezeichnet. Bei einer Gelegenheit gerieth er mit meinem Großvater in einen Streit über kirchliche Angelegenheiten. Mein Großvater hatte einen reichlichen Beitrag zur Erbauung des Bethauses in Bethel gezahlt und zwanzig Jahre später, als er einen Geistlichen von seinem Glaubensbekenntnisse einlud, daselbst zu predigen, verweigerte man ihm die Benutzung des Hauses. Er ward darüber sehr entrüstet und während des Wortwechsels mit meinem Onkel gerrieth er in noch größere Aufregung und sagte: „Die Kirche könne zum Teufel gehen."

„Na, na, alter Freund, übereilt Euch nur nicht," sagte der Oberst; „es kommt Euch nicht zu, die Leute auf diese Weise zum Teufel zu schicken. Ihr seid zu hitzig, alter Freund."

Der Ausdruck „alter Freund" war bei meinem Onkel ein sehr beliebter und er gebrauchte ihn bei allen Gelegenheiten.

Im Laufe ihrer Conversation stritten sich die Beiden über eine Ochsenkette. Jeder nahm sie als sein Eigenthum in Anspruch. Endlich ergriff sie mein Großvater, erklärte, sie gehöre sein und Niemand solle sie bekommen, wenn er nicht erst deswegen einen gerichtlichen Prozeß führte.

„Na, so behaltet sie und geht damit zum Teufel," sagte der Oberst wüthend.

„Na, na, alter Freund," sagte ein Nachbar, der den ganzen Streit mit angehört hatte; „Ihr übereilt Euch, alter Freund, es kommt Euch nicht zu, Onkel Phin auf diese Weise zum Teufel zu schicken."

Mein Onkel fühlte das Treffende dieser Bemerkung und antwortete blos lächelnd: „Ihr müßt bedenken, alter Freund, daß er eine ganze Kirche zum Teufel schickte, während ich blos einen einzigen Menschen hinbefördern wollte. Das ist nach meiner Meinung ein großer Unterschied, alter Freund."

Der alte Oberst, der jetzt über siebzig Jahre alt ist, wohnt noch in Bethel. Ich besuchte ihn vor wenigen Tagen. Er ist sehr kränklich, besitzt aber seine frühere Lebhaftigkeit noch im hohen Grade. Ich plauderte eine halbe Stunde lang mit ihm von alten Zeiten und als ich im Begriff stand, Abschied zu nehmen, sagte ich: „Onkel Starr, ich wünschte, daß Ihr mich einmal besuchtet und einige Tage bei mir zubrächtet. Ich sammle jetzt Materialien zu meiner Selbstbiographie und zweifle nicht, daß Ihr mich an Vieles erinnern könnt, was ich gern in mein Buch schriebe."

„Ich glaube vielmehr, ich könnte Euch an viele Dinge erinnern, die Ihr *nicht* gern in Euer Buch schreiben würdet," grunzte der alte Oberst mit einem unterdrückten Gelächter, welches verrieth, daß seine Liebe zum Humor noch eben so stark war als je.

Eines Tages hatte mein Großvater eine Klafter Hickoryholz vor seiner Thür liegen. Während er und Squire Ben Hoyt in der Nähe standen, kam ein Holzhacker mit der Axt in der Hand seines Weges daher. Mein Großvater, der zu einem Scherz immer aufgelegt war, sagte: „Ben, wie lange

glaubt Ihr wohl, daß man Zeit braucht, um dieses Fuder Holz in Scheite zu spalten, so lang wie sie für meinen Herd taugen?"

„Ich sollte meinen, ungefähr fünf Stunden," sagte Ben.

„Ich glaube, ich wäre in fünfthalb Stunden damit fertig," sagte mein Großvater.

„Das bezweifle ich," sagte Ben; „Hickory ist ein sehr hartes Holz."

„Ich wäre in vier Stunden damit fertig," sagte der Holzmacher.

„Das glaube ich nicht," sagte Ben Hoyt.

„Ich glaube es", sagte mein Großvater.

„Ich glaube nicht, daß irgend ein Mensch im Stande ist, dieses Holz in vier Stunden zu hacken", sagte Squire Ben zuversichtlich.

„Wohlan, ich wette mit Euch um ein Quart Rum, daß dieser Mann es thun kann," sagte mein Großvater.

„Ich wette, daß er es nicht kann," entgegnete Ben, der jetzt den Witz merkte.

Der Holzhacker zog seinen Rock aus und fragte, um welche Zeit es wäre.

„Es ist gerade neun Uhr," sagte mein Großvater, indem er durch das Fenster nach seiner Wanduhr sah.

„Zehn, elf, zwölf, eins, wenn ich es bis um Eins fertig habe, so gewinnt Ihr Eure Wette," sagte der Holzmacher zu meinem Großvater.

„Ja," lautete die Antwort beider Wettenden.

Der Mann fing an und die Splitter flogen dicht und rasch.

„Ich werde ganz gewiß die Wette gewinnen", sagte mein Großvater.

„Ich glaub' es wohl nicht," sagte Esquire Hoyt.

Mehrere der Nachbarn kamen auch herzu und als sie erfuhren, um was es sich handelte, so machten sie verschiedene Bemerkungen hinsichtlich des wahrscheinlichen Ausganges. Der Schweiß rann dem Holzmacher strömend vom Gesicht herunter, während er seine Axt mit der Regelmäßigkeit eines Maschinenhammers handhabte. Mein Großvater reichte ihm, um ihm eine Stärkung zu verschaffen, ein Glas Santa Cruz und Wasser. Um elf Uhr war augenscheinlich über die Hälfte des Holzstoßes gehackt. Mein Großvater sprach die Ueberzeugung aus, daß er die Wette gewinnen würde.

Esquire Hoyt dagegen behauptete, der Holzhacker werde bald anfangen, müde zu werden, und aufhören müssen, ehe er noch mit dem ganzen Holze fertig sei. Diese Bemerkungen, welche natürlich für das Ohr des Holzmachers bestimmt waren, äußerten die gewünschte Wirkung. Der Schweiß floß ununterbrochen, aber die Kraft und Stärke in den Armen des Holzmachers verrieth keine Erschlaffung. Die Nachbarn sprachen ihm Muth ein. Sein Holzstoß verminderte sich immer mehr. Es war halb Eins und nur noch wenige Scheite waren übrig. Plötzlich schien dem Holzmacher etwas einzufallen. Er hielt einen Augenblick inne, stützte sich auf seine Axt und wendete sich zu meinem Großvater.

„Schauet, wer wird mich denn aber für das Hacken dieses Holzes bezahlen?“ fragte er.

„Ja, das weiß ich nicht,“ sagte mein Großvater ernsthaft.

„Zum Teufel! Ihr glaubt doch nicht, daß ich Euch eine Klafter Holz umsonst hacken werde?“ rief der Holzmacher entrüstet.

„Das geht mich weiter nichts an,“ sagte mein Großvater, „aber ich dächte, Ihr verplaudertet jetzt nicht die Zeit, da ich sonst meine Wette verliere.“

„Geht zum Teufel mit Eurer Wette!“ lautete die grimmige Antwort; und der Holzhacker warf seine Axt auf den Boden.

Die Umstehenden brachen alle in ein herzliches Gelächter aus, welches die Wuth des armen Schlachtopfers noch erhöhte. Sie gingen zum Mittagsessen und als sie wiederkamen, saß er noch auf dem Holzstoß und murmelte Flüche und Verwünschungen gegen das ganze Dorf. Nachdem mein Großvater ihn noch ein paar Stunden hatte zappeln lassen, bezahlte er ihm, was er verlangte.

Der Holzhacker nahm das Geld in Empfang und sagte: „Nun ists gut, aber ehe ich wieder eine Klafter Holz hacke, will ich mich hübsch erst erkundigen, wer mich bezahlt.“

Im Monat März 1825 bekam mein Vater einen heftigen Fieberanfall, der ihn an sein Bett fesselte und am 7. September desselben Jahres vertauschte er in einem Alter von achtundvierzig Jahren dieses Leben mit einer besseren Welt.

Ich war damals fünfzehn Jahre alt. Ich stand an seinem Bett. Die Welt bot mir nur düstere Aussichten, wenn ich bedachte, daß ich nun auf immer meines väterlichen Beschützers beraubt war! Ich fühlte, daß ich ein armer, unerfahrener Knabe war, der sich nun in der weiten Welt allein forthelfen sollte, und das Gefühl meiner Verlassenheit überwältigte mich förmlich. Meine Mutter war nun Wittwe mit fünf Kindern; ich war das älteste und das jüngste war erst sieben Jahre alt. Wir geleiteten die sterblichen Ueberreste unseres Vaters zu Grabe und kehrten dann in unser ödes Haus zurück, mit dem Gefühl, daß wir von der Welt verlassen seien und uns diesseits des Grabes nur wenig Hoffnung übrig bleibe.

Es wurden Administratoren für unsere Besitzung ernannt und bald zeigte sich, daß es meinem Vater nicht gelungen war, sich einen ansehnlichen Theil von den Gütern der Welt zur Unterstützung und Ernährung seiner Familie zu sichern. Unser Besitzthum ward insolvent erklärt und es kamen nicht fünfzig Procent heraus. Meiner Mutter ward es, wie so vielen Wittwen vor ihr, sehr sauer, ihre kleine Familie zu ernähren, da sie aber fleißig, sparsam und beharrlich war, so gelang es ihr in einigen Jahren, die auf der Besitzung haftenden Schulden abzustoßen und alleinige Besitzerin zu werden. Die wenigen Dollars, die ich mir gesammelt, hatte ich meinem Vater geliehen und er hatte mir eine kleine Schuldverschreibung darüber gegeben, aber es ward entschieden, daß das Eigenthum eines Minderjährigen dem Vater gehöre und deshalb ward

mein Anspruch weiter nicht in Betracht gezogen. Demzufolge sah ich mich genöthigt, als Commis in einem Kramladen das Geld zu verdienen, welches ich für das Paar Schuhe bezahlen mußte, die man mir kaufte, um sie bei dem Leichenbegängniß meines Vaters zu tragen. Ich kann daher in Wahrheit sagen, daß ich mit nichts und so zu sagen barfuß in die Welt hinaustrat.

Ich blieb noch eine Weile bei Mr. Weed und ging dann nach Grassy Plains, eine Meile nordwestlich vom Dorfe Bethel, wo ich bei James S. Keeler und Lewis Whitlock als Commis in Dienste trat. Ich bekam hier sechs Dollars monatlich und die Kost, während meine Mutter mir die Wäsche besorgte. Bald fing ich wieder an, auf eigene Rechnung zu spekuliren und durch Fleiß und Sparsamkeit gelang es mir, eine kleine Summe vor mich zu bringen. Die Kost und Wohnung hatte ich bei Mistreß Jersuha Wheeler und ihren Töchtern Jerusha und Mary. Da fast Jedermann einen Spitznamen hatte, so wurden diese beiden jüngern Damen „Rushia“ genannt, während man die alte mit dem Namen „Tante Rushia“ bezeichnete. Sie waren eine außerordentlich ehrenwerthe und nette Familie, wo ich mich sehr wohl und gemüthlich fühlte. Meinen Onkel Alanson Taylor wählte ich zu meinem Vormund und folgte seinen Rathschlägen. Als Commis war ich außerordentlich thätig, galt für einen gewitzten Handelsmann und erwarb mir bald die Achtung und das Vertrauen meiner Chefs. Ich denke noch mit großer Dankbarkeit daran, daß sie mir viel Gelegenheit ließen, Geld zu verdienen.

Einmal fuhr ein Hausirer mit einem großen Wagen, der mit gewöhnlichen grünen Glasflaschen von verschiedener Größe beladen war, vor unserm Kaufladen vor. Die Flaschen hatten ein Maß von einer halben Pinte bis zu einer Gallone. Meine Principale waren Beide abwesend und ich forderte den Hausirer auf, seine ganze Ladung Flaschen gegen Waaren zu verhandeln. Da er mich für einen Neuling ansah, so ging er auf meinen Vorschlag ein und es gelang mir, ihm eine Menge Ladenhüter zu ungeheueren Preisen aufzuschmieren. Nicht lange nachdem er fort war, kam Mr. Keeler wieder zurück und fand seinen kleinen Laden halb mit Flaschen angefüllt.

„Was ums Himmels willen haben Sie denn da gemacht?“ fragte er verwundert.

„Ich habe Waaren gegen Flaschen verhandelt,“ sagte ich.

„Da haben Sie sich wahrscheinlich zum Narren haben lassen,“ rief er, „denn das sind Flaschen genug um die ganze Stadt zwanzig Jahre lang damit zu versehen.“

Ich bat ihn, sich nicht zu beunruhigen und versprach ihm, das ganze Quantum innerhalb drei Monaten wieder fortzuschaffen.

„Wenn Sie das können“, sagte er, „so können Sie Wunder thun.“

Ich zeigte ihm dann das Verzeichniß der Waaren, welche ich für die Flaschen hingegeben, mit den dabei bemerkten übertriebenen Preisen, und als er nachrechnete, fand er, daß ich eine Quantität werthlosen Gerülles so ver-

tauscht hatte, daß ihm die neue Waare noch unter der Hälfte des Grossopreises zu stehen kam. Er freute sich darüber, wußte aber nicht, was er mit den Flaschen anfangen sollte. Wir brachten den größten Theil davon auf den Oberboden unseres Kramladens.

Meine Principale hatten einen sogenannten Tauschladen. Viele der Hutfabrikanten handelten mit uns und bezahlten uns mit Hüten und gaben Anweisungen auf unsere Waaren an ihre zahlreichen Arbeiter mit Einschluß der Gesellen, Lehrlinge, Hutstaffirerinnen u. s. w. Natürlich hatten wir auf diese Weise eine große Anzahl Kunden und ich kannte sie alle ganz genau.

Ich will hierbei bemerken, daß ich, als ich den Flaschenhandel abschloß, ein Projekt im Kopfe hatte, sie alle ins Geld zu setzen und zugleich eine bedeutende Quantität Blechwaaren los zu werden, die schon seit mehreren Jahren mit Staub und Fliegenschmutz bedeckt in unserem Laden lagerten.

Dieses Projekt war eine Lotterie. Am ersten regnerigen Tage, wo nur wenige Kunden kamen, verwendete ich daher einige Stunden auf Ausarbeitung meines Plans. Der größte Gewinn war fünfundzwanzig Dollars in irgend einer Gattung von Waaren, welche der Kunde wünschte, zahlbar. Dann hatte ich noch fünfzig Gewinne, jeden zu fünf Dollars, und gab in meinem Plane an, aus was für Waaren jeder Gewinn bestehen sollte. So bestand z. B. ein Fünfdollargewinn aus einem Paar baumwollenen Strümpfen, einem baumwollenen Taschentuch, zwei blechernen Bechern, vier großen Glasflaschen, drei Löffeln, einer Quartflasche, sechs Muskatenreibeisen, einem Dutzend kleinen Glasflaschen u. s. w. u. s. w., so daß das Glas und die Blechwaaren allemal den größern Theil jedes Gewinnes bildeten. Ferner hatte ich einhundert Gewinne zu einem Dollar jeder, einhundert Gewinne zu fünfzig Cents jeder und dreihundert Gewinne zu fünfundzwanzig Cents. Die Zahl der Loose betrug tausend, das Stück zu fünfzig Cents. Die Gewinne betrugen eben soviel als die Loose — fünfhundert Dollars. Ich hatte hierbei eine Idee von der Kirchenlotterie entlehnt, bei welcher mein Großvater Director war, und viele Gewinne gemacht, die blos halb so viel betrugen, als was ein Loos kostete. Ich überschrieb den Plan mit schönen großen Anfangsbuchstaben, welche verkündeten, es sei eine **„Prachtvolle Lotterie!" „25 Dollars für nur 50 Cents!!" „Ueber fünfhundertundfünfzig Gewinne!!!" „Nur 1000 Loose!!!" „Waaren zu den billigsten Baarpreisen berechnet!!!!!"** u. s. w. u. s. w.

Die Loose gingen ab wie „warme Semmeln." Die Abnehmer dachten weiter nicht über die Beschaffenheit der Gewinne nach. Hutmachergesellen und Hutstaffirerinnen kauften Loose. Binnen zehn Tagen waren alle abgesetzt, ein Tag ward zur Ziehung der Lotterie festgesetzt und sie fand pünktlich wie angekündigt statt.

Den nächsten Tag und mehrere Tage lang nachher kamen die Interessenten, um ihre Gewinne abzuholen. Eine junge Dame, welche fünf Dollars gewonnen, hatte demzufolge ein Anrecht auf einen Knäuel Zwirn, eine Spule Garn,

einen Brief Stecknadeln, sechzehn Blechlöffel, Becher und Muskatreibeisen und einige Dutzend Glasflaschen von verschiedenen Größen. Sie bat mich, das Glas und die Blechwaaren zu behalten und ihr dafür etwas Anderes zu geben, erfuhr aber, daß ein solches Verfahren den Statuten unseres Etablissements entgegen sei und daß durchaus nicht darauf eingegangen werden könne.

Einer fand, daß alle seine Gewinne aus Blechwaaren bestanden. Ein Anderer entdeckte, daß er bei zwanzig Loosen vielleicht zehn Gewinne bekommen hatte, daß dieselben aber sämmtlich aus Glasflaschen bestanden. Einige der Interessenten ärgerten sich, die meisten aber lachten über den Scherz. Die Quantitäten schmutziges Blech und Glasflaschen, die in Körben, auf Armen und in Säcken während der ersten wenigen Tage nach der Ziehung unserer Lotterie aus unserm Laden hinausgetragen wurden, boten eine Reihe der spaßhaftesten Scenen dar. Kaum ein einziger Kunde durfte ohne mehr oder weniger Gegenstände von Blech oder Glas wieder fort. Innerhalb zehn Tagen waren sämmtliche Glasflaschen verschwunden und die alte Blechwaare durch eine kleinere Quantität, blank wie Silber, ersetzt.

Mein Onkel Baron Nichols, Gatte meiner Tante Laura, war Hutfabrikant und betrieb in Grassy Plains sein Geschäft nach großem Maßstabe. Seine Arbeitsleute kauften eine Menge Loose. Er selbst kaufte zwölf und war damit sehr glücklich. Er bekam sieben Gewinne. Unglücklicherweise aber wurden sie alle in Blech ausgezahlt. Er holte sie eines Tags in seinem Wagen nach Hause und fuhr durch die Straßen wie ein Blechhausirer. Zwei Tage später brachte Tante Laura die sämmtlichen Gegenstände wieder zurück.

„Ich habe mich sechs Stunden lang geplagt, einige von diesen Blechsachen blank zu putzen, aber es ist unmöglich. Gieb mir daher andere Waaren dafür," sagte sie.

Ich entgegnete, daß davon keine Rede sein könne.

„Aber was ums Himmels willen meinst Du denn, daß ich mit dieser Menge schwarzem Blechzeuge machen soll?" sagte sie.

Ich antwortete, wenn mein Onkel Nichols das Glück gehabt hätte, so viele Gewinne zu machen, so würde es voreilig von mir sein, ihm vorzuschreiben, welchen Gebrauch er davon machen solle.

„Dein Onkel ist ein Narr, sonst würde es ihm nicht eingefallen sein, Loose in einer so nichtsnutzigen Lotterie zu nehmen," sagte sie.

Ich lachte hell auf, was ihren Aerger nur noch vermehrte. Sie hing mir mehrere nicht eben schmeichelhafte Titel an, aber ich lachte blos.

Endlich sagte ich: „Tante Laura, warum bietest Du nicht der Tante Rushia etwas von Deinen Blechwaaren an? Ich hörte, daß sie sich heute Morgen beim Frühstück erkundigte, wo sie Blechlöffel zu kaufen bekommen könne."

„Damit kann ich sie versorgen," sagte meine Tante Laura, indem sie ein halbes Dutzend Löffel und eine Anzahl anderer Gegenstände in die Schürze raffte und sich sofort über die Straße hinüber nach meinem Kosthause begab.

„Tante Rushia,“ sagte sie beim Eintreten, „ich komme, um einige Blechlöffel an Euch zu verkaufen.“

„Gott stehe uns bei!“ rief Tante Rushia, „solches Zeug habe ich selbst genug.“

„Aber Taylor Barnum sagte mir doch, Ihr wolltet welche kaufen,“ entgegnete Tante Laura erstaunt.

„Ich fürchte, der Knabe ist ein muthwilliger Spaßvogel,“ sagte Tante Rushia lachend; „er hat das blos gethan, um mich zu ärgern, denn ich habe selbst sieben Stück Blechlöffel in seiner Lotterie gewonnen.“

Tante Laura kam ärgerlicher als vorher zurück. Sie warf sämmtliche Blechwaaren in unserm Laden auf den Fußboden und erklärte, daß sie kein Stück davon wieder mit nach Hause nähme. Dann entfernte sie sich.

Sofort sendete ich das ganze Blechzeug in einem Wagen nach ihrem Hause. Es kam daselbst eher an als sie, und als sie in ihre Küche trat, sah sie sämmtliches Blechgeschirr in der Mitte übereinander gehäuft, während die nachstehende Probe meiner Dichtkunst von dem blechernen Henkel einer Blechkanne herunterbaumelte:

„Es war einmal ein Mann, der hieß ich weiß nicht wie,
Der machte sieben Gewinne in meiner Lotterie,
Und die bekam er ausgezahlt in lauter schwarzem Blech;
Da rief sein Weib ganz wüthend: „O niederträcht'ges Pech!““

Es dauerte mehrere Wochen, ehe Tante Laura mir den Scherz vergab, ungefähr nach dieser Zeit aber schickte sie mir eine Fleischpastete, sauber in weißes Papier gepackt, auf dessen Außenseite geschrieben stand: „Eine Fleischpastete für Taylor Barnum.“

Ich freute mich darüber nicht wenig. Ich schnitt den darum gebundenen Bindfaden entzwei und nahm das Papier weg. Die Pastete war in einem der ungewaschenen Blechteller gebacken! Natürlich konnte ich sie nicht essen, aber sie war mir ein Beweis von Aussöhnung und denselben Nachmittag war ich zu Thee bei meiner Tante, wo ich schon manchmal herrlich gespeist, was ich auch nach dieser Zeit wieder wohl hundertmal gethan habe.

Meinem Großvater machte die Lotteriespeculation großen Spaß und er schien mit vielen Andern einverstanden zu sein, welche behaupteten, ich sei in der That „ein Span von dem alten Block“.

Dann und wann besuchte mich einer meiner Schulkameraden von Bethel des Abends und übernachtete bei mir in meinem Kosthause. James Beebe, ein junger Mensch von gleichem Alter mit mir, kam auch einmal in dieser Absicht. Einer unserer nächsten Nachbarn war Mr. Amos Wheeler, Sohn der Wittwe Tante Jerusha. Da er und seine Frau diesen Abend abwesend waren, so hatten sie mich ersucht, in ihrem Hause zu schlafen, damit die Kinder nicht allein bleiben möchten. Ich nahm meinen Schulkameraden Jim Beebe mit dahin. Einige Tage darauf besuchte mich Jim wieder und sagte, daß er früh

beim Ankleiden in Mr. Wheeler's Wohnung falsche Strümpfe angezogen habe. Anstatt seine eigenen, die neu waren, anzuziehen, hatte er ein altes Paar von Mr. Wheeler ergriffen. Sie waren deutlich „A. W." gezeichnet. Ich sagte ihm, daß ihm weiter nichts übrig bliebe, als Mistreß Wheeler die Strümpfe ihres Gatten zurückzugeben und zu erklären, auf welche Weise das Versehen stattgefunden habe. Er that es, kam aber bald in großer Aufregung und Entrüstung wieder zurück und schimpfte auf Mistreß Wheeler was er konnte. Sie hatte, wie er mir mittheilte, die alten Strümpfe untersucht, aber trotzdem, daß die Anfangsbuchstaben von ihres Mannes Namen „A. W." oben am Rande eingestickt waren, leugnete sie doch, daß sie sein wären und folglich auch, daß sich Strümpfe von Jim Beebe in ihrem Besitz befänden.

Ich gestehe, daß mir diese Handlungsweise unerklärlich vorkam. Es war nicht gut zu glauben, daß sie wegen eines Paars Strümpfe eine Unwahrheit behaupten würde und dennoch war klar, daß A. W. nicht die Anfangsbuchstaben von James Beebe's Namen, sondern von Amos Wheeler's waren. Jim erklärte, er habe seinen Irrthum noch an demselben Tage entdeckt, wo er sich in Amos Wheeler's Haus angekleidet und Mistreß Wheeler mußte natürlich sich irren. Ich zeigte die Strümpfe Mr. Wheeler selbst. Er kannte seine Garderobe nicht so genau als seine Frau sie kannte, sagte aber, er sei überzeugt, daß diese sich nicht irre. Wir natürlich waren eben so fest überzeugt, daß sie sich irre. Es konnte gar kein Zweifel darüber sein, aber dennoch sah sich Jim genöthigt, die alten Strümpfe wieder mit nach Hause zu nehmen.

Der Vorfall ärgerte mich nicht wenig. Jim war ganz außer sich und erklärte, er werde unter keiner Bedingung wieder in Grassy Plains übernachten, da er ja gewärtig sein müsse, daß die Weiber ihm alle seine Kleider stählen und für die ihrigen ausgäben.

Etwa eine Woche später begegnete ich ihm und begann sogleich über seine alten Strümpfe zu lachen.

„O, damit hatte es seine Richtigkeit," sagte er. „Zufällig schlief ich ein paar Abende zuvor, ehe ich bei Dir übernachtete, bei John Williams, und da sämmtliche Knaben von Williams in einem und demselben Zimmer schliefen, so erwischte ich die falschen Strümpfe. John Williams begegnete mir vor einigen Tagen und sagte mir, sein Bruder Adams habe ein Paar Strümpfe, die mit den Anfangsbuchstaben meines Namens gezeichnet seien und er schlösse daraus, daß ich die seinigen angezogen und irrigerweise die meinen zurückgelassen hätte. Ich begab mich sogleich zu Adam und fand, daß es so war, wie er vermuthet.

A. W. bedeutete also hier Adam Williams und nicht Amos Wheeler und Mistreß Williams hatte Recht gehabt. Es war dies ein sehr eigenthümliches Zusammentreffen, welches einen bedeutenden Eindruck auf mich machte. Vielmal habe ich seit jenem einfachen Ereigniß darüber nachgedacht, daß vielleicht Hunderte von Unschuldigen auf einen weniger wahrscheinlichen Indicienbeweis

hin ihr Leben eingebüßt haben, als der war, mit welchem man darzuthun suchte, daß Amos Wheeler der Eigenthümer der alten mit seinen Namensbuchstaben bezeichneten Strümpfe sei.

Samstag Abends ging ich gewöhnlich nach Bethel, um bei meiner Mutter zu übernachten und des Sonntags die Kirche zu besuchen. Meine Mutter führte noch einige Jahre lang die Schankwirthschaft. Eines Samstag Abends zog ein schweres Gewitter heran; es war sehr finster und regnete in Strömen, mit dann und wann eintretenden Unterbrechungen von wenigen Minuten. Miß Mary Wheeler, die Putzmacherin war, ließ mir in den Kaufladen herübersagen, es sei ein Mädchen von Bethel bei ihr, welche zu Pferde gekommen sei, um ihren neuen Hut zu holen; sie fürchte sich, den Heimweg allein zu machen, und wenn ich diesen Abend nach Bethel ritte, so wünschte sie, daß ich ihre Kunde begleiten möchte. Ich willigte ein und nach wenigen Minuten war mein Pferd an „Tante Rushias" Thür. Ich ging hinein und ward einem blonden rosenwangigen Mädchen vorgestellt. Sie hatte sehr schöne weiße Zähne und hieß „Chairy Hallett". Natürlich war „Chairy" ein Spitzname, der, wie ich später erfuhr, „Charity" (Charitas) bedeutete.

Ich half der jungen Dame in den Sattel, schwang mich dann ebenfalls auf mein Pferd und wir trabten langsam nach Bethel.

Der kurze Anblick dieses Mädchens bei Kerzenlicht hatte eine Menge sonderbarer und angenehmer Gefühle in meiner Brust erweckt. Ich befand mich in einer Stimmung, die mir ganz neu und eben so unerklärlich war. Ich begann ein Gespräch mit ihr und da ich sie redselig und keineswegs geziert oder affectirt fand, so bedauerte ich, daß die Entfernung nach Bethel nicht fünf Meilen anstatt einer betrug. Bald erfuhr ich, daß sie eine Schneidermamsell war und bei Mr. Zehra Benedict in Bethel arbeitete. Das Schneiderhandwerk stand von diesem Augenblicke an in meiner Meinung höher als je zuvor. Bald kamen wir in Bethel an und ich wünschte meiner schönen Begleiterin gute Nacht und begab mich zu meiner Mutter. Das Gesicht dieses Mädchens erschien mir diese Nacht fortwährend im Traume. Den nächsten Tag sah ich sie in der Kirche und auch an jedem folgenden Sonntage, doch bot sich während dieses Sommers keine Gelegenheit zur Erneuung der Bekanntschaft dar.

Die Herren Keeler und Whitlock verkauften im Sommer 1827 ihr ganzes Waarenlager an Mr. Lewis Taylor. Ich blieb noch kurze Zeit als Commis bei Mr. Taylor. Es giebt in Connecticut ein Sprichwort, nach welchem die beste Schule, in welcher ein junger Mensch das Thun und Treiben kennen lernen kann, die ist, wenn man ihm erlaubt, einige Jahre lang ein Blechhausirer zu werden. Ich meinerseits glaube, daß in einem Tauschkramladen, wie der, in welchem ich war, dieselbe Ausbildung zu erlangen ist. Viele unserer Kunden waren, wie ich schon oben erwähnt, Hutmacher, und wir nahmen Hüte als Bezahlung für Waaren an. Die großen Fabrikanten gingen

mit uns ziemlich honett zu Werke, einige der kleinern aber betrogen uns dann und wann auf die fürchterlichste Weise. Es giebt wahrscheinlich keinen Handel, bei welchem mehr Betrügerei vorkommt, als beim Huthandel. Wenn ein Hut beim Färben verbrannt oder sonst auf eine Weise beschädigt war, vielleicht einen eine Viertelelle langen Schnitt oder Riß bekommen hatte, so konnte man darauf rechnen, daß der Schaden zugekleistert, übertüncht und der Hut mit anderen zum Tausch in unsern Kramladen geschickt ward. Zu den Pelzen, deren man sich zum Ueberzug der Hüte in jener Zeit bediente, gehörten Biber, Zobel, Fischotter, Moschusratte u. s. w. u. s. w. Der beste Pelz war Fischotter, der schlechteste Waschbär.

Die Hutmacher mischten die schlechteren Pelzhaare mit einer geringen Quantität von ihren besten und verkauften uns die Hüte für „Fischotter". Wir dagegen mischten unsern Zucker, Thee und unsere Liköre und gaben ihnen die hochtrabendsten Namen. Es hieß einmal „Wurst wieder Wurst". Unsere Baumwolle verkauften wir für Schafwolle, unsere Schafwolle und Baumwolle für Seide und Leinen, mit einem Worte fast Alles war nicht das, wofür es ausgegeben ward. Die Kunden betrogen uns mit ihren Erzeugnissen und wir betrogen die Kunden wieder mit unsern Waaren. Jede Partei erwartete betrogen zu werden, wenn es möglich wäre. Unsere Augen, aber nicht unsere Ohren, mußten unsere Meister sein. Wir durften wenig glauben, was wir sahen, aber noch weniger, was wir hörten. Unsere Kattune waren alle nach unserem Vorgeben ächt gefärbt, wiewohl sie schon im kalten Wasser ausgingen. Unser gemahlener Kaffee war so gut, wie er aus gebrannten Erbsen, Bohnen und Mais herzustellen ist, und unser Ingber war, wenn man den Preis des Maismehles erwog, ganz leidlich. Die Kniffe und Piffe waren zahllos. Wenn ein Hausirer mit uns wegen einer Kiste Biberhüte zu handeln wünschte, die sechzig Dollars das Dutzend werth waren, so konnte er darauf rechnen, daß er eine Kiste „Waschbären" erhielt, die mit fünfzehn Dollars das Dutzend noch zu theuer bezahlt waren. Wenn wir unsere Bezahlung in Wanduhren annahmen, von denen man uns versicherte, daß sie ganz richtig gingen, so war gerechter Grund vorhanden, zu glauben, daß sie diesem Zwecke nicht besser entsprachen als ein Schubkasten, nämlich daß sie eben so wie Pindar's Rasirmesser blos für den Verkauf gemacht waren, und wenn die Hälfte der Räder, die zu einer Uhr nothwendig sind, in dem Gehäuse gefunden wurden, so war dies als ein eben so glücklicher als außerordentlicher Umstand zu betrachten.

Eine solche Schule machte allerdings pfiffig, aber wenn sie nicht auch zugleich Gewissen, Moral und Rechtsgefühl ausrottete, so lag der Grund darin, daß die Schüler sie verließen, ehe noch ihre Ausbildung vollendet war.

Vielleicht habe ich mich bei dem Leser zu entschuldigen, daß ich einen so bedeutenden Raum meines Buches der Erzählung von allerhand Schnurren und andern Dingen gewidmet habe, welche nicht in unmittelbarem Zusammen-

hange mit mir selbst standen. Ich ward in einer Atmosphäre der Heiterkeit geboren und aufgezogen, mein natürlicher Hang ward durch die Umgebungen meiner Jugend entwickelt und befestigt, und ich fühle mich daher berechtigt, das Thun und Treiben der Spaßvögel von Bethel zu erzählen, weil sich daraus zum Theil die Ursachen erklären, die mich zu dem gemacht haben, was ich bin.

Sechstes Kapitel.

Ereignisse und verschiedene Pläne.

Im Herbst 1826 bot mir Mr. Oliver Taylor, der vor einigen Jahren von Danbury nach Brooklyn auf Long Island gezogen war, die Stelle eines Commis in seinem Materialladen an. Er hatte auch eine große Kammfabrik in Brooklyn und einen Kammverkaufladen in New-York. Ich nahm Mr. Taylor's Anerbieten an. Der Kaufladen befand sich an der Ecke von Sands- und Pearl-Street.

Viele unserer Kunden kamen sehr früh, um sich allerhand Waaren für ihr Frühstück einzukaufen, und ich mußte daher schon vor Tagesanbruch aufstehen. Dies war von meiner zeitherigen Lebensweise so abweichend, daß es mir sehr schwer ward, des Morgens zur rechten Zeit aufzuwachen. Um nun meine Bestrebungen in dieser Beziehung auf zweckmäßige Weise zu fördern, traf ich mit einem Nachtwächter ein Abkommen, welchem zufolge ich ihm zwei Schilling wöchentlich bezahlte, wofür er verbunden war, eine aus meinem im dritten Stock befindlichen Kammerfenster herabhängende Schnur zu ziehen, deren anderes Ende an meiner großen Zehe befestigt war. Diese Einrichtung entsprach ihrem Zwecke vollkommen, zufällig aber erfuhr Mr. Taylor davon — wahrscheinlich durch den Nachtwächter — und plötzlich einmal ward viel heftiger gezogen, als ich mir ausbedungen hatte. Ich schrie laut auf vor Schmerz, eilte an's Fenster und befahl dem Nachtwächter nachzulassen, weil er mir ja sonst die Zehe abrisse. Ohne einen losen Streich zu vermuthen, kleidete ich mich an, ging die Treppe hinunter und sah nun, daß es erst halb Eins war. Es dauerte lange, ehe ich erfuhr, wer mein Quälgeist gewesen, obschon mein Verdacht gleich hätte auf Oliver fallen sollen. Nach diesem Abenteuer gelang es mir stets ohne weitere Beihilfe zur rechten Zeit aufzuwachen und der Vertrag mit dem Nachtwächter ward demzufolge wieder rückgängig gemacht.

Ich war noch nicht lange in Mr. Taylor's Dienst, so hatte ich mir schon die nöthige Uebung in dem Geschäft angeeignet, so daß sehr bald auch der Einkauf sämmtlicher Waaren für unsern Laden mir anvertraut ward. Ich

kaufte nur gegen baar und ward dadurch in den Stand gesetzt, mein Urtheil beim Einkauf zu üben, denn zuweilen machte ich alle Sectionen des untern Theils der Stadt durch, um den wohlfeilsten Markt für Materialwaaren aufzusuchen. Eben so wohnte ich häufig den großen Thee- und Zuckerauctionen bei, so daß ich durch Aufmerken auf die Verkäufe und Notiren der Preise und der Namen der Ersteher immer wußte, was für Profit sie nahmen und wie weit ich sie gegen baare Kasse herunterdrücken konnte. Bei diesen Auctionen machte ich gewöhnlich die Bekanntschaft mehrerer Materialwaarenhändler, welche kleinere Quantitäten von den zu verkaufenden Waaren zu haben wünschten und wir schossen häufig zusammen und erstanden eine Partie, welche zwischen uns getheilt, Jedem die Quantität verschaffte, die er wünschte und zwar zu einem geringeren Preise, als wir hätten bezahlen müssen, wenn die Waaren erst in andere Hände gekommen wären, die auch ihren Gewinn hätten davon haben wollen.

Mein Principal interessirte sich sehr für mich und behandelte mich auf die freundlichste Weise, aber dennoch sagte mir diese Stellung nicht zu. Der Grund davon war, daß es wirklich Menschen giebt, die sich ihrer ganzen Natur zufolge niemals damit befreunden können, für einen bestimmten Lohn zu arbeiten, wäre dieser auch noch so groß. Zu diesen Menschen gehöre auch ich. Meine Gemüthsrichtung war von jeher speculativer Art und ich mag mich bei keinem Geschäft betheiligen, wenn es nicht von der Art ist, daß mein Gewinn durch einen höhern Grad von Energie, Ausdauer, Aufmerksamkeit auf das Geschäft, Takt u. s. w. bedeutend vermehrt werden kann. Da ich nun aber in diesem Materialladen zu Brooklyn keine Gelegenheit hatte, auf meine eigene Rechnung zu speculiren, so ward ich bald unruhig. So jung ich auch noch war (und wahrscheinlich eben weil ich noch so jung war) begann ich doch schon ernsthaft daran zu denken, selbst ein Geschäft anzufangen, und obschon ich kein Kapital zum Anfang hatte, so hatten sich doch schon mehrere vermögende Männer erboten, das nöthige Geld herzugeben und mit mir gemeinschaftliche Sache zu machen.

Ich befand mich damals in einem unbehaglichen Lebensalter, — in einem Uebergangszustand — ich war weder Kind noch Mann, — ein Alter, wo es von der größten Wichtigkeit ist, daß ein junger Mensch einen discreten Freund und Mentor habe, auf dessen guten Rath er bauen kann. Wie dünkelhaft sind größtentheils junge Menschen, die kaum sechzehn bis achtzehn Jahre alt sind! Sie glauben recht wohl fähig zu Geschäften zu sein, zu denen, wie viel ältere Leute wissen, eine vieljährige Erfahrung gehört. Dies ist auch das Alter, wo das „achtzehnjährige Fieber“ junge Leute auch in anderer als in geschäftlicher Hinsicht sehr leicht zu Narren macht. Jünglinge von diesem Alter und Mädchen von zwölf bis sechzehn Jahren sind ohne Zweifel die unangenehmsten Persönlichkeiten von der Welt. Sie sind so halsstarrig, so dünkelhaft und von sich eingenommen, daß denkende Eltern vollen Grund haben, in

Bezug auf die Wendung, die es mit ihren Kindern in diesen kritischen Perioden nimmt, ängstlich und besorgt zu sein.

Im Sommer 1827 bekam ich die Blattern, welche, obschon ich vor etwa acht Jahren mit gutem Erfolg geimpft worden war, einen ziemlich bösartigen Charakter annahmen. Ich mußte demzufolge mehrere Monate lang das Haus hüten. Die Geldkosten, welche meine Krankheit verursachte, machten einen bedeutenden Riß in meine Ersparnisse. Sobald als ich hinreichend wiederhergestellt war, reiste ich nach Hause, um einige Wochen lang auf Wiederherstellung und Kräftigung meiner Gesundheit zu verwenden. Ich schiffte mich an Bord einer nach Norwalk segelnden Schaluppe ein. Als die Passagiere, aus etwa zwanzig Damen und Herren bestehend, an Bord kamen, erschraken sie vor dem Anblick meines Gesichts, welches noch sehr sichtbare Spuren von der überstandenen Krankheit aufzuweisen hatte. Auf einstimmiges Verlangen ward ich aufgefordert, wieder ans Land zu gehen und Capitain Munson Hoyt, den ich gut kannte, weil ich seine Schaluppe fast alle Wochen besuchte, um Butter, Eier u. s. w. einzukaufen, theilte mir mit, daß es ihm sehr leid thue, mich von den Wünschen der erschrockenen Passagiere in Kenntniß setzen zu müssen. Natürlich mußte ich mich fügen und verließ die Schaluppe mit schwerem Herzen. Diese Nacht logirte ich in Holt's altem Hotel in Fultonstreet und ging den nächsten Morgen mit dem Dampfboot nach Norwalk, von wo ich Bethel noch denselben Nachmittag erreichte.

Ich blieb mehrere Wochen bei meiner Mutter, die in ihren Bemühungen, alles Mögliche zu meiner Pflege und Aufheiterung beizutragen, unermüdlich war. Während meiner völligen Genesung besuchte ich meine alten Schulkameraden und Nachbarn und hatte mehrmals Gelegenheit, die kurze Bekanntschaft zu erneuern, die ich mit der hübschen Schneidermamsell Chairy Hallet gemacht, als ich sie während des Gewitterregens von Grossy Plains nach Bethel escortirte. Diese Gelegenheiten verminderten durchaus nicht die Empfindungen, welche ich für die junge Dame hegte, eben so wie sie auch nicht dazu dienten, mir einen festeren und gesunderen Schlaf zu verleihen. Indessen, ich lieh meiner Liebe keine Worte und der „Wurm in der Knospe" nagte nicht an meiner pockennarbigen Wange.

Nach Verlauf von vier Wochen verließ ich wieder das mütterliche Dach und reiste nach Brooklyn zurück. In kurzer Zeit traf ich die nöthigen Einleitungen, auf meine eigene Rechnung ein Porterhaus in der Nachbarschaft des Materialladens zu eröffnen. Ich setzte Mr. Taylor von meinem Wunsche, seinen Dienst zu verlassen, in Kenntniß; er engagirte einen andern jungen Mann als meinen Nachfolger und ich eröffnete mein Porterhaus. Schon nach wenigen Monaten fand ich Gelegenheit, vortheilhaft zu verkaufen und da ich ein gutes Anerbieten bekam, als Commis in ein ähnliches Etablissement, welches Mr. David Thorp, 29, Peck Slip, New-York, gehörte, zu treten, so verkaufte ich und begab mich dorthin. Mr. Thorp's Haus war ein beliebter

Sammelplatz der Kammfabrikanten, Hutmacher u. s. w. von Danbury und Bethel, und da ich auf diese Weise fortwährend Gelegenheit hatte, Landsleute zu sehen, so fühlte ich mich hier sehr wohl und behaglich. Ich hatte Wohnung und Kost in Mr. Thorp's Familie, die sich sehr freundlich gegen mich zeigte. Er gestattete mir häufig, mit Freunden und Bekannten, die nach New-York kamen, das Theater zu besuchen. Ich fand viel Geschmack am Theater, ward bald, wenigstens nach meiner Meinung, ein scharfer Kritiker und verfehlte nicht, in dieser Beziehung vor all den jungen Leuten aus Connecticut zu glänzen, welche mich in das Theater begleiteten.

Meine Lebensgewohnheiten waren im Ganzen genommen durchaus keine üblen. Obschon ich fortwährend beschäftigt war, geistige Getränke an Andere zu verkaufen, so trank ich doch bis zu meinem zweiundzwanzigsten Jahre wahrscheinlich Alles zusammengenommen kaum eine Kanne Branntwein, Wein oder andere dergleichen Flüssigkeiten. Die Kirche besuchte ich stets regelmäßig und hatte stets eine Bibel in meinem Koffer, in welcher ich nicht vergaß zu lesen, so oft mir meine Mußestunden es erlaubten.

Im Februar 1828 schrieb mir mein Großvater, daß er, wenn ich nach Bethel kommen und dort irgend ein Geschäft für mich anfangen wollte, mir die eine Hälfte seines Wagenhauses zinsfrei überlassen würde. Ich empfand einen lebhaften Wunsch, nach meinem Geburtsdorfe zurückzukehren, und nachdem ich mir die Sache einige Wochen lang überlegt, nahm ich sein Anerbieten an.

Das erwähnte Wagenhaus lag an der öffentlichen Straße in Bethel und ich baute einen Theil davon vollends aus und eröffnete einen Frucht- und Victualienhandel. Ehe ich New-York verließ, zog ich mehrere Fruchthändler, mit denen ich bekannt war, zu Rathe und traf die nöthigen Einleitungen, ihnen meine Bestellungen zu übersenden. Nun ging ich nach Bethel, machte meine Einrichtung fertig, schaffte einen kleinen Vorrath Waaren mit Einschluß einer Tonne Bier an und eröffnete mein Etablissement am ersten Tag des Monats Mai 1828, als gerade ein Exerciertag war.

Die Hoffnungen und Befürchtungen, welche vor dieser Eröffnung meines ersten großen Geschäfts mein Herz bewegten, haben wahrscheinlich bei allen meinen späteren Unternehmungen nie wieder ihres Gleichen gehabt. Mein Vermögen bestand aus ungefähr hundertundzwanzig Dollars und ich legte diese ganze Summe bei meinem Unternehmen an. Die Einrichtung meines kleinen Waarenladens kostete mich fünfzig Dollars und für die übrigen siebzig Dollars kaufte ich Waarenvorräthe. Ich glaube, daß mir der Kirchenbesuch am Tage vor Eröffnung meines Geschäfts in religiöser Beziehung wenig nützte, denn ich erinnere mich noch recht deutlich, daß ich sehr aufgeregt war, weil ich fürchtete, es könne den nächsten Tag regnen, wodurch sich die Zahl der Kunden für meine Kuchen, Nüsse, Rosinen u. s. w. vermindert haben würde.

Montag früh war ich bei Zeiten auf den Beinen und freute mich, die Witterung günstig zu finden. Die Landleute begannen schon frühzeitig in unsern Ort hereingeströmt zu kommen und die Neuheit meines kleinen Kaufladens, den ich so gut als möglich herausgeputzt hatte, erregte ihre Aufmerksamkeit. Bald hatte ich vollauf zu thun und ehe es noch Mittag ward, sah ich mich genöthigt, einen meiner alten Schulkameraden herbeizurufen, um mir meine zahlreichen Kunden bedienen zu helfen. Das Geschäft ging den ganzen Tag und Abend sehr flott und als ich zumachte, hatte ich die Freude, dreiundsechzig Dollars als meine Tageseinnahme auf den Ladentisch zu zählen! Mein ganzes Faß Bier war verkauft, aber der Vorrath von andern Waaren noch nicht erschöpft, ja nicht anscheinend sehr vermindert, so daß, obschon ich bis auf sieben Dollars mein ganzes ausgelegtes Kapital wieder in den Händen hatte, der noch übrige Waarenvorrath zeigte, daß mein Gewinn ein ganz außerordentlicher gewesen war.

Ich versuche nicht zu schildern, wie sehr mich das Ergebniß dieses ersten Geschäftstages erfreute. Ich betrachtete nun meinen kleinen Laden als ein gesichertes Unternehmen und als solches erwies er sich auch. Ich legte wieder ein Faß Bier ein, reiste dann nach New-York und verwendete mein ganzes Geld auf den Ankauf eines kleinen Vorraths von Kurzwaaren und anderen Artikeln, von denen ich vermuthete, daß sie raschen Absatz finden würden. Mein Waarenlager enthielt nun auch Brieftaschen, Kämme, Glasperlen, wohlfeile Fingerringe, Taschenmesser und einige Spielwaaren. Mein Geschäft ging während des Sommers ganz gut und im Herbst schaffte ich zu meinen übrigen Delikatessen auch gedämpfte Austern an.

Mein Großvater freute sich sehr über meinen Erfolg und rieth mir, von einem Lotteriecollecteur den Verkauf einer Anzahl Loose commissionsweise zu übernehmen. Lotterien waren damals in Connecticut gesetzlich und wurden allgemein als ein eben so erlaubter Erwerbszweig wie jeder andere betrachtet. Ich folgte deshalb dem Rathe meines Großvaters und übernahm eine Lotteriecollection gegen Zusicherung einer Gebühr von zehn Procent. Dieses Geschäft in Verbindung mit dem Obst-, Delikatessen-, Austern- und Spielwaarenhandel sicherte mir einen vollkommen ausreichenden Gewinn.

Mit der Zeit ward mein kleiner Kaufladen ein beliebter Sammelplatz für die Männer unseres Dorfes, und es wurde mancher tolle Streich darin ausgeführt.

Danbury liegt ungefähr acht Meilen östlich von der Grenze, welche den Staat Connecticut von dem Staate New-York scheidet. Einige excentrische Individuen aus dem „Staate York“ kamen sehr oft nach Bethel. Zu diesen gehörte auch ein grauköpfiger alter Müller, den ich Crofut nennen will. Ein anderer war Mr. Hackariah Bailey, der Kürze wegen gewöhnlich Hack Bailey genannt. Crofut war ein sehr profaner Mann. Fast jedes Wort war ein Fluch. Er hatte sich überhaupt das Fluchen so angewöhnt, daß er gar nicht

merkte, welches groben Ungebührnisses er sich dadurch schuldig machte. Er war ein reicher Mann. Gewöhnlich besuchte er Bethel, um Weizenmehl zu verkaufen und brachte es in Säcken auf einen großen Wagen geladen, der von einem Paar prachtvoller Pferde gezogen ward. Crofut und Bailey waren Beide sehr eigenwillige Menschen. Wenn sie sich einmal etwas vorgenommen hatten, so waren sie nicht wieder davon abzubringen. Hack Bailey war Besitzer von Sehenswürdigkeiten. Er ließ den ersten Elephanten sehen, der jemals in unser Land gebracht worden und schlug dadurch ein hübsches Vermögen zusammen. Später war er bei reisenden Menagerien betheiligt und machte dann viele gute Geschäfte mit sogenannten Concurrenz-Dampfbooten auf dem North-River. In Somers im Staate New-York, wo er wohnte, baute er ein schönes Hotel, welches er das Hotel zum Elephanten nannte und vor welchem er eine große Säule errichten ließ, auf welcher ein goldener Elephant stand.

Eines Tages befand sich Crofut in meinem kleinen Kaufladen und unterhielt sich mit mehreren unserer Nachbarn, die sich allemal um ihn zu sammeln pflegten, wenn er in unser Dorf kam. Seine Reden waren wie gewöhnlich sehr profan. Nathan Seelye, Esq., einer unserer Friedensrichter, der in seinen religiösen Grundsätzen sehr streng war, kam auch herein und als er dem Gespräch eine Weile zugehört hatte, sagte er zu Mr. Crofut, daß er es für seine Pflicht halte, ihn wegen Fluchens und Schwörens um einen Dollar zu strafen.

Crofut antwortete sofort mit einem derben Fluch, daß er sich um die abgeschmackten Gesetze von Connecticut keinen Teufel scheere.

„Das macht zwei Dollars," sagte Mr. Seelye.

Die Folge dieser Erklärung war ein abermaliger Fluch.

„Drei Dollars," sagte der unerschütterliche Friedensrichter.

Nichts als Flüche und Schwüre waren die Antwort, bis Esquire Seelye erklärte, daß die nun nach den Gesetzen von Connecticut zu bezahlende Strafe fünfzehn Dollars betrüge.

Crofut nahm einen Zwanzigdollarsschein heraus und überreichte ihn mit einem abermaligen Fluche dem Friedensrichter.

„Sechzehn Dollars," sagte Mr. Seelye, indem er Mr. Crofut die vier Dollars hinzählte, welche dieser nun auf seinen Schein noch herauszubekommen hatte.

„O behaltet es, behaltet es!" sagte Crofut, „ich mag nichts heraus haben. Ich will es gleich vollends abfluchen."

Und er that dies auch, worauf er jedoch mit seinen Worten etwas vorsichtiger ward, indem er bemerkte, daß zwanzig Dollars täglich fürs Fluchen gerade so viel sei, als ihm seine Mittel erlaubten.

Hack Bailey beschloß, nachdem er sich durch die Schaustellung seines Elephanten viele tausend Dollars verdient, es sich bequemer zu machen und um

sich das fernere Herumziehen im Lande zu ersparen, verkaufte er die eine Hälfte seines Antheils an dem Thiere an einen Schausteller, welcher sich verbindlich machte, den Elephanten umherzuführen und Hack die Hälfte der Einnahme zu berechnen.

Nachdem der Geschäftscompagnon einige Wochen fort war, begann Hack mit einiger Ungeduld einer Rimesse entgegen zu sehen. Es kam jedoch nichts, und er schrieb daher an seinen Compagnon, um die Ursache zu erfahren. Er erhielt keine Antwort. Endlich verlor er die Geduld ganz, fuhr mit der Post nach Boston und holte nach wenigen Tagen seinen Compagnon in Bedford im Staate Massachusetts ein. Hack fragte ihn, warum er ihm nicht seinen Antheil an dem Gewinne überschickt habe. Der Compagnon antwortete, daß noch kein Gewinn herausgekommen sei, daß die ganze Einnahme durch die Spesen verschlungen worden u. s. w.

Hack wußte die Sache besser, denn er hatte gehört, daß der Elephant überall große Schaaren von Zuschauern angelockt und er sah auch selbst, daß viele hundert Personen die Schaustellung in New-Bedford besuchten. Er bestand daher auf die Ausgleichung.

„Ich werde mich mit Euch berechnen, wenn ich nächsten Herbst wiederkomme, jetzt habe ich keine Zeit," entgegnete der hartnäckige Compagnon.

Diese Antwort bestärkte Hack in seiner Ueberzeugung, daß seine Aussicht auf Gewinn bei der gegenwärtigen Leitung des Geschäfts eine sehr unsichere sei. Er erbot sich demgemäß, seinen Antheil an dem Elephanten vollends an seinen Compagnon abzutreten.

„Nein, ich habe schon Antheil genug," war die Antwort.

„Nun gut, so will ich Euren Antheil zurückkaufen," sagte Hack.

„Nein, ich danke Euch, ich habe durchaus keine Lust zu verkaufen; ich bin mit der Sache, so wie sie ist, ganz zufrieden."

„Aber ich nicht," entgegnete Hack, „und ich beruhige mich auch nicht dabei. So lange als ich an dem Elephanten einen Antheil habe, sollt Ihr nun auch nicht mehr mit dem Elephanten reisen."

„Ich möchte wissen, wie Ihr dies verhindern wolltet. Unser schriftlicher Contract stipulirt, daß ich den Elephanten in meiner Obhut habe und daß wir uns nächsten Herbst berechnen," entgegnete der Compagnon.

„Aber er stipulirt auch, daß Ihr mir die Hälfte des Gewinns gleich beim Eingang übermachen sollt," antwortete Hack.

„Ja, aber eher nicht. Und ich sage Euch, bis jetzt hat sich noch kein Gewinn ergeben," antwortete der Compagnon.

Hack ward immer entrüsteter.

„Wollt Ihr mir Eure Hälfte des Elephanten verkaufen?" fragte er.

„Nein," war die Antwort.

„Wollt Ihr meine Hälfte kaufen?"

„Nein."

„Dann geht Ihr auch mit dem Thiere nicht weiter," sagte Hack.

„Ich kenne das Gesetz und werde abwarten, wie weit Ihr damit kommt," entgegnete der Compagnon.

„Ich werde ein Mittel versuchen, was, so wahr ich lebe, seine Wirkung nicht verfehlen soll," sagte Hack, welcher nun fühlte, daß der Löwe in ihm vollständig erwacht war.

„Versucht, was Ihr wollt," war die Antwort.

Den nächsten Morgen bei Tagesanbruch ging der Compagnon nach der Scheune, um den Elephanten abzuholen, der nach der nächsten Stadt gebracht werden sollte. Er wunderte sich nicht wenig, als er Hack Bailey erblickte, der mit einer geladenen Büchse neben dem Elephanten stand.

„Untersteht Euch nicht, das Thier anzurühren," sagte Hack, indem er seine Büchse hob.

„Mr. Bailey, wollt Ihr mich ermorden?" rief der erschrockene Compagnon.

„Nein, Sir," entgegnete Mr. Bailey, „ich bin nicht gesonnen etwas Anderes zu thun, als was gesetzmäßig ist. Ich bin hierher gekommen, um mein Recht zu behaupten. Ihr verweigert es mir. Ihr solltet mich besser kennen und nicht glauben, daß Ihr mich noch länger bei der Nase herumführen könntet. Ihr habt Euch geweigert zu kaufen oder zu verkaufen. Nun könnt Ihr mit Eurer Hälfte dieses Elephanten machen, was Ihr wollt, ich meinerseits bin fest entschlossen, meine Hälfte zu erschießen."

Der Mann wußte, daß mit Hack Bailey nicht zu spaßen und daß es ihm völlig Ernst war. Hack legte die Büchse auf den Elephanten an.

„Halt, halt, wir wollen uns berechnen," rief der Compagnon mit entsetztem Blicke.

„Nein, Ihr thut es nicht, das weiß ich schon," sagte Hack, indem er fortfuhr zu zielen.

„Ja, ich werde es thun, auf Ehre!" war die im Tone der Aufrichtigkeit gegebene Antwort.

Hack setzte die Büchse ab und ehe eine halbe Stunde um war, hatte er seine Hälfte des Elephanten für eine gute runde Summe an seinen Compagnon verkauft und das Thier entging auf diese Weise der Gefahr, sein Leben wenigstens zur Hälfte einzubüßen.

Mein Großvater hatte in seiner Eigenschaft als Friedensrichter sehr oft bei Civil- und Criminalprozessen den Vorsitz zu führen. Einmal ward ein Mann wegen grober Thätlichkeiten und Excesse verhaftet. Die Sache sollte vor meinem Großvater zur Verhandlung kommen. Ein junger Mediciner, Namens Newton, wohnte bei meiner Mutter und erbot sich, den Gefangenen zu vertheidigen. Natürlich war die Praxis eines Winkeladvokaten für Newton etwas Neues, aber er glaubte, es würde sich ihm auf diese Weise eine gute Gelegenheit darbieten, vor unsern Dorfleuten seine Talente zu entfalten. Mr.

Couch, der Vormann der großen Jury, kam zu mir und sagte, da der Gefangene einen Vertheidiger angenommen habe, so müsse nach seiner Meinung der Staat ebenfalls Jemanden engagiren, der sein Interesse warnehme und er wolle mir einen Dollar geben, wenn ich auftreten und die Sache des Staates vor dem Gericht führen wolle. Ich nahm das Anerbieten an und erhielt mein Geld im Voraus.

Der Umstand, daß zwei so berühmte Advokaten auftreten wollten, lockte eine Menge Menschen aus den Hutfabriken und andern Theilen des Dorfes herbei. Die Schuld des Gefangenen ward durch die directen Aussagen eines halben Dutzends Zeugen nachgewiesen und da kein Gegenbeweis von seiner Seite versucht ward, so war es eben so wenig erforderlich, den Fall weiter begründen zu wollen, als man nöthig gehabt hätte, dem Gerichtshofe beweisen zu wollen, daß es Mittags heller sei als in der Nacht.

Indessen der junge Newton hatte sich einmal zum Kampfe gerüstet und erhob sich mit nicht geringer Würde, indem er den Gerichtshof mit der gewöhnlichen Eingangsformel, „der ehrenwerthe Gerichtshof wird entschuldigen, wenn ich" u. s. w. anredete. Er ließ nun eine ungeheure, pathetische Tirade los, führte eine Menge Stellen aus Shakspeare und andern Dichtern an und deutete dann und wann auf die beklagenswerthe Lage des „Angeklagten vor den Schranken" und die grausame Verfolgung des Klägers hin, wobei er mit dem Finger verächtlich auf den Vormann der großen Jury zeigte.

Mein Großvater bewahrte ungefähr eine halbe Stunde lang die größte Ernsthaftigkeit, bis Newton gerade in der Mitte einer nach seiner Meinung überaus glänzenden Floskel und nachdem er wahrscheinlich zum zwanzigsten Male auf Mr. Couch (den Vormann der Geschworenen) als den Ankläger gezeigt, durch den Gerichtshof unterbrochen ward.

Newton ärgerte sich außerordentlich, daß dies gerade in dem Augenblick geschah, wo er im Begriff stand, seiner großartigen Vertheidigung den Stempel der Meisterschaft aufzudrücken.

„Was wünscht der ehrenwerthe Gerichtshof?" fragte Newton in gereiztem Tone.

„Der Gerichtshof wünscht Sie darauf aufmerksam zu machen, daß dieser Herr nicht Kläger in der vorliegenden Sache ist," antwortete der Richter.

„Er ist nicht der Kläger? Nun dann möchte ich, wenn es Ihnen beliebt, erfahren, wer der Kläger ist?" sagte Newton sarkastisch.

„Wenn ich Ihre Beweisführung verfolgt hätte, so würde es mir allerdings schwer werden, es zu sagen und ich fürchtete eben, daß, wenn ich Sie in Ihrer hochtrabenden Weise noch lange fortfahren ließe, dann Keiner von uns im Stande sein würde zu erkennen, wer der Kläger ist; ich glaube aber von dem Obmann der großen Jury gehört zu haben, daß es der Staat Connecticut sei," entgegnete mein Großvater mit freundlichem Lächeln.

Der arme Newton sank, wie von einem Vierundzwanzigpfünder getroffen, auf seinen Stuhl nieder.

Ein leises Gelächter lief bei Newton's Niederlage durch die Reihen der Zuhörer und ich, der ich mir während seines Vortrags fleißig Notizen gemacht, erhob mich nun mit großer Zuversicht und begann, nachdem ich Newton einen tüchtigen Seitenhieb versetzt, den Thatbestand zu prüfen und die Strafbarkeit des Gefangenen als unwiderleglich bewiesen darzustellen. Besondern Nachdruck legte ich auf die Thatsache, daß sämmtliche Zeugen den Vorgang mit angesehen und daß alle in ihren Aussagen vollkommen übereinstimmten. Ich hob ferner hervor, daß bei dem Zeugenverhör sich nichts herausgestellt hätte, was mit dem directen Zeugniß in Widerspruch stünde — daß kein Versuch gemacht worden sei, einen der Zeugen zu verdächtigen — daß von Seiten des Vertheidigers kein Gegenbeweis versucht worden — daß auch nicht ein Schatten von Zweifel an der Schuld des Gefangenen existiren könne — und daß die Verwegenheit und Frechheit des Angeklagten und seines Vertheidigers, indem sie ein Nichtschuldig zu behaupten suchten, mich nur in Erstaunen setzen könne.

Ich sprach mich auf diese Weise ordentlich warm, meine Gedanken gewannen einen immer höhern Flug und nachdem ich zahlreiche oratorische Manövers durchgemacht, begann ich von meiner schwindelnden Höhe etwas zaghaft herabzuschauen, weil ich nicht recht wußte, wie ich mit guter Manier wieder herunterkommen sollte, als mein Großvater mich plötzlich unterbrach.

„Junger Mann," sagte er, „wollen Sie nicht die Güte haben, dem Gerichtshofe mitzutheilen, für welche Partei Sie sprechen — ob für den Kläger oder für den Angeklagten?"

Ich stürzte unter furchtbarem Gelächter aus allen Theilen des Hauses urplötzlich von meiner Höhe herab. Newton hatte seit seiner Niederlage mit zu Boden gesenkten Augen dagesessen, blickte aber jetzt in Gemäßheit des Erfahrungssatzes, daß es dem Unglücklichen ein Trost ist, wenn er sieht, daß es Andern auch schlecht geht, in die Höhe und sein Gesicht verzog sich zu schadenfrohem Grinsen. Mir gefiel der ganze Scherz durchaus nicht und ich machte meinem Großvater bemerklich, daß ich geglaubt hätte, er würde einige Rücksicht auf die Würde eines Gerichtshofes nehmen; doch gab er mir darauf keine genügende Antwort. Nachdem die Ordnung wiederhergestellt war, ward der Gefangene an das nächstkünftige Bezirksgericht verwiesen und die beiden neuen Advokaten waren froh, als sie sich mit aller thunlichen Schnelligkeit aus dem Gerichtssaale hinausschleichen konnten.

Ein Mann in unserm Dorfe, der eine Art Genie war, und fast Alles machen konnte, was er unternahm, kaufte sich die nöthigen Geräthschaften eines Zahnarztes und gesellte das Geschäft eines solchen zu seinen zahlreichen übrigen Erwerbszweigen. Er erließ die deshalb erforderliche Ankündigung, welche meldete, daß 12½ Cents seine gewöhnliche Forderung für das Ausziehen eines Zahns sein würden und fügte hinzu, daß er erbötig sei, für Ver-

wandte das Zahnausziehen gratis zu besorgen. Ein Vetter von ihm, ein durchtriebener Spaßvogel, schickte ihm einen Pferdekopf zu mit einem Briefe, in welchem er ihn ersuchte, für ihn zwanzig Zähne auszuziehen.

Der Pseudozahnarzt machte sich an die Arbeit, brachte mit Hammer und Zange richtig die zwanzig Zähne heraus und schickte sie dann mit dem Pferdekopf an seinen Vetter zurück, nebst der Rechnung, die sich auf zwei Dollars und fünfzig Cents belief.

Der Vetter weigerte sich zu bezahlen und nahm auf Grund seiner Verwandtschaft Zahlungsfreiheit in Anspruch. Der Zahnausreißer antwortete: „Ich bin wohl Dein Vetter, aber nicht Deines Pferdes Vetter und deshalb mußt Du bezahlen."

Ein Schabernack ward in Bethel nicht eher aufgegeben, als bis er aufs Gründlichste durchgeführt war, und der Vetter, der sich immer noch weigerte, zu zahlen, mußte vor dem Dorfgericht erscheinen, welches ihn zu Bezahlung der Schuld und der Kosten, zusammen sieben und ein halb Dollars, verurtheilte, so daß ihm sein Scherz ziemlich theuer zu stehen kam.

Eines Nachmittags, als sich die gewöhnliche Anzahl Kunden in meinem kleinen Kaufladen versammelt hatte, fragte einer unserer scherzliebenden Nachbarn einen Farmer, ob er Gänsefedern zu verkaufen hätte?

„Ich werde meine Gänse in ungefähr einem Monat rupfen und dann werde ich allerdings genug Federn zu verkaufen haben," war die Antwort.

„Zu welchem Preise verkauft Ihr?"

„Fünfzig Cents das Pfund."

„O, das ist zu billig. Ich will Euch fünf und zwanzig Dollars für eben so viel Pfund reiner Gänsefedern geben, wenn Ihr sie mir hier in diesem Kaufladen heute über einen Monat abliefert," war die Antwort.

Der alte Farmer, der auch nicht auf den Kopf gefallen war, merkte gleich, daß hinter diesem Gebot irgend eine Klause stecke, beschloß aber, es darauf ankommen zu lassen und erklärte sich mit dem Antrag einverstanden.

„Wir wollen die Sache schriftlich machen," sagte unser Nachbar. Er setzte nun einen Contrakt auf, in welchem bestimmt ward, daß bei Vermeidung einer beiderseitigen Conventionalstrafe von zwanzig Dollars der Farmer an dem und dem Tage in meinem Kaufladen fünf und zwanzig Pfund reine Gänsefedern abliefern und der genannte Nachbar dafür fünf und zwanzig Dollars bezahlen sollte. Dieser Contrakt ward mir zur Verwahrung übergeben.

Am bezeichneten Tage war der Farmer, dem Abkommen treu, mit seinen Federn da. Der Federkäufer, der überzeugt war, daß es mit dem Farmer einen guten Witz geben werde, hatte eine Anzahl Nachbarn eingeladen, um Zeugen der Entwickelung dieses Handels zu sein.

„Na, ich habe die Federn gebracht," sagte der Farmer.

„Laßt mich sie untersuchen," entgegnete der Nachbar.

Einer der Säcke ward geöffnet, der Nachbar fuhr mit der Hand hinein,

zog sie wieder heraus und rief: „O, diese Federn kann ich nicht gebrauchen; Ihr solltet mir reine Gänsefedern liefern und nun bemerke ich, daß zur Hälfte Gänserichfedern darunter sind. Ihr müßt die Conventionalstrafe bezahlen."

„Ihr irrt Euch," entgegnete der Farmer schmunzelnd; „ich dachte mir gleich, daß dies der Trumpf wäre, auf den Ihr es abgesehen hättet. Deshalb habe ich meine Gänse für sich allein gerupft und hier ist ein von drei achtbaren Nachbarn unterschriebenes Zeugniß, daß unter der ganzen Quantität sich auch nicht eine einzige Gänserichfeder befindet."

Unser Nachbar, ein wohlhabender Kammfabrikannt, sah sich vollständig in seiner eigenen Schlinge gefangen. Es blieb ihm deshalb nichts übrig, als das Geld zu bezahlen und die Federn zu nehmen und sich des Bewußtseins zu erfreuen, daß er für fünf und zwanzig Thaler reine Gänsefedern das Pfund zu einem Dollar gekauft hatte.

Eines Sonnabends Abends sagte mir ein junger Mann, der bei einem Schneider in Bethel in der Lehre stand und dessen Erziehung etwas vernachlässigt worden war — ich will ihn hier John Mallett nennen — er wünschte, daß ich ihm, wenn ich meinen Laden zugemacht hätte, einen Liebesbrief schreiben möchte. Da ich in diesem Geschäftszweige noch ein ziemlicher Neuling war, so bat ich „Bill Shepard," einen netten jungen Mann von ungefähr gleichem Alter mit mir, dazubleiben und mir bei diesem großen Geistesproduct behilflich zu sein.

Um neun Uhr machte ich meinen Laden zu und nachdem Alle bis auf Shepard, Mallett und mich selbst, fort waren, setzten wir Lichter, Feder, Tinte und Papier in Bereitschaft und forderten Mallett auf, uns von den nähern Umständen in Kenntniß zu setzen.

Wie sich aus seinen Mittheilungen ergab, hatte er bis jetzt mit ziemlichem Glück einer jungen Dame, die ich Lucretia nennen will, den Hof gemacht. Zuweilen hatte er fast sämmtliche andere Knaben des Dorfes bei Miß Lucretia ausgestochen und ich war in der That selbst einer von Denen, welche in den Hintergrund treten mußten, sobald Mallett erschien. Jetzt jedoch, nachdem sie ihm fast sechs Monate lang treu gewesen, hatte sie große Lust verrathen, sich von ihrem Liebling Mallett abwendig zu machen. Am letzten Sonntag Abend hatte sie sich zu seinem nicht geringen Erstaunen geweigert, sich von ihm am Arme führen zu lassen, als sie die Kirche verließ und gleich darauf den Arm des ersten jungen Mannes ergriffen, der sich ihr darbot. Mallett wollte nun Lucretia wegen ihres räthselhaften Benehmens zur Rede stellen und hatte sich vorgenommen, ihr dabei zugleich tüchtig die Meinung zu sagen. Deshalb bat er uns, den Brief mit etwas starken Ausdrücken anzufangen.

Wir begannen folgendermaßen — Shepard machte den Secretär.

„Bethel, — 18, —

„Miß Lucretia! — Ich schreibe Gegenwärtiges an Sie, um Sie zu fragen, weshalb Sie mir am vergangenen Sonntag Abend den Korb gegeben haben. Wenn Sie etwa glauben, Mamsell, daß Sie mit den Gefühlen meines Herzens spielen und mich jedem kleinen Gelbschnabel, der Ihnen in den Weg kommt, nachsetzen können, so werden Sie finden, daß Sie sich bedeutend irren."

Als wir soweit waren, lasen wir Mallett das Geschriebene vor und es fand seine Billigung. Er sagte, es gefiele ihm ganz besonders, daß wir sie „Mamsell" genannt hätten, denn dies klänge so kalt und verächtlich und werde sie nicht wenig ärgern und kränken. Der Ausdruck „kleiner Gelbschnabel" gefiel ihm ebenfalls sehr. Er sagte, ihr Dünkel werde dadurch nicht wenig gedemüthigt werden. Shepart und ich waren von der Angemessenheit des Ausdrucks nicht so ganz überzeugt, denn der junge Mensch, dem es gelungen war, Lucretia bei der berührten Gelegenheit wegzuschnappen, war um mehr als einen Kopf größer als Mallett. Indessen wir theilten unsere Gedanken Mallett nicht mit und er bat uns, „nur weiter zu schreiben und ihr noch eins zu versetzen."

„Sie kennen mich nicht, Mamsell, wenn Sie glauben, daß Sie mir auf diese Weise einen Possen spielen können. Ich sage Ihnen, daß ich Bekanntschaft mit Mädchen haben kann, die so hoch über Ihnen stehen, wie die Sonne über der Erde, und ich werde mir daher Ihren unverschämten Unsinn durchaus nicht gefallen lassen."

Dies ward abermals vorgelesen und genehmigt. „Nun," sagte Mallett, „müßt Ihr sehen, ob Ihr vielleicht ihr Herz rühren könnt. Erinnert sie an die vergnügten Stunden, die wir mit einander verlebt haben."

Wir fuhren demgemäß folgendermaßen fort:

„Meine liebe Lucretia, wenn ich an die vielen vergnügten Stunden denke, die wir mit einander verlebt, an die herrlichen Spaziergänge bei Mondenschein nach Fenner's Felsen, Kastanienthal, Graswiese, Wildkatze und Hundedorf — an unsere Ausflüge nach Schutzfelsen und Bederberg — an die Besuche in Wolfsgrube, Krötenloch und Pflaumbäume" (dies waren die wohlklingenden Namen mehrerer kleinen Oertlichkeiten in der Umgegend von Bethel) — „wenn alles dies wieder in meiner Erinnerung auftaucht und wenn ich, mein theures Mädchen, bedenke, wie oft Du mir gesagt hast, daß Du mich mehr liebst als irgend Jemanden und ich Dir versicherte, daß meine Gefühle ganz dieselben wären, wie die Deinen, so bricht mir fast das Herz, wenn ich an den vergangenen Sonntag Abend gedenke."

„Könnt Ihr hier nicht etwa ein paar kleine rührende Verse anbringen?" sagte Mallett. Shepard konnte sich auf keinen passenden besinnen, ich eben so wenig; da aber die Dringlichkeit des Falles wirklich die Mithilfe der Poesie zu erheischen schien, so beschlossen wir selbst ein paar Verse zu fabriciren, was wir denn auf die folgende Weise zu Stande brachten:

„Lucretia, was hab' ich gethan,
Daß Du mich so behandelst,
Mich jetzt mit keinem Blick stehst an
Und mit Tom Beers' Sohn wandelst?

O grausam Schicksal, ach, mein Herz,
Es bricht, da ist kein Zweifel!
Kannst Du mir machen solchen Schmerz?
Ich glaub's nicht — nein, beim Teufel"!

Mallett wollte das Wort „Teufel" nicht recht gefallen, da wir ihm aber sagten, daß der Reim sowohl als auch der Sinn nicht gestatte, es mit einem andern zu vertauschen, so willigte er ein, es stehen zu lassen, vorausgesetzt, daß wir noch zwei Verse von milderer Art hinzufügten; „etwas," sagte er, „was sie wo möglich zu Thränen rührt".

Wir leimten nun noch die folgenden Verse zusammen:

„Lucretia, ach, schreib an Jack,
Wend' ab von Beers die Blicke;
Entsage all' dem andern Pack
Und komm zu mir zurücke.

Thu' dies, Lucretia, und bis zum Tod
Bleib' ich Dir treu ergeben;
Uns scheidet weder Gram noch Noth
In diesem und jenem Leben."

„So ist's gut", sagte Mallett. „Nun wird's gerathen sein, ihr noch ein wenig den Marsch zu machen".

Wir gehorchten seinem Befehle folgendermaßen:

„Ich darf gar nicht daran denken, wie dumm ich gewesen bin, Dir einen Fingerring und eine Busennadel zu schenken und so viel Zeit in Deiner Gesellschaft zuzubringen, um dann so abscheulich und niederträchtig behandelt zu werden, wie vergangenen Sonntag Abend. Wenn Du es so fortmachst, so sind wir geschiedene Leute und Du wirst so gut sein, mir die erwähnten Schmucksachen wieder zurückzuschicken. Lieber will ich sie mit den Füßen zertreten, als von einer Person tragen lassen, die mich so schändlich behandelt hat wie Du. Ich werde Dich mit ewiger und unauslöschlicher Verachtung strafen, wenn Du nicht sofort Dein Benehmen gegen mich änderst und mir bis nächsten Montag schriftliche Abbitte thust. Ich werde morgen nicht in die Kirche gehen, denn ich verschmähe es mit Dir in einer und derselben Kirche zu sitzen, so lange Du Dich wegen Deines Vergehens gegen mich noch nicht gerechtfertigt hast. Wenn Du Dich vielleicht von irgend einem jungen Manne morgen Abend nach Hause führen lässest, so werde ich es erfahren, denn man wird Dich beobachten".

„Na", sagte Mallett, „das ist ziemlich stark. Nun glaube ich, wird es gut sein, wenn Ihr noch einmal auf ihr Gefühl einzuwirken sucht und dann den Brief schließet".

Wir fuhren fort:

„Mein süßes Mädchen, wenn Du wüßtest, wie viele Nächte ich diese

Woche schlaflos zugebracht, welche Qualen und Martern ich um Deinetwillen erdulde, wenn Du Dich überzeugen könntest, daß mir die Welt ohne Dich weniger als nichts ist, dann würdest Du mich gewiß bemitleiden. Eine stille trauliche Hütte und trocknes Brod mit meiner angebeteten Lucretia, wäre ein Paradies, während ein Palast ohne Dich ein Hades wäre".

„Aber was zum Teufel ist denn ein Hades?"

Wir erklärten es ihm. Das Bild erschien ihm ein wenig gewagt und er ersuchte uns, nun den Brief so schnell als möglich zu schließen.

Wir schrieben weiter:

„Indem ich Dir nun Lebewohl sage, Theuerste, bitte ich Dich an die vergangene schöne Zeit zu denken, unseren künftigen frohen Zusammenkünften entgegenzusehen und Deinem zärtlichen Jack zu vertrauen, in Sturm und Ruhe, in Krankheit, Noth und Mangel, denn nichts ist im Stande, meine Liebe wankend zu machen. Ich hoffe nächsten Montag von Dir zu hören und wenn die Antwort günstig lautet, werde ich mich freuen, Dich denselben Abend zu besuchen, wo wir dann in Freude und Entzücken über die Vergangenheit lachen, auf die Zukunft hoffen und uns mit der Erfahrung trösten wollen, daß der Pfad der wahren und treuen Liebe von jeher ein rauher gewesen ist. Dies von Deinem untröstlichen, aber immer noch hoffenden Liebhaber und Bewunderer Jack Mallett.

„N. S. Nach reiflicher Ueberlegung habe ich mich doch entschlossen, morgen in die Kirche zu gehen. Wenn Alles gut ist, so halte Dein Taschentuch in der linken Hand, wenn Du aufstehst um mit dem Chor zu singen — in welchem Falle ich das Vergnügen zu haben hoffe, Dich morgen Abend nach Hause zu geleiten. J. M."

Es thut mir leid, hinzufügen zu müssen, daß Lucretia durch diesen Brief, der ihr Sonntags früh eingehändigt ward, keineswegs gerührt zu werden schien. Sie hielt ihr Taschentuch während des ganzen Gottesdienstes fest in der rechten Hand und schickte Montag früh ihrem trostlosen Anbeter Ring und Busennadel wieder zurück. Beers trug den Sieg davon und führte das nächstfolgende Jahr Lucretia zum Altar.

Mallett hatte versprochen, mir fünf Pfund Tuchlappen für meine Mutter und Shepard zwölf Ellen Sahlleiste als Entschädigung für unsere Mühe zu geben, da er aber mit seinem Briefe so schlechte Geschäfte gemacht, so bat er, daß wir etwas nachlassen möchten und wir begnügten uns mit der Hälfte des Versprochenen.

Mein Geschäft in Bethel fuhr fort, über alle Erwartung gut zu gehen und ich gab mich gern dem Glauben hin, daß Charity Hallett, die schöne Schneidermamsell, mir nicht abgeneigt sei. Obschon ich mit der ganzen jungen Welt umging und ihre Gesellschaften, Picknicks, Schlittenfahrten u. s. w.

mitmachte, so behielt doch Charity in meinen Augen den höchsten Platz und die nähere Bekanntschaft machte sie mir immer schätzbarer.

Ungefähr um diese Zeit traf ich die nöthigen Vorkehrungen zu einer Reise nach Pittsburg und zwar in Gemeinschaft mit Mr. Samuel Sherwood Bridgeport. Ich hatte gehört, daß in dieser Stadt sich gute Gelegenheit zur Eröffnung eines Lotteriegeschäfts darbiete und Sherwood und ich beschlossen, unser Glück dort zu versuchen, wenn wir die Aussichten unserer Erwartung entsprechend fänden. Wir gingen in das Büreau von New-York Yates und Mc. Intyre und hatten eine Unterredung mit ihrem ersten Geschäftsführer Mr. Dutley S. Gregory, gegenwärtig Exmayor und bedeutender Grundbesitzer in der Stadt Jersey. Mr. Gregory hatte keine gute Meinung von Pittsburg; nachdem er jedoch sich eine Stunde lang mit mir unterhalten, bot er mir die ausschließliche Lotterieagentur für den Staat Tenessee an, wenn ich nach Nashville gehen und dort ein Büreau eröffnen wollte.

Das Anerbieten war ein sehr verlockendes, doch fürchtete ich, die Entfernung werde für eine gewisse Schneidermamsell in Bethel, deren Wünsche ich aus besonderen Gründen gern berücksichtigen wollte, zu groß sein. Ich erklärte deshalb, daß ich unter zwei Wochen keine bestimmte Antwort geben könnte.

Mittlerweile beschlossen Sherwood und ich, nachdem wir die Reise nach Pittsburg aufgegeben, einen Vergnügungsausflug nach Philadelphia zu machen. Wir fuhren mit einem Morgenboot nach Neubraunschweig, wo die Passagiere alle zu Wagen weiter nach Bordentown fuhren — eine fast dreißig Meilen lange, durch lauter Sand führende Strecke — wo wir dann wieder ein Dampfboot bestiegen, mit welchem wir bei Einbruch der Abenddämmerung in Philadelphia ankamen. Wir kehrten in Congreß Hall in Chestunt Street ein, wo wir eine Eleganz kennen lernten, die uns bis jetzt noch etwas Fremdes gewesen war. Die lange Reihe von Kellnern, Servietten und anderm Zubehör sowohl, als das häufige Wechseln der Teller, war uns etwas ganz Neues, doch ließen wir uns nicht merken, daß wir in dieser Beziehung Neulinge waren und lebten eine Woche lang herrlich und in Freuden, gingen alle Abende ins Theater und fuhren alle Tage spazieren. Am Sonntage hörten wir mit großem Vergnügen das Glockenspiel auf dem Thurme der Christkirche, denn es war das erste, was wir je gehört.

Endlich beschlossen wir, wieder die Heimreise anzutreten. Unsere Hotelrechnung setzte uns in nicht geringes Erstaunen und erweckte ernste Befürchtungen hinsichtlich unserer Fähigkeit, noch das nöthige Geld zur Rückreise aufzutreiben. Als wir Beide unsere Kasse zählten, fanden wir, daß unsere Befürchtungen nicht ungegründet waren. Wir waren in unsern Ausgaben sehr unvorsichtig gewesen, und nachdem wir unsere Rechnung bezahlt und Fahrbillets nach New-York genommen, hatten wir nur noch sieben und zwanzig Cents übrig!

Dies hieß allerdings noch mit einem blauen Auge wegkommen. Zum Glück entdeckten wir unser Dilemma noch vor dem Frühstück, und da dieses Mahl bereits mit auf unserer Rechnung stand, so benutzten wir Beide die Gelegenheit, während wir unsern Kaffee schlürften, einige Zwiebacke einzustecken, welche die Stelle eines Mittagsessens unterwegs vertreten sollten, da wir keins bezahlen konnten.

Als wir im Begriff standen, das Hotel zu verlassen, bat uns der Stiefelputzer, ihn nicht zu vergessen. Sherwood antwortete, dies sei eine Betrügerei, denn er sei stets, so lange er gereist, gewohnt gewesen, das Stiefelputzen mit in Rechnung gebracht zu sehen und er werde daher nichts weiter geben. Ich versuchte auch, eine entrüstete Miene zu zeigen, konnte es aber doch nicht über's Herz bringen und zog einen Vierteldollar heraus, den ich dem armen Stiefelputzer verabreichte. Unser Kapital schmolz auf diese Weise bis auf zwei Cents zusammen und damit machten wir uns auf den Weg, indem wir dem Portier sagten, daß wir unsere Reisetaschen selbst tragen wollten, um uns einige Bewegung zu machen.

Nachdem wir den ganzen Tag von Zwieback und kaltem Wasser gelebt, erreichten wir New-York und trugen unser Gepäck nach Holt's Hotel in Fulton Street, eine Entfernung von etwa einer halben Meile. Am Morgen borgte Sherwood ein paar Dollar von einem Freund aus Bridgeport, begab sich nach Newark und lieh hier fünfzig Dollars von seinem Freund und Vetter Dr. Sherwood. Von diesem Gelde borgte er mir die Hälfte, und nachdem wir noch einige Tage in New-York verweilt, kehrten wir nach Hause zurück. Ich weiß nicht, was Sherwood gedacht hat, ich aber ward, wie später sehr oft, durch diese Reise nachdrücklich an das alte Sprichwort erinnert, welchem zufolge ein Narr und sein Geld einander bald fremd werden.

Unser Besuch bei den Lotterieunternehmern in New-York gewährte mir in Bezug auf die Einträglichkeit dieses Geschäftes bedeutende Aufschlüsse. Ich hatte zeither für Washington-Thale, den Journalredacteur und Buchdrucker in Danbury, so wie auch für D. W. Sherwood und seinen Vetter Samuel von Bridgeport gegen eine Gebühr von zehn bis fünfzehn Procent Lotterieloose verkauft; in meinen Unterredungen mit Mr. Gregory aber erfuhr ich, daß die Directoren, indem sie die von allen Gewinnen in Abzug zu bringenden fünfzehn Procent für sich behielten, ihren Agenten auch Loose zum sogenannten „Planpreise" überließen, der für die Agenten fünf und zwanzig bis dreißig Procent Nutzen abwarf. Da die Lotterien nach Combinationsnummern gezogen wurden, so hatte das Publikum gewöhnlich von der Zahl der Loose in einer Lotterie gar keine Kenntniß, und die Unternehmer richteten daher die Gewinne so ein, daß sie fünf und zwanzig bis dreißig Procent weniger betrugen, als der Detailpreis der Loose. Diese Extraprocente waren ein anderweiter Abzug, außer den fünfzehn Procent, die in den altmodischen Lotterien nachgelassen waren.

Auch erfuhr ich, daß das Verfahren zur Ermittelung der Zahl der Loose in einer Lotterie folgendes ist: Man multiplicire die drei höchsten Combinationsnummern und dividire sie mit Sechs, der Quotient ist die Zahl der Loose.

Ich werde fortwährend selbst jetzt noch mit Lotterieplänen behelligt, welche mir von verschiedenen Agenten im Süden zugeschickt werden, wo die Lotterien noch gesetzlich erlaubt sind. So erhielt ich gestern einen von einer Lotteriefirma in Baltimore. Einer ihrer Pläne ist folgender. Man wird den Beweggrund, welcher mich veranlaßt, die Sache hier mitzutheilen, errathen und billigen.

30,000 Dollars!!!

Maryland-Lotterie.

Zum Besten des Susquehanna-Canals und anderer Zwecke.

25. Klasse.

Ziehung: Mittwoch, den 27. September 1854 in Baltimore.

Plan.

1	Gewinn zu	30,000	Dollars	macht	30,000 Dollars
1	„ „	20,000	„	„	20,000 „
1	„ „	10,000	„	„	10,000 „
1	„ „	5,000	„	„	5,000 „
1	„ „	3,000	„	„	3,000 „
1	„ „	2,870	„	„	2,870 „
50	„ „	1,000	„	machen	50,000 „
50	„ „	500	„	„	25,000 „
180	„ „	200	„	„	36,000 „
65	„ „	100	„	„	6,500 „
65	„ „	80	„	„	5,200 „
130	„ „	60	„	„	7,800 „
130	„ „	40	„	„	5,200 „
4,680	„ „	20	„	„	93,600 „
27,040	„ „	10	„	„	270,400 „
32,396	Gewinne zusammen			. . . .	570,570 Dollars

Das Loos 10 Dollars, $^1/_2$ Loos 5 Dollars, $^1/_4$ Loos 2 Dollars 50 Cents.

Packete von 26 Ganzen	148 Dollars
„ „ 26 Halben	74 „
„ „ 26 Vierteln	37 „

78 Nummern und 13 Abtheilungen.

Man wird bemerken, daß in dieser Lotterie 78 Combinationsnummern enthalten sind. Die Zahl der Nummern wird, wie ich oben bemerkte, dadurch bestimmt, daß man die drei höchsten Combinationsnummern 76, 77 und 78 mit einander multiplicirt und dann mit Sechs dividirt, also folgendermaßen:

78
77
546
546
6006
76
36036
42042
6 : 456456
76076 Loose.

Diese Anzahl Loose, à 10 Dollars, beträgt . .	Dollars 760,760 00 C.
Die Gewinne dagegen betragen nicht mehr als .	„ 570,570 00 „
Bleibt sonach ein Gewinn von	Dollars 190,190 00 C.
Hierzu 15 Procent Abzug von 570,570 Dollars, dem Gesammtbetrag der Gewinne . . .	„ 85,585 50 „
Hauptsumme des ganzen Nutzens von einer einzigen Lotterie	Dollars 275,775 50 C.

Der Plan, den ich hier vorgelegt habe, ist die „25. Klasse.“ Wenn die vorhergehenden Klassen eben so beschaffen waren, so macht der gesammte Nutzen von der ganzen Serie beinahe sieben Millionen Dollars!

In der obigen Lotterie bekommt der Agent seine Loose für sieben Dollars und fünfzig Cents das Stück. Die ganze Anzahl der Loose mit diesem Preise multiplicirt, beträgt genau die für die Gewinne ausgeworfene Summe, nämlich 570,570 Dollars und die Unternehmer bekommen 15 Proc. Abzug oder 58,585 Dollars 50 Cents.

Ein anderer Plan in demselben Circular bietet Loose à 2 Dollars aus und zwar in 78 Nummern mit einem Gesammtbetrag der Gewinne von 106,506½ Dollars. Die Loose in dieser Lotterie kosten zu dem Planpreise 1 Dollar 40 Cents; der Agent erhält sonach sechzig Cents Profit von jedem ein Dollar vierzig Cents, die er ausgiebt, oder mit andern Worten ein wenig über 42 Procent! Dies mit den 15 Procent der Unternehmer macht mehr als siebenundfünfzig Procent, so daß ein Lotterieloskäufer die Aussicht hat, 42½ Cents von jedem aufgewendeten Dollar zu verdienen, vorausgesetzt, daß er eben so glücklich ist, als die anderen Interessenten.

Tausende von Menschen verschwenden gegenwärtig in Lotterieloosen und Lotteriepolicen das Geld, welches sie zur Erhaltung ihrer Familien bedürfen. Wenn die vorstehende Darlegung etwas dazu beiträgt, sie von ihrer verderblichen Verblendung zu heilen, so soll es mich für meinen Theil herzlich freuen.

Nachdem ich die profitable Basis der vorstehenden Thatsachen erfahren, begab ich mich zu unseren Lotterieunternehmern des Staates Connecticut und erhielt von dieser Zeit an meine Loose direct von ihnen zum „Planpreise.“

Ich meinerseits warb nun Agenten im ganzen Lande an und mein Profit war ungeheuer. Ich verkaufte täglich für fünfhundert bis zweitausend Dollars Loose. Ungefähr um diese Zeit ward mein Onkel Alanson Taylor mein Compagnon im Lotteriegeschäft und bewährte sich als ein ausgezeichneter Verkäufer.

Bei einer Gelegenheit verkaufte ich ein Packet Viertellose an meine Tante Laura Nichols und an eine ihrer Nachbarinnen für 25 Dollars. Ehe noch die Lotterie gezogen ward, bereuete die Nachbarin den Handel und bat mich, die Loose zurückzunehmen und meine Tante war damit einverstanden. Als die Post die gezogenen Nummern von Hackford brachte, hatte ich das besagte Packet Nummern noch unverkauft daliegen. Da ich den Betrag nicht gern riskiren wollte, so beredete ich acht meiner Kunden, das Packet mit mir gemeinschaftlich zu spielen. Nun öffneten wir den Brief, welcher die gezogenen Nummern enthielt und fanden, daß wir ein Viertel vom großen Loose, welches fünfzehntausend Dollars betrug, gewonnen hatten. Dieses Resultat warf für mich und die acht andern einen Gewinn von 350 Dollars pro Mann ab.

Dieser Glücksfall ward natürlich ausposaunt und meine Tante fand kein Ende, auf ihre furchtsame Nachbarin zu schimpfen und ihr eigenes Unglück zu beklagen. Die Nachricht, daß ich das große Loos gewonnen, verbreitete sich, wie dies in solchen Fällen gewöhnlich ist, wie ein Lauffeuer und das ganze Land ward meilenweit im Umkreise förmlich lotterietoll. Unser Verkauf stieg fabelhaft. Mein Gehilfe war ein ganz junger Mann Namens Hiram M. Forrester, gegenwärtig wohlhabender Kaufmann in New-York. Ein andermal bediente ich mich eines Knaben Namens Philo K. Wildman, der später ausgezeichneter Chirurg ward und kürzlich in Savannah in Georgia starb.

Da ich die Macht der Presse (der ich mehr als irgend einer andern Ursache meine Erfolge zu verdanken habe) wohl zu würdigen wußte, so verfehlte ich nicht, die Hilfe der Buchdruckerschwärze in Anspruch zu nehmen. Ich gab Handschreiben, Circulare u. s. w. zu Hunderttausenden mit ungeheuern verzierten Anfangsbuchstaben, Bildern und allem dergleichen aus, was die Aufmerksamkeit fesseln konnte. Die Zeitungen sämmtlicher umliegenden Staaten wimmelten von ausgesuchten Annoncen. Ungeheure Schilde mit Goldbuchstaben und bunte Anschlagzettel bedeckten mein Lotteriebüreau. Da die interessanten Briefe von „Jon Strickland“ damals allgemein gelesen wurden, so kündigte ich mein Büreau als unter der besondern Gunst und Protection von „Dr. Peter Strickland,“ leiblichem Vetter des berühmten Jon Strickland stehend an u. s. w. In meinen Anschlagzetteln und Ankündigungen suchte ich den berühmten Namen auf alle mögliche Weise auszubeuten. „Der stets glückliche Dr. Strickland!“ „Abermals fünf Hauptgewinne von Dr. Strickland verkauft.“ „Wer für einen Dollar reich werden will, wende sich an den Liebling der Fortuna, Dr. Strickland.“ „Wieder ein Mammuthgewinn — hoch lebe Dr. Strickland!“ u. s. w. u. s. w. Eben so wurden auch oft selbstgemachte Gedichte in Requisition gesetzt, um meine Glückscollecte herauszustreichen. Interessenten,

welche ihre Loose brachten und fanden, daß sie eine Niete bekommen hatten, wurde gesagt, das Klügste, was sie thun könnten, sei, „ihr Geld da zu suchen, wo sie es verloren;“ „selbst die längste Straße müsse sich endlich biegen“ — „ein solches Unglück könne nicht lange dauern“ u. s. w. u. s. w.

Als ich den oben erwähnten Antheil von dem großen Loose gewann, gab ich in der Schankwirthschaft meiner Mutter etwa sechzig Personen (die ich einlud, weil ich wußte, daß sie gute Loosabnehmer wären) ein Austernsouper und nachdem das Essen vorüber war, zahlte ich den entzückten Mitspielern des Glücksloses das gewonnene Geld aus. Dies versetzte unsere Gäste in solche Aufregung, daß ein Packet Loose für eintausend Dollars sofort eingesiegelt und von fünfzig Theilnehmern, so daß jeder zwanzig Dollars zu zahlen hatte, gekauft ward.

Da ich so ungeheuer viel Loose verkaufte, so konnte es nicht fehlen, daß dann und wann einmal ein Gewinn von ein- oder zweitausend Dollars und zahlreiche kleinere in meine Collecte fielen. Diese wurden gehörig ausposaunt und mein Büreau war nach der Meinung vieler Leute das glücklichste von allen. Ich erhielt Aufträge aus entfernten Gegenden mit der Post und gab Postreitern und andern dergleichen Leuten eine Anzahl Loose in Commission. Zu meinen Privatkunden gehörten auch eine Anzahl Geistliche und Kirchväter und dann und wann kaufte sich auch ein frommer Quäker, der nach Bethel kam, um Gartensämereien zu verkaufen, verstohlen einige Lotterieloose.

So oft ich nach Brookfield kam, besuchte ich einen gewissen Mann, der einer sehr ernsten Gemüthsrichtung angehörte. Er und seine Frau waren sehr religiös und er hielt öfters Betstunden. Gewöhnlich kaufte er mir ein paar Loose ab, wobei er mir jedoch aufs Strengste einschärfte, seiner Frau ja nichts davon zu verrathen. Gewöhnlich speiste ich bei ihm und wenn er nach meinem Pferde sah oder sonst außerhalb des Zimmers beschäftigt war, so verfehlte ich nie, auch an seine Frau ein Loos abzusetzen, die mich dringend bat, ihrem Manne ja nichts davon merken zu lassen, weil er so etwas nicht leiden könne und es ihr niemals verzeihen würde, wenn er erführe, daß ein Lotterieloos im Hause wäre.

Die reizende Schneidermamsell Charity Hallet hatte ich während dem nicht aus den Augen verloren und obschon meine gute Mutter und einige andere Verwandte fürchteten, daß ich nicht hoch genug aufschauete, so erklärten doch Die, welche das Mädchen am besten kannten, sie sei ein fleißiges, vortreffliches, verständiges und wohlgesittetes Mädchen, und einige setzten sogar hinzu, „sie sei für Taylor Barnum noch viel zu gut.“ Ich war mit ihren Ansichten vollkommen einverstanden und bewies dies im Sommer 1829 dadurch, daß ich um ihre Hand anhielt. Meine Bewerbung fand Gehör und der Hochzeitstag ward festgesetzt. Mittlerweile widmete ich mich eifrigst dem Geschäft und kein Mensch ahnte, daß das bedeutungsvolle Ereigniß so nahe bevorstehe. Im October reiste mein „Liebchen“ nach New-York, angeblich um ihren Onkel Nathan

Beers zu besuchen, der in Nr. 3 Orchardstreet wohnte. Ich reiste Sonnabend am 7. November ebenfalls nach New-York ab, weil ich mehrere Waaren für meinen Kramladen einzukaufen hatte. Am nächsten Abend verwandelte ich mit Hilfe des ehrw. Dr. Mc. Auley und in Gegenwart mehrerer ihrer Verwandten und Freunde der Schneidermamsell ihren Namen in Mistreß Charity Barnum und ich ward der Gatte einer der besten Frauen, die jemals aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen.

Ich war damals nicht viel über neunzehn Jahre alt. Ich bin fest überzeugt, daß ich, wenn ich auch noch zwanzig Jahre länger gewartet hätte, doch kein anderes Weib gefunden haben würde, welches meinem Geschmacke so vollkommen zugesagt und als Gattin, Mutter und Freundin ihre Pflichten in so reichem Maße erfüllt hätte; aber dennoch kann ich zu frühzeitige Verheirathungen weder billigen noch empfehlen. Die Gemüther junger Leute müssen erst eine gewisse Reife erlangt haben, ehe sie den entscheidendsten und wichtigsten Schritt thun, den sie in ihrem Leben thun können. Man hat die Ehe eine „Lotterie," „einen Sprung im Finstern" u. s. w. genannt. Allerdings ist es auch ein ernstes Vorhaben, welches reifliche Ueberlegung verdient. Uebereiltes Heirathen und ganz besonders die Verheirathung ganz junger Leute ist nach meiner Meinung in Tausenden von Fällen die Ursache unsäglichen Elends gewesen, trotz des gegentheiligen Raths, den der alte würdige Philosoph Ben Franklin in dieser Beziehung giebt.

Die jungen Eheleute kehrten dieselbe Woche nach Bethel zurück und nahmen Kost und Wohnung in der Familie, in welcher sie vorher gelebt. Meine Mutter empfing mich als ob gar nichts geschehen wäre, und erwähnte kein Wort von meiner Verheirathung. Offenbar fühlte sie sich durch die Heimlichkeit, womit ich dabei zu Werke gegangen, verletzt, aber ich besuchte sie jeden Tag mit derselben Ungenirtheit wie jeher und ehe ein Monat verging, lud sie mich ein, ihr meine „Frau" vorzustellen und den nächstfolgenden Sonntag bei ihr zuzubringen. Ich that dies und von diesem Tage an bis auf den heutigen bin ich überzeugt, daß weder sie noch irgend Jemand gesagt oder geglaubt hat, ich sei bei der Wahl meiner Lebensgefährtin nicht außerordentlich glücklich gewesen.

Im Winter 1829/30 eröffnete ich ein Lotteriebüreau in dem Dorfe Danbury, behielt aber dabei das in Bethel noch bei, eben so wie die Commanditen in Norwalk, Stamford, Middletown u. s. w. und eine ganze Schaar kleiner Agenturen dreißig Meilen in der Runde. Im Juni 1830 kaufte ich von meinem Großvater drei Acker Land in Bethel, einige Ruthen Weges südlich vom Dorfe, in der Absicht, ein Wohnhaus darauf zu erbauen. Lewis Osborne, der Architekt, baute mir ein anderthalb Stock hohes Haus, 26 Fuß breit, 30 Fuß lang, für 1050 Dollars und ich nahm vom nächstfolgenden Frühling an mit meiner Frau darin meine Wohnung und begann nun meine eigene Hauswirthschaft.

Meine Lotterieloosverkäufe beschränkten sich jetzt größtentheils auf einige

große Kunden, die viel kauften und denen ich Credit gab. Diese „großen Kunden" übergab ich den Händen eines zuverlässigen Gehilfen und beschäftigte mich ein paar Monate lang mit Speculationen in Büchern. Ich kaufte Bücher in Auctionen und anderwärts in New-York, zog dann im Lande herum und verkaufte sie ebenfalls auctionsweise wieder.

Das Geschäft, welches ich auf diese Weise machte, war ganz leidlich, nur mit zwei Ausnahmen.

Eines Abends hielt ich nämlich meine Auction in Lichfield, Connecticut. Damals befand sich dort eine juristische Akademie. Die Studenten waren ebenfalls bei der Auction anwesend und es gelang ihnen, mir eine bedeutende Anzahl meiner werthvollsten Bücher zu stehlen. Dasselbe geschah in Newburgh im Staate und ich hatte nun das Auctionsgeschäft satt.

In demselben Frühling 1831 baute ich ein Haus in Bethel, unter dem Namen des „gelben Kramladens" bekannt, was hinreichend Platz hatte, um eine Familie im zweiten und dritten Stock zu beherbergen. Im Juli 1831 eröffnete ich mit meinem Onkel Alanson das Etablissement mit einem Assortiment von Waaren, wie man sie gewöhnlich in einem Landkramladen findet, nämlich trocknen Gemüsen, Gewürzen, Kurzwaaren, Töpfergeschirre u. s. w. Gleich den meisten Leuten, die sich in ein Geschäft einlassen, wovon sie nichts verstehen, hatten wir mit unserm Unternehmen kein Glück und am 17. October kaufte ich meinem Onkel seinen Antheil ab, wie man aus der folgenden Ankündigung ersehen wird, die ich aus einer Zeitung vom 20. dieses Monats schneide.

„Geschäftsauflösung. Die Firma Taylor und Barnum ist von dem heutigen Tage an mit wechselseitiger Uebereinstimmung aufgelöst.

Alanson Taylor.
Phineas T. Barnum.

☞ „Das Geschäft wird künftig von P. T. Barnum allein geführt werden, der alle Arten trockne Gemüse, Gewürze, Geschirr u. s. w. u. s. w. fünf und zwanzig Procent wohlfeiler verkaufen wird, als irgend einer seiner Nachbarn."

„Bethel, 17. Octbr. 1831."

Ungefähr um dieselbe Zeit war große Aufregung in der religiösen Welt — — ich meine in dem Theile des Landes, wo ich wohnte, so wie überhaupt in ganz Neuengland. In vielen Kirchen wurden langandauernde religiöse Versammlungen gehalten und systematische Bemühungen hatten zur Folge, daß eine Menge Personen jeden Alters, ganz besonders aber junge Leute bekehrt und als Mitglieder in die verschiedenen Kirchen aufgenommen wurden, wo man diese Versammlungen hielt. So groß war der Schrecken, den man in den Gemüthern einiger dieser Bekehrten zu erwecken gewußt, daß sie dem religiösen Wahnsinn zum Opfer fielen und häufige Selbstmorde und andere in diesem Zustande begangene Unthaten kamen überall im ganzen Lande vor. Ich

könnte viele traurige Beispiele dieser Art erzählen, wozu auch die Ermordung zweier Kinder in New=Canaan durch ihren eigenen Vater gehört, doch will ich hiervon absehen. Ich erwähne diese Thatsachen blos als einen der Gründe, welche mich zur Herausgabe einer Zeitung bewogen.

Hierzu kam noch, daß gewisse allzu eifrige Sektirer kürzlich und zwar sehr unklug die Bildung einer „christlichen Partei in der Politik" empfohlen hatten. Sie riethen an, daß blos öffentliche Bekenner der Religion das Wahlrecht bekommen und einen Ehrenposten oder ein einträgliches Amt bei der Civilverwaltung bekleiden sollten. Ein ehrwürdiger Geistlicher erklärte, daß schon durch den Einfluß der Sonntagsschulen allein innerhalb zehn oder längstens zwanzig Jahren ein vollständiger Triumph über die „Weltlichgesinnten" errungen werden würde.

Ich hatte noch niemals gestimmt, weil ich erst am 5. Juli majorenn geworden war, aber meine politische Gesinnung war stark zu Gunsten der demokratischen Partei. Mein Großvater und seine beiden Söhne waren unerschütterliche Demokraten und ich war außerordentlich begierig, in dieser Beziehung in ihre Fußstapfen zu treten. Viele — und auch ich gehörte zu dieser Zahl — hegten die ernstesten Befürchtungen, daß eine große religiöse Coalition sich im Lande bilden würde, welche die oben angedeuteten Pläne gewisser Fanatiker durchzuführen versuchte.

Ich habe längst eingesehen und bekenne es hier, daß unsere Befürchtungen übertrieben waren, obschon es möglich ist, daß diese Befürchtungen viel dazu beitrugen, dem erwähnten Ausgange dieser Machination vorzubeugen. Viele tausend unserer Bürger wurden von dem religiösen Enthusiasmus ergriffen, welcher gleich einem Tornado unser Land durchfegte und wenn man das Buch der Geschichte aufschlug und darin las, welche Gräuel im Namen der Religion, sobald der Sektengeist die Macht erlangte, begangen worden, so war es vielleicht zu entschuldigen, wenn Dieser oder Jener fürchtete, daß solche Scenen auch bei uns wieder zum Vorschein kommen könnten.

Und dennoch wiederhole ich, daß im Grunde genommen wenig Ursache vorhanden war, ein solches Resultat zu fürchten. Es gab eine Menge aufrichtige Bekenner der Religion, welche jenen alten Puritanern und andern, welche der Verfolgung sich durch die Flucht über das weite Meer entzogen, mit Liebe und Ehrerbietung zugethan waren und es war eine nicht gerechtfertigte Befürchtung, daß diese Leute eine Maßregel unterstützen oder befördern helfen würden, die nur im entferntesten auf eine Verbindung zwischen Kirche und Staat abzielte. Unser ganzes System der Schulerziehung war überdies und ist noch so stark zu Gunsten der Freiheit, natürlich mit Einschluß politischer religiöser Gleichheit, daß eine Partei, welche die von ihren religiösen Lehrsätzen abweichenden Bürger zu terrorisiren versuchte, nicht die mindeste Aussicht auf Erfolg hätte.

Indessen, da ich, wie ich gestehe, zu der Zahl gehörte, welche in dieser

Beziehung ernste Befürchtungen hegte und da ich auch in meinem Herzen eifriger Demokrat war, so sprach ich meine Meinung öffentlich aus und erregte ohne Zweifel dadurch feindselige Gesinnungen bei einigen Personen, die außerdem anders gegen mich gedacht haben würden. Eben so schrieb ich auch einige Beiträge für das Wochenblatt von Danbury, worin ich meine Befürchtungen in dieser Beziehung entwickelte und in starken Ausdrücken auf die Uebel hindeutete, die aus übertriebener religiöser Aufregung und besonders daraus hervorgehen, wenn die öffentlich verkündete Politik gewisser fanatischer Geistlicher in Bezug auf Staatsangelegenheiten unterstützt wird. Die Verleger des Wochenblatts verweigerten die Aufnahme dieser Beiträge. Ich ward darüber sehr entrüstet und erklärte, wie ich auch wirklich glaubte, dieser religiöse Parteigeist sei schon so mächtig geworden, daß er die Presse in Fesseln schlage, weshalb ich es um so mehr für meine Pflicht hielte, das Publikum zum vollen Bewußtsein des wahren Standes der Dinge aufzurütteln.

Demgemäß verkündete ich, daß ich eine Presse und Schriften kaufen und binnen wenig Wochen die Herausgabe eines Wochenblatts anfangen würde, welches bestimmt sei, alle Combinationen gegen die Freiheiten unseres Landes zu bekämpfen. Am 19. October 1831 erschien demgemäß die erste Nummer des „Herolds der Freiheit."

Die Kühnheit und Energie, womit dieses Blatt geleitet ward, verschaffte ihm bald Eingang, nicht blos in der nächsten Umgegend, sondern fast nach jedem Staat der Union ward eine bedeutende Anzahl von Exemplaren versendet. Von meiner jugendlichen Heftigkeit fortgerissen und ohne die Vorsicht der Erfahrung oder Furcht vor den Folgen, setzte ich mich oft der Gefahr aus, nach dem Pasquillgesetze bestraft zu werden, und drei Mal wurden während meiner dreijährigen Redaction gerichtliche Klagen gegen mich anhängig gemacht. Eine davon war eine Civilklage von einem Metzger in Danbury, einem eifrigen Politiker, den ich beschuldigte, er mache in den Versammlungen der demokratischen Partei den Spion. In der ersten Verhandlung konnte sich die Jury nicht einigen, bei der zweiten ward mir eine Geldstrafe von mehreren hundert Dollars zuerkannt. Die beiden andern Anklagen erfolgten im Namen des Staats. Eine davon ward wieder zurückgezogen ohne zur Verhandlung zu kommen. In Folge der andern jedoch ward ich zu einer Geldstrafe von einhundert Thalern und sechzig Tagen gemeinem Gefängniß verurtheilt.

Die Verläumdung des Metzgers wird man, wenn man sie nach dem allgemeinen Maßstab der politischen Kriegsführung beurtheilt, für kein großes Verbrechen halten; der anhängig gemachte, aber nicht zur Verhandlung gebrachte Prozeß braucht nicht weiter besonders erwähnt zu werden; dagegen verdient die Klage, welche einen so ernsten Ausgang für mich hatte, eine nähere Besprechung.

Ich ward angeklagt, weil ich den Lesern meines Blattes mitgetheilt, daß ein gewisser nicht geistlicher Würdenträger einer Kirche in Bethel sich des

„Wuchers an einem Waisenknaben" schuldig gemacht. Diese allgemeine Thatsache war von einem sehr strengen redactionellen Commentar begleitet und es ward demzufolge mit der Untersuchung gegen mich verfahren.

Die Sache kam zur Verhandlung und mehrere Zeugen mit Einschluß des Angeklagten bewiesen in materieller Beziehung die vollkommene Wahrheit meiner Angabe. Aber leider „je größer die Wahrheit, desto größer das Pasquill," und außerdem hatte ich den Ausdruck Wucher gebraucht. Hätte ich gesagt, der Betreffende habe sich einer Erpressung schuldig gemacht, oder er habe dem armen Waisenknaben das Fell über die Ohren gezogen, so wäre der Spruch wahrscheinlich anders ausgefallen, aber ich hatte die That Wucher genannt. Der Richter ermahnte die Jury, als ob er der öffentliche Ankläger wäre und man glaubte allgemein, daß es ihm persönliche Befriedigung gewährt habe, das von mir schon erwähnte Urtheil aussprechen zu können.

Ich verschweige hier die Namen der betreffenden Personen, weil die Nennung derselben nichts nützen könnte. Der Mann, dem ich ein schweres Verbrechen zur Last legte, fühlte sich natürlich tief gekränkt, obschon er später erklärt hat, daß die Untersuchung gegen mich eingeleitet worden war, ohne daß er darauf angetragen oder seine Zustimmung dazu gegeben hatte. Ich sprach damals allerdings nicht in den gelindesten Ausdrücken von ihm und habe seit jener Zeit diese harten Worte vielmals bereut. Nichtsdestoweniger war die ganze Sache für mich eine Quelle der Heiterkeit und ist es stets gewesen. Der Aerger, den ich empfand, war durch die Härte meines Tadels einer That verdient, welche meine Entrüstung erweckte, die aber möglicherweise durch die Umstände entschuldigt ward und jetzt, wo ich allgemeine Thatsachen hier niederschreibe, wünsche ich alle unangenehmen Erinnerungen an diese Sache zu beseitigen. Der Richter zeigte blos menschliche Schwäche, wenn er als eifriger Sektirer an meinem Gewerbe als Redacteur Anstoß nahm, aber er ist schon längst in jenes bessere Land hinüber, in welchem man keinen Groll hegt, eben so wie ich auch mich jetzt von jeder unfreundlichen Gesinnung gegen sein Andenken frei weiß.

Im Gefängnisse zu Danbury machte ich es mir möglichst bequem. Ich ließ mein Zimmer austapeziren und mit Teppichen belegen, ehe ich es auf sechzig Tage bezog; ich lebte gut, die ununterbrochenen Besuche guter Freunde wurden mir fast lästig, ich redigirte mein Blatt wie gewöhnlich und erhielt während der Zeit meiner Gefangenschaft mehrere hundert neue Abonnenten auf mein Journal.

Als meine Strafzeit abgelaufen war, ward dieses Ereigniß durch einen großen Zusammenlauf von Volk aus der ganzen Umgegend gefeiert. Man veranstaltete einen Actus in dem Gerichtssaale, in welchem ich als Pasquillant verurtheilt worden. Ein sehr schönes, eigens für diese Gelegenheit gedichtetes Lied ward gesungen und der ehrw. T. Fiske hielt einen beredten Vortrag über die Freiheit der Presse. Mehrere hundert Herren setzten sich sodann zu einem

glänzenden Diner nieder, und die Toaste und Reden bezogen sich, ohne daß die gewöhnlichen Themata bei politischen Festlichkeiten vergessen worden wären, doch meistentheils auf die Umstände, welche dieses außerordentliche Fest veranlaßt hatten. Nun kam der interessanteste Theil der Ceremonie. Er ward in meinem Blatt vom 12. December 1832 folgendermaßen beschrieben:

„P. T. Barnum und das Musikchor nahmen Platz in einem von sechs Pferden gezogenen, für diese Gelegenheit bereitgehaltenen Wagen. Diesem Wagen ritten vierzig Reiter und ein Herold mit der Nationalfahne voran. Unmittelbar hinter der Kutsche kam der Wagen des Redners und des Präsidenten, auf welchen der Festcomité und sechzig Wagen mit Bürgern folgten, welche den Redacteur nach seiner Wohnung in Bethel geleiteten.

„Als der Zug unter Kanonendonner sich in Bewegung setzte, ward von mehrern hundert Bürgern, welche sich der Procession nicht anschlossen, ein dreimaliges Vivat ausgebracht. Das Musikchor spielte mehrere Nationalmelodien bis zur Ankunft in Bethel — eine Entfernung von drei Meilen — wo dann das schöne und passende Lied: „O Heimath, süße Heimath!“ angestimmt ward. Nachdem die Procession ein dreimaliges herzliches Vivat ausgebracht, kehrte sie nach Danbury zurück. Die größte Einmüthigkeit und Eintracht herrschte während des ganzen Tages und wir freuen uns, hinzuzufügen, daß auch kein Unfall vorkam, welcher die schöne Festlichkeit getrübt hätte.“

Es wird sich wahrscheinlich Niemand wundern, wenn ich sage, daß ich eine solche Rückkehr in meine Wohnung und zu meiner Familie als einen Triumphzug betrachtete. Es war in der That eine Rechtfertigung, nämlich eine Billigung meines Verfahrens und eine Verdammung sowohl des Pasquillgesetzes, als auch Aller, welche bei meiner gerichtlichen Verfolgung betheiligt gewesen waren.

Meine Laufbahn als Journalist war ein Leben ununterbrochenen Kampfes und könnte viele interessante Mittheilungen für diese Blätter liefern, wenn es nicht Zeit wäre, zu einem andern Abschnitt meiner Geschichte überzugehen. Das Handelsgeschäft, welches ich während der Herausgabe des „Herolds“ fortführte, hatte aus mehreren Gründen keinen gedeihlichen Fortgang. Ich war hier nicht in meiner natürlichen Sphäre. Ich wünschte schneller Geschäfte zu machen, als dies der gewöhnliche Handelsverkehr gestattet; deshalb kaufte ich in großen Massen ein und sah mich, um rasch zu verkaufen, genöthigt, viel Credit zu geben, so daß ich bald eine bedeutende Anzahl schlechter Schulden im Buche stehen hatte. Mein altes Hauptbuch von jener Zeit hat hunderte von Contis, die mit den Worten „Gestorben“, „Davongelaufen“, „Hat mich betrogen“, „Hat fallirt“, „Hat geschworen, er könne mich nicht bezahlen“, saldirt sind und ein kleines Conto von wenigen Dollars, welches einem reichen Mann von Danbury angehörte und so lange gestanden hatte, daß ich glaubte, der reiche Schuldner habe es vergessen, während ich ihn doch

nicht gern an seine Schuld erinnern mochte, ist mit den Worten: „Ist zu reich, als daß ich ihn mahnen könnte", geschlossen worden.

Ich habe vergessen zu sagen, daß ich im Sommer 1831 Horaz Fairchild als Geschäftscompagnon annahm, aber im Januar 1833 meinen ganzen Antheil an einen Mr. Thoucey, Bruder des Senators Thoucey verkaufte, welcher erstere gemeinschaftlich mit Horaz Fairchild unter der Firma „Fairchild & Comp." das Geschäft fortsetzte.

Nr. 160 des „Herolds der Freiheit" erschien in Danbury am 5. November 1835, worauf das Blatt nach Norwalk in Connecticut verlegt und hier von meinem Schwager John W. Amerman für mich herausgegeben ward, bis es in dem nächstfolgenden Jahre in den Besitz von Mr. George Taylor überging.

Siebentes Kapitel.

Mancherlei Kämpfe. — Joice Heth. — Vivalla.

Im Winter 1834—35 zog ich mit meiner Familie nach New-York, wo ich in Hudsonstreet ein Haus gemiethet hatte. Offen gesprochen, betrat ich diese große Stadt, um mein Glück zu suchen. Die Lotterien waren im Staate Connecticut nun gesetzlich verboten, ich hatte bedeutende Summen Geldes durch meine Privatinteressenten verloren, von welchen viele mehr Loose gekauft, als ihre Mittel erlaubten, während andere ihr Besitzthum in andere Hände gegeben hatten und mich auf diese Weise betrogen. Eben so hatte ich auch durch das Handelsgeschäft viel eingebüßt und muß gestehen, daß das alte Sprichwort: „Wie gewonnen, so zerronnen" sich in meinem Fall nur allzu sehr bewährte. Ich hatte gelernt, daß ich Geld rasch und in großen Massen verdienen konnte, sobald ich mit Eifer mich ans Werk machte und deswegen zögerte ich auch nicht, es auf verschiedene Weise eben so leicht zu verthun, wie ich es erworben. Ich verdiente es so leicht, daß ich den Werth desselben nicht schätzen lernte und ging damit auf die leichtsinnigste Weise um. Allerdings dachte ich daran, daß ich künftig einmal anfangen müsse zu sparen, aber um die Gegenwart machte ich mir keine Sorgen und streute mein Geld mit offenen Händen aus.

Als ich nach New-York zog, hatte ich weiter keine Geldmittel als den zu hoffenden Eingang einiger alter Schulden, die ich einem Agenten in Bethel zur Eintreibung übergeben.

Ich hatte gehofft, irgendwo in einem Handelshause in New-York ankommen zu können, wo ich für meine Dienste einen Antheil an dem Gewinn

bekäme, denn ich hatte immer noch große Abneigung, gegen einen bestimmten Gehalt zu arbeiten. Ich wollte eine Gelegenheit haben, wo meine Fähigkeiten und meine Energie freien Spielraum hätten und wo die Höhe des Gewinnes sich nach dem Grade von Takt, Ausdauer und Energie richtete, den ich auf das Geschäft verwendete. Aber nirgends konnte ich die Stellung finden, nach der ich trachtete. Meine Hilfsquellen begannen zu versiegen, und da der Gesundheitszustand meiner Familie nicht der beste war, so fand ich es schwierig, sie zu erhalten. Um dies zu thun, machte ich den sogenannten „Trommler" für mehrere Kaufläden, unter andern auch für den Mützenladen eines Mr. Chapham in Chathamstreet, und erhielt eine gewisse Tantième von allen Verkäufen, die sie mit den Kunden machten, welche ich ihnen zuführte.

Dies war natürlich blos eine einstweilige Aushilfe und gerade wie Micawber in Dickens „David Copperfield" lag ich fortwährend auf der Lauer und hoffte, daß mir etwas Besseres in den Wurf kommen werde. Jeden Morgen bei Sonnenaufgang irrten meine Augen über die Colonnen der „Gesucht" in der New-York „Sun", in der Hoffnung auf etwas zu stoßen, was für mich paßte. Wie manchen vergeblichen Gang that ich nach den Stellen, die auf so verführerische und verlockende Weise in diesen Zeitungsannoncen ausgeboten waren! Die Schätze eines Krösus blitzten so zu sagen aus vielen der Ankündigungen heraus, welche den Leser geheimnißvoll aufforderten, in dem fünften Stockwerk eines Hauses in irgend einer abgelegenen Straße im Zimmer Nr. 16 nachzufragen. Hatte ich mich aber endlich durch eine Anzahl finsterer, wackeliger, schmutziger Treppen und düsterer schmaler Gänge hindurch gewürgt, so fand ich, daß mein Glück zuerst durch den Vorschuß einer gewissen Summe von drei Dollars bis fünfhundert, je nachdem der Fall war, und zweitens davon abhing, daß es mir gelänge, mit neuerfundenen Lebenspillen, einer sinnreichen Mausefalle oder etwas dergleichen einen einträglichen Hausirhandel zu treiben.

Ich entsinne mich, daß ich einmal eine Ankündigung las, welche lautete: „**Unermeßlicher Gewinn mit einem kleinen Kapitale**!! 10,000 Dollars in einem einzigen Jahre zu verdienen! Auskunft ertheilt Professor — in Scudder's amerikanischem Museum."

Ich hatte mich schon längst mit der Hoffnung getragen, daß ich gute Geschäfte machen würde, wenn ich zu irgend einer öffentlichen Schaustellung kommen könnte und ich eilte daher so schnell als möglich den guten Professor aufzusuchen, der in dem Museum so schmeichelhafte Aussichten zu eröffnen hatte. Man wies mich in das dritte Stockwerk und ich fand zu meinem Leidwesen, daß mir schon ein Dutzend Bewerber zuvorgekommen waren. Ich rief den Professor beiseite, verpustete erst einige Augenblicke, denn ich war ganz außer Athem, weil ich die Treppen so schnell heraufgelaufen war, und fragte ihn dann, ob er über seine Spekulation schon verfügt habe.

„Definitiv noch nicht, aber mehrere Bewerber sind bereit, mit mir sofort abzuschließen,“ war seine Antwort.

„Ich bitte Sie, einen Versuch mit mir zu machen; Sie werden finden, daß ich gerade der Mann bin, den Sie brauchen,“ antwortete ich mit großer Eindringlichkeit.

„Na, da Ihnen so viel daran zu liegen scheint und Sie, wie ich vermuthe, ein energischer junger Mann sind, so will ich den ersten Versuch mit Ihnen machen,“ entgegnete der freundliche Professor.

Ich fühlte mich ihm schon zu außerordentlichem Danke verpflichtet und fragte ihn nun, worin sein Unternehmen eigentlich bestünde.

„Ich bin der Besitzer des großen Hydrooxygengas-Mikroskops,“ sagte er. „Es ist das außerordentlichste Instrument, welches jetzt existirt. Seine öffentliche Schaustellung im ganzen Lande würde seinem Eigenthümer in ganz kurzer Zeit einen reichlichen Gewinn eintragen. Meine Gesundheit ist schwächlich und ich will es daher für blos zweitausend Dollars verkaufen — ein tausend baar und den Rest in sechzig und neunzig Tagen auf gute Bürgschaft.“

Mein goldener Traum zerrann und ich entgegnete kurz, daß ich keine Lust hätte, Käufer seines Instruments zu werden.

Bei einer andern Gelegenheit verkündete eine Annonce, daß „zwanzig Dollars täglich ohne Kapital zu verdienen wären.“ So etwas schien sich für mich vorzugsweise zu eignen und ich machte mich daher sofort auf den Weg nach der bezeichneten Stelle, wo Auskunft gegeben werden sollte. Ich fand hier eine kleine, schwarze alte Frau von wenigstens zwanzig eifrigen Zuhörern umringt. Ihre Zunge war bereits in voller Thätigkeit. Sie theilte ihren Zuhörern mit, daß sie im Begriff stehe, eine Flugschrift unter dem Titel: „Der Miethbewohner-Führer“ herauszugeben, in welcher eine vollständige Beschreibung aller Häuser enthalten sein solle, die in der Stadt New-York zu vermiethen wären.

„Seht,“ sagte sie, „hier habe ich eine Anzahl kleiner unbeschriebener Bücher und Bleistifte. Jeder von Euch nimmt eins von diesen Büchern und einen Bleistift. Ihr laßt mir Jeder einen Schilling als Bürgschaft da, daß er Buch und Bleistift wiederbringen wird, und dann sagt Ihr mir die Straßen, die Ihr begehen wollt, damit Ihr nicht einander in den Weg kommt. Ihr müßt jedes Haus scharf beobachten. In dem Augenblicke, wo ein Zettel angeklebt wird, welchem zufolge das Haus zu vermiethen ist, zieht Ihr die Klingel, nehmt Euer Buch und Bleistift zur Hand und wenn Jemand an der Thür erscheint, so erkundigt Ihr Euch nach dem Betrage des Miethzinses, der Zahl der Zimmer und den verschiedenen andern Räumen — schreibt Alles auf und eilt dann nach dem nächsten Hause, an welchem Ihr einen Zettel seht, um hier dasselbe Geschäft durchzumachen. Wenn ich eine hinreichende Anzahl thätiger Agenten habe, so hoffe ich mit der ganzen Stadt in zehn Tagen fertig zu werden und in weiter darauf folgenden zehn Tagen mein Buch drucken zu lassen.

Der Ertrag desselben soll nach Abzug der Kosten für Druck, Ankündigung etc. auf folgende Weise vertheilt werden: Eine Hälfte bekomme ich als Erfinderin dieses höchst nöthigen Verkehrsmittels und die andere Hälfte wird unter Euch, meine Agenten, je nach der Zahl der mir von Euch gemeldeten zu vermiethenden Häuser getheilt. Ich zweifle nicht, daß durch diese Spekulation viele tausend Dollars verdient werden und Ihr werdet einsehen, daß Der, welcher am fleißigsten arbeitet, auch am besten bezahlt werden wird. Ich liebe es stets, die Menschen im Verhältniß zu ihrer Arbeit zu bezahlen, mit andern Worten, ich mache mir ein Vergnügen daraus, den Leuten zu helfen, welche sich selbst zu helfen versuchen. Dabei muß ich aber noch erwähnen, daß die Anzahl der notirten Häuser nicht der einzige Maßstab sein wird, da ich auch gebührende Rücksicht auf Die nehmen werde, welche deutlich schreiben und mir die ausführlichsten Einzelheiten in Bezug auf jedes Haus mittheilen können.“

Ehe noch die alte Frau ausgeredet hatte, waren die meisten ihrer Zuhörer schon wieder fort: es kamen aber fortwährend neue Bewerber und sie begann daher ihren Vortrag, sobald sie ihn beendet hatte, immer wieder von vorn.

Man wird mir leicht glauben, wenn ich sage, daß mich diese großartige Spekulation nicht verlockte, da ich aber von jeher Vergnügen daran fand, die Menschen und ihr Thun und Treiben zu beobachten und zu studiren, so konnte ich nicht umhin zu bleiben, bis sie ihre Rede mehrmals wiederholt hatte, blos um zu sehen, welche Wirkung sie auf ihre Zuhörer äußerte. Niemand erbot sich ein Buch zu nehmen, so lange ich da war und da das Herzudrängen der Nachfragenden fast eben so stark war, als das Fortgehen, so waren stets zwei Reihen in Bewegung, die eine die Treppe hinunter und die andere hinauf.

Eines Morgens fand ich in der „Sun“ ein Gesuch nach einem Oberkellner; das Nähere bei Wm. Niblo zu erfragen. Ich begab mich sogleich nach Niblo's Garten und sah hier zum ersten Mal in meinem Leben den feingebildeten und mit Recht beliebten Eigenthümer dieses Etablissements. Als ich mein Anliegen vorbrachte, theilte mir Mr. Niblo mit, daß er einen gesitteten, zuverlässigen Mann zu engagiren wünsche, der im Stande sei, die erledigte Stelle auszufüllen, aber dabei seine Redlichkeit durch die besten Zeugnisse bescheinigen könne und sich verbindlich machen wolle, drei Jahre lang auf diesem Posten auszuharren. Diese letzte Bedingung widerstritt natürlich meinen übrigen Wünschen, da ich die Stelle blos als einstweiliges Unterkommen zu erhalten suchte und entschlossen war, sobald als möglich in ein Verhältniß, wie das oben angedeutete, zu treten.

All mein Rennen und Laufen in Folge dieser Zeitungsannoncen half mir nichts und ich bekam während des ganzen Winters keine Anstellung.

Zu Anfange des Frühjahrs erhielt ich mehrere hundert Dollars von meinem Agenten in Bethel, und da ich kein anderes passendes Geschäft fand, so eröffnete ich am 1. Mai 1835 in Nr. 52. Frankfortstreet ein kleines Privatgasthaus. Ich gedachte hauptsächlich, Kostgänger auf kurze Zeit anzunehmen

und rechnete dabei namentlich auf meine Bekannten in Connecticut, welche dann und wann nach New-York kamen. Wir hatten auch in der That bald eine ziemliche Kundschaft, da ich aber dadurch immer noch nicht ausreichend beschäftigt war, so kaufte ich in Gemeinschaft mit Mr. John Moody einen Antheil an einem Materialwaarenladen in Southstreet, Nr. 156.

In den letzten Tagen des Juli 1835 kam Mr. Coley Bartram von Reading in Connecticut und gegenwärtig noch in diesem Staate wohnhaft, in unsern Kaufladen. Er war mit Mr. Moody und mir schon bekannt. Er theilte uns mit, daß er einen Antheil an einer ganz außerordentlichen Negerin, Namens Joice Heth, besessen, welche, wie er glaube, hundert und sechzig Jahre alt und, wie er ebenfalls glaube, die Amme des Generals Washington gewesen sei. Er hatte seinen Antheil an seinen Compagnon R. W. Lindsay von Jefferson County in Kentucky verkauft, der die alte Negerin jetzt in Philadelphia für Geld sehen ließe, da er aber als Schausteller nicht viel Takt besitze, so liege ihm viel daran, das Weib zu verkaufen und dann nach Hause zurückkehren zu können.

Mr. Bartram überreichte mir zugleich ein Exemplar des „Pennsylvania Inquirer" vom 15. Juli 1835 und lenkte meine Aufmerksamkeit auf die folgende Ankündigung, die ich hier wörtlich mittheile:

„**Große Seltenheit.** — Die Bürger von Philadelphia und Umgegend haben jetzt Gelegenheit in der Freimaurerloge eine der größten jemals vorgekommenen Naturseltenheiten zu sehen, nämlich **Joice Heth**, eine 161 Jahre alte Negerin, welche früher dem Vater des Generals Washington gehörte. Sie ist schon seit hundert und sechzehn Jahren Mitglied der Baptistengemeinde und kann viele geistliche Lieder nach der früher gewöhnlichen Weise singen. Sie ist geboren am alten Potomakflusse in Virginia und hat seit neunzig oder hundert Jahren zu Paris in Kentucky im Hause der Familie Bowling gelebt.

„Alle, welche dieses außerordentliche Weib gesehen haben, sind von der Wahrheit der hinsichtlich ihres Alters gemachten Angabe überzeugt. Das Zeugniß der achtbaren Familie Bowling ist schon an und für sich glaubwürdig, aber die Originalverkaufsrechnung, von Augustin Washington mit seiner eigenen Hand geschrieben und andere Beweise, welche der gegenwärtige Eigenthümer in seinem Besitze hat, werden auch den Ungläubigsten überzeugen.

„Nachmittags und Abends wird eine Dame zugegen sein, um die diese Naturmerkwürdigkeit in Augenschein nehmen wollenden Damen zu empfangen."

Die New-Yorker Zeitungen hatten schon Nachrichten über diese wunderbare Person gebracht und da die ganze Sache mich in große Aufregung versetzte, so begab ich mich sofort nach Philadelphia und hatte mit Lindsay in der Freimaurerloge eine Unterredung.

Die äußere Erscheinung der alten Frau machte einen sehr günstigen Eindruck auf mich. So weit als äußere Anzeichen in Frage kommen, hätte man

sie fast eben so gut für tausend Jahre als für hundertundeinundsechzig Jahre alt ausgeben können. Sie lag auf einem hohen Ruhebett in der Mitte des Zimmers. Ihre Beine waren in die Höhe gezogen, so daß die Knie etwa zwei Fuß über dem Ruhebett in die Höhe ragten. Dem Anschein nach befand sie sich bei guter Gesundheit und in heiterer Stimmung, aber frühere Krankheit oder hohes Alter, vielleicht auch beides zusammengenommen, hatte ihr die Fähigkeit geraubt, ihre Stellung zu verändern, denn obschon sie einen ihrer Arme nach Belieben bewegen konnte, so waren doch ihre Beine ganz steif und sie konnte sie nicht ausstrecken. Sie war total blind und ihre Augen waren so tief in ihre Höhlen eingesunken, daß die Augäpfel ganz und gar verschwunden zu sein schienen. Zähne hatte sie nicht mehr, wohl aber war noch der ganze Kopf mit dickbuschigem grauem Haar bewachsen. Ihr linker Arm lag quer über die Brust und sie war nicht im Stande, ihn wegzunehmen. Die Finger ihrer linken Hand waren so fest zusammengezogen, daß sie fest geschlossen waren und starr und unbeweglich. Die Nägel an dieser Hand waren gegen vier Zoll lang und ragten bis über das Handgelenk. Die Nägel an den großen Zehen hatten ebenfalls eine Stärke von beinahe einem Viertelzoll erreicht.

Sie war sehr redselig und schwatzte fast unaufhörlich, so lange als die sie Besuchenden Lust hatten, sich mit ihr zu unterhalten. Sie sang eine Menge alte religiöse Lieder und war sehr geschwätzig, wenn sie von ihrem Liebling, dem „lieben kleinen Georg" sprach, wie sie den großen Helden und Vater unseres Landes nannte. Sie erzählte, sie sei bei seiner Geburt zugegen gewesen; früher sei sie die Sklavin von August Washington, dem Vater Georg's gewesen und habe ihn in die ersten Windeln gelegt. „In der That," sagte Joice und es war dies ein Lieblingsausdruck von ihr, „ich habe ihn aufgezogen." Sie erzählte viele interessante Anekdoten von ihrem „lieben kleinen Georg" und dies in Verbindung mit ihren Gesprächen über religiöse Gegenstände, denn sie machte Anspruch darauf, ein Mitglied der Baptistengemeinde zu sein, machte ihre Schaustellung zu einer ganz interessanten.

Ich fragte Mr. Lindsay nach den Beweisen des außerordentlichen Alters dieser Frau und er zeigte mir eine vorgebliche Verkaufsrechnung von Augustin Washington im Bezirke Westmoreland, Virginia, an „Elisabeth Atwood" über „eine Negerin Namens Joice Heth, vier und fünfzig Jahre alt, für die Summe von drei und dreißig Pfund landesübliche Münze des Staates Virginia." Das Document war datirt vom „fünften Tage des Februar eintausend siebenhundert und siebenundzwanzig" und war „in Gegenwart von Richard Buckner und William Washington besiegelt und übergeben."

Die von Lindsay und „Tante Joice" erzählte Geschichte lautete dahin, daß Mistreß Elisabeth Atwood Schwägerin von Augustin Washington, und Joice's Ehemann der Sklave von Mistreß Atwood gewesen und aus diesem Grunde der bemerkte Verkauf bewirkt worden. Da Mistreß

Atwood eine nahe Nachbarin von Washington war, so war „Tante Joice" bei der Geburt des „kleinen Georg" gegenwärtig und da sie schon längst in der Familie Kinderwärterindienste verrichtet, so war sie auch die Erste gewesen, welche beauftragt ward, das neugeborene Kind in die Windeln zu legen. Die Geschichte schien plausibel und die „Verkaufsrechnung" trug alle Spuren des Alters. Sie befand sich unter Glas und Rahmen, sah sehr gelb aus und schien so lange Zeit zusammengefaltet gewesen zu sein, daß die Brüche hier und da schon Löcher bekommen hatten.

Ich fragte, weshalb das Vorhandensein einer so außerordentlich alten Frau nicht schon längst entdeckt und bekannt gemacht worden sei. Die Antwort war, sie habe viele Jahre lang in einem Gesindehause John's Bowling in Kentucky gelegen; Niemand habe gewußt oder sich darum gekümmert, wie alt sie wäre; sie sei vor langer, langer Zeit aus Virginia dahin gebracht und ihr außerordentlich hohes Alter erst kürzlich durch das Auffinden dieser alten Verkaufsrechnung in dem Archiv von Virginia durch Mr. Bowling's Sohn entdeckt worden, welcher, während er die alten Papiere in diesem Archive durchsah, zufällig das auf der Rückseite mit „Joice Heth" überschriebene Papier bemerkte. Dadurch ward seine Neugier erregt und durch die in jener Gegend angestellten Erkundigungen überzeugte er sich, daß das Document sich auf die alte noch lebende Sklavin seines Vaters bezog und daß diese demnach wirklich einhundertundeinundsechzig Jahre alt war. Hierauf hatte er das Papier mit nach Hause genommen und sich von der Identität Joice's mit der in dem betreffenden Papier beschriebenen Sklavin vollständig überzeugt.

Diese ganze Darstellung schien mir genügend und ich erkundigte mich nach dem Preise der Negerin. Man verlangte dreitausend Dollars, aber ehe ich noch Philadelphia verließ, erhielt ich von Mr. Lindsay einen Brief, worin er mir mittheilte, daß ich jede Stunde Eigenthümer der Negerin werden könnte, wenn ich ihm innerhalb zehn Tagen eintausend Dollars baar dafür bezahlte.

Mit diesem Briefe machte ich mich sogleich auf den Weg nach New-York, fest entschlossen, Joice Heth womöglich zu kaufen. Ich besaß nicht mehr als fünfhundert Dollars baar, aber meine begeisterten Vorstellungen, die ich einem Freunde von der goldenen Ernte machte, welche ich mir mit Gewißheit von der Schaustellung versprach, bewogen ihn, mir die andern fünfhundert Dollars zu leihen und nach wenigen Tagen, während welcher Zeit ich meinen Antheil an dem Materialladen an meinen Compagnon Moody verkaufte, kehrte ich mit dem Gelde nach Philadelphia zurück und ward Eigenthümer der Negerin, wie sich aus dem nachstehenden Document ergiebt:

„In Folge eines Vertrags vom 10. Juni A. D. 1835 waren John Bowling, Besitzer eines afrikanischen Weibes, Namens Joice Heth, und R. W. Lindsay von Jefferson County, Staat Kentucky, auf die Zeit von zwölf Monaten übereingekommen, gleichzeitig den Gewinn und Verlust bei Schaustellung der

Afrikanerin Joice Heth in den Städten und Ortschaften der Vereinigten Staaten zu theilen. John S. Bowling übertrug alle seine Rechte, Titel, Antheile und Ansprüche an Coley Bartram und da der genannte Coley Bartram durch ein Schreiben vom 24. Juli 1835 auf R. W. Lindsay seinen ganzen Antheil an der Negerin Joice Heth, hunderteinundsechzig Jahre alt, die ihm von John Bowling von Kentucky am 15. Juni 1835 verkauft worden, übertrug, so wird hiermit kund und zu wissen gethan, daß ich, der genannte R. W. Lindsay, für die Summe von eintausend Dollars, an mich durch Phineas T. Barnum baar bezahlt, deren Empfang hiermit bescheinigt wird, dem genannten Phineas Barnum, seinen Administratoren oder Bevollmächtigten den Besitz der Afrikanerin Joice Heth und damit zugleich das Recht abgetreten habe, sie während des noch nicht verflossenen Restes der in dem Contrakt vom 10. Juni 1835 angegebenen Zeit von zwölf Monaten in den Städten der Vereinigten Staaten zur Schau zu stellen, u. s. w.

„Zum Zeugniß dessen habe ich diese Verkaufsurkunde eigenhändig unterschrieben und besiegelt.

„Philadelphia am sechsten August im Jahre des Herrn eintausend achthundert und fünfunddreißig.

„Untersiegelt und ausgewechselt in Gegenwart von

Samuel H. Traquair
W. Delany } R. W. Lindsay.“ (L. S.)

Ich ersuchte Lindsay die Schaustellung in Philadelphia noch eine Woche fortdauern zu lassen, damit ich Zeit hätte, die nöthigen Vorbereitungen zu ihrem Empfang iu New-York zu treffen.

Ich wendete mich nun an Mr. William Niblo, der, wie ich glaube, die alte Negerin in Philadelphia gesehen hatte. Er erkannte in mir nicht Den wieder, der sich vor wenigen Monaten bei ihm um die Stelle eines Oberkellners beworben hatte. Wir schlossen bald einen Vertrag wegen Ausstellung der „Tante Joice“ in einem der großen Zimmer seines Wohnhauses in der Nähe seines Salons, der damals ein großes offenes freundliches Etablissement war, wo musikalische Unterhaltungen stattfanden und wobei die Gäste während der Pausen sowohl als auch zu andern Zeiten mit Eis und andern Erfrischungen in kleinen, mit Tischen versehenen Logen bedient wurden, die sich beinahe um den ganzen Garten herumzogen.

Diese Logen waren auswendig sehr geschmackvoll mit bunten Lampen verziert und der große Gang durch die Mitte des Gartens zu beiden Seiten mit schönen, sieben Fuß hohen und zwei Fuß breiten Transparenten, jedes mit einer großen runden Lampe oben darüber, geschmückt. Diese Transparente waren damals in New-York etwas Neues und lockten viele Gäste an. Die Verfertiger derselben waren W. J. H. Hannington, die später wegen ihrer Glas- und Decorationsmalereien so berühmt geworden sind. Mr. Hannington fertigte mir ebenfalls mehrere Transparents, zwei Fuß hoch und drei Fuß breit, die ich in einen

hohlen Rahmen brachte und dann von innen beleuchtete. Sie waren bunt gemalt mit weißen Buchstaben, welche die Worte bildeten:

JOICE HETH 161 Jahre alt.

Die Bedingungen meines Vertrags mit Mr. Niblo waren folgende: Er lieferte mir das Zimmer und die Lichte, bezahlte die Druck- und Anzeigekosten und einen Billetverkäufer, wofür ihm die eine Hälfte der Bruttoeinnahme zufiel. Das Resultat war eine durchschnittliche Summe von ungefähr 1500 Dollars per Woche.

Als Gehilfen bei der Schaustellung der Tante Joice engagirte ich Mr. Lyman. Er war seines Faches Jurist und hatte früher in Penn Yan, Staat New-York, prakticirt. Er war ein verschmitzter, geselliger, aber etwas träger Yankee, besaß viel Menschenkenntniß, war artig und freundlich, konnte sich über die meisten Gegenstände unterhalten und war ganz vortrefflich geeignet, die Stellung auszufüllen, für welche ich ihn engagirt.

Natürlich sparte ich, um meinen neuen Erwerb als Schausteller gewinnbringend zu machen, nichts, was zur Erreichung dieses Zweckes beitragen konnte. Ich kannte die große Macht der öffentlichen Presse und benutzte sie so viel in meinen Kräften stand. Lyman schrieb eine kurze Lebensgeschichte der Tante Joice mit ihrem Portrait und verkaufte sie an die Besucher unserer Ausstellung für seine eigene Rechnung für sechs Cents das Exemplar.

Ich ließ dasselbe Portrait auf unzählige kleine Zettel drucken und überschwemmte die Stadt mit Affichen, in welchen die besonderen Reize geschildert wurden, durch welche sich „Washington's Wärterin" auszeichnete. Ich theile hier einige Proben von den damals zu diesem Zwecke veröffentlichten Ankündigungen und Notizen mit.

„Niblo's Garten. — Die größte Merkwürdigkeit der Welt und die interessanteste, besonders für Amerikaner, wird jetzt in dem Salon, Broadway gegenüber, in dem Gebäude gezeigt, welches kürzlich zur Aufstellung der dioramischen Ansichten errichtet worden. Es ist dies Joice Heth, die Wärterin des Generals Washington (des Vaters unseres Landes), welche das erstaunliche Alter von hundertundeinundsechzig Jahren, wie durch authentische Documente nachgewiesen wird, erreicht hat und sich noch des vollen Besitzes ihrer Geistesfähigkeiten erfreut. Sie ist heiter und gesund, obschon sie blos neunundvierzig Pfund wiegt. Sie erzählt viele Anekdoten von ihrem jungen Herrn, spricht auch von den Rothröcken während des Revolutionskrieges, scheint aber keine hohe Meinung von ihnen zu haben. Sie ist schon von unzähligen Damen

und Herren besucht worden, darunter vielen Geistlichen und Aerzten, die sie für das antikste Exemplar der Menschheit, welches der älteste von ihnen jemals gesehen, erklärt haben und sie als eine große Seltenheit betrachten."

„Sie ist seit über hundert Jahre Mitglied der Baptistengemeinde und scheint an der Unterhaltung der Geistlichen, welche sie besuchen, großes Vergnügen zu finden. Sie singt und betet auch häufig Bruchstücke von geistlichen Liedern und Psalmen."

Eine andere Ankündigung enthielt eine noch dringendere Aufforderung an den Patriotismus und die Neugier.

„Joice Heth ist unstreitig die erstaunlichste und interessanteste Seltenheit. Sie war die Sklavin von Augustin Washington, dem Vater von Georg Washington, und die erste Person, welche das bewußtlose Kind einwindelte, das in späteren Tagen bestimmt war, unsere heldenmüthigen Väter zu Ruhm, Sieg und Freiheit zu führen. Sie sagt von ihrem jungen Herrn Georg Washington selbst, daß sie ihn aufgezogen habe."

In vielen andern literarischen, politischen und religiösen Journalen waren eine Menge redactionelle Notizen zu lesen, von welchen ich die folgenden als Proben mittheile:

„Joice Heth. — Die Ankunft dieser berühmten Reliquie aus der alten Zeit in Niblo's Garten hat eine ungeheure Sensation unter den Liebhabern des Seltsamen und Wunderbaren hervorgerufen, weil wohl selten ein interessanterer Gegenstand der Verwunderung und Neugier sich ihnen dargeboten hat. Nach der Länge ihrer Glieder und der Stärke ihres Knochenbaus zu urtheilen, ist es wahrscheinlich, daß sie zu ihrer Zeit eine große starke Frau war, wogegen sie jetzt nur noch eine lebende Mumie zu sein scheint. Ihr Gewicht soll weniger als fünfzig Pfund betragen; ihre Füße sind blos zu Haut und Knochen zusammengeschrumpft und ihre langen hageren Finger gleichen mehr den Klauen eines Raubvogels als menschlichen Anhängseln. Trotz der Last ihrer Jahre und Schwächen ist sie dennoch sehr lebhaft und scheint noch alle Geistesfähigkeiten zu besitzen. Ihr Gehör ist fast noch so scharf wie das einer Person in mittlern Lebensjahren." — New-York Sun.

„Die „Alte" ist da und schon unzählige Herren und Damen haben sie bei Niblo's besucht. Sie ist sehr lebhaft und munter und beantwortet jede Frage bereitwillig und heiter. Nach der von General Washington's Vater ausgestellten Verkaufsrechnung über diese alte Frau kann kein Zweifel obwalten, daß sie wirklich hundertsechzig Jahre alt ist. Ihr Aussehen gleicht ganz dem einer ägyptischen Mumie, die so eben ihrem Sarkophag entronnen ist". — New Evening Star.

„Wir wagen zu behaupten, daß seit der Sündfluth noch kein Fall vorgekommen ist wie der, welcher sich diese Woche ereignet hat. Weder die alte, noch die neue Zeit hat ein Seitenstück zu dem Alter dieser Frau aufzuweisen. Methusalem war 969 Jahre alt, als er starb, aber von dem Alter seiner Ehefrau

wissen wir nichts. Adam erreichte ziemlich das Alter seines hochbejahrten Nachkommen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß das schöne Geschlecht schon in jenen alten Zeiten den Töchtern der Gegenwart glich — es suchte sein Alter zu verheimlichen. Joice Heth macht hiervon eine Ausnahme; sie rückt offen mit der Sprache heraus und sagt, daß sie in ihr hundert und sechzigstes Jahr geht". — New-York Daily Advertiser.

„Diese alte Frau soll 161 Jahre alt sein und wir sehen keinen Grund, es zu bezweifeln. Es würde sogar Niemand widerstreiten, wenn sie fünf Jahrhunderte alt zu sein vorgäbe, denn sie scheint mit der ägyptischen Mumie in dem amerikanischen Museum in einem und demselben Jahre geboren zu sein". — New-York Courier and Enquirer.

„Die gute alte Frau hat, nachdem sie mit dem Tode verzweifelt kokettirt, ihm endlich doch noch den Korb gegeben. In den Abcbüchern künftiger Generationen wird man sie wahrscheinlich als die personificirte Zeit abbilden, da ihr der alte Saturn ein Freibillet auf Lebenszeit gegeben zu haben scheint. Der ewige Jude und diese Frau sind die einzigen zwei Menschen, die unsers Wissens für die Saison der Ewigkeit auf die Freiliste gesetzt worden sind". — New-York Spirit of the Times.

Joice rauchte leidenschaftlich gern Tabak und Grant Thorburn (besser als Lawrie Todd bekannt) gab vielen Redacteuren Gelegenheit zum Triumph, durch Veröffentlichung eines Artikels in dem Evening Star, aus welchem ich nachstehend einen Auszug mittheile:

„Ich habe heute Joice Heth gesehen. Ich finde, daß sie bei allen ihren anderen seltenen Eigenschaften auch eine leidenschaftliche Tabaksraucherin ist. Ihre Wärter sehen sich genöthigt, ihr in diesem Luxusgenusse einigen Zwang anzuthun, weil sonst die Pfeife in ihrem Munde nicht kalt werden würde. Ich fragte sie, wie lange sie schon rauche und sie antwortete: „Einhundert und zwanzig Jahre". Wenn daher der Tabak Gift ist, so muß man in ihrem Falle wenigstens zugestehen, daß er ein sehr langsames Gift ist".

Unsere Schaustellung begann gewöhnlich mit Angabe der Art und Weise, auf welche Joice Heth's Alter entdeckt ward, so wie mit Erzählung ihrer Erlebnisse in Virginia und Vorlesung der Verkaufsrechnung. Dann fragten wir sie über die Geburt und Jugend des General Washington aus und sie ertheilte stets in jeder Beziehung genügende Antworten. Einzelne Zuschauer thaten ebenfalls häufig Fragen an sie und unterwarfen sie dem strengsten und verfänglichsten Verhör, ohne daß sie jedoch jemals von dem abgewichen wäre, was allem Anscheine nach eine schlichte, ungeschminkte Angabe von Thatsachen zu sein schien.

Joice war eine große Freundin von Kirchengesang, zu welchem sie durch Bewegung ihres langen vertrockneten Armes den Takt schlug. Einmal stand in New-York ein hochbejahrter Baptistenprediger neben ihr, während sie eins ihrer Lieblingslieder sang und er stimmte in ihren Gesang mit ein, indem er

jeden Vers anfing. Dies schien ihr großes Vergnügen zu machen und sie sang mit um so größerem Eifer. Nachdem das Lied zu Ende war, stimmte der Geistliche den Anfangsvers eines andern Liedes an, Joice rief sogleich: „O, dieses Lied kenne ich auch" und stimmte ebenfalls mit ein. Auf diese Weise begann er mehrere Lieder, die mir gänzlich neu waren und jedesmal kannte Joice dieselben und frischte sogar ein paar Mal sein Gedächtniß an, wenn er sich auf den genauen Wortlaut der Verse nicht gleich besinnen konnte. Joice unterhielt sich gern über religiöse Dinge und verlangte oft den Besuch eines Geistlichen zu diesem Zweck.

Natürlich entsteht die Frage: Wenn Joice Heth eine Betrügerin war, wer hatte sie dann diese Dinge gelehrt? und wie kam es, daß sie nicht blos die alten Kirchengesänge wußte, sondern auch die genauesten Angaben über die Familie Washington machen konnte? Auf alles dies antworte ich ohne Weiteres: Ich weiß es nicht. Ich lehrte sie keins von diesen Dingen. Sie war vollkommen damit vertraut, ehe ich sie sah und sie unterrichtete mich von vielen Thatsachen in Bezug auf die Familie Washington, von welchen ich früher nicht das Mindeste gewußt.

Von Providence, wo unsere Schaustellung eine sehr gewinnreiche war, gingen wir nach Boston. Es war dies mein erster Besuch in dem modernen Athen und ich sah hier Vieles, was mir neu und interessant war. Ich besuchte mehrere Kirchen und freute mich, hier eine fast allgemeine Heilighaltung des Sabbaths zu bemerken. Auch die Theater durften Sonnabend Abend nicht geöffnet werden und ich dachte zurück an die Gewohnheiten vieler unserer Nachbarn in Connecticut, welche nach der alten puritanischen Weise auch die Sonnabendnacht feierten, das heißt, sie nahmen an, daß der Sabbath mit Sonnenuntergang am Sonnabend begönne und mit Sonntag-Sonnenuntergang endete, zu welcher Zeit sie dann ihre Arbeiten und Erholungen wieder aufnahmen.

Wir eröffneten unsere Schaustellung in dem kleinen Ballsaale der Concerthalle an der Ecke von Court und Hanover Streets. Der Ruf Joice's war ihr vorausgegangen, die ganze Stadt war mit großen, ihre Ankunft verkündenden Zetteln beklebt und die Zeitungen hatten ihr Kommen auf so mannichfaltige Weise ausposaunt, daß die Neugier des Publikums dadurch in die höchste Spannung versetzt worden war.

Der berühmte Mälzel zeigte damals seinen eben so berühmten Automatenschachspieler in dem großen Ballsaale der Concerthalle; die Zahl Derer aber, welche Tante Joice sehen wollten, war so groß, daß unser Zimmer sie nicht alle fassen konnte und Mr. Mälzel sich veranlaßt sah, seine Schaustellung zu schließen und uns seinen großen Saal zu überlassen. Ich hatte häufige und lange Unterredungen mit Mr. Mälzel. Ich betrachtete ihn als den großen Vater Aller, die das Publikum in Aufregung zu setzen und zu amüsiren wissen,

und freute mich über seine Versicherung, daß ich mit meinen Schaustellungen ganz gewiß Glück machen würde.

„Ich sehe schon", sagte er in seinem gebrochenen Englisch, „daß Sie den Werth der Presse kennen und das ist die Hauptsache. Nichts unterstützt den Schausteller mehr, als die bleiernen Lettern und die Buchdruckerschwärze. Wenn Ihr altes Weib stirbt", setzte er hinzu, so kommen Sie zu mir und ich werde Ihr Glück machen. Ich überlasse Ihnen dann mein Carroussel, meinen Automaten-Trompeter und noch viele andere interessante Dinge, mit welchen Sie eine Menge Geld verdienen können".

Ich dankte ihm für seine großmüthigen Anerbietungen und versicherte ihm, daß, wenn es die Umstände thunlich machten, ich mich an ihn wenden würde.

Unsere Schaustellung zog mehrere Wochen lang eine große Anzahl von Zuschauern an, ehe eine sichtbare Abnahme zu bemerken war. Ich sorgte für immer neue Ankündigungen und frappante Notizen in den Zeitungen, welche darauf berechnet waren, die alte Joice im Gedächtniß des Publikums frisch zu erhalten und die Neugier des Volks immer höher spannten. Als der Besuch schwächer zu werden begann, erschien in einer Zeitung eine kurze Mittheilung „ein Besucher" unterzeichnet, worin der Verfasser dieses Artikels eine wichtige Entdeckung gemacht zu haben vorgab. Er erklärte, Joice Heth sei, so wie sie jetzt gezeigt werde, ein „Humbug", wogegen, wenn die einfache Wahrheit über sie erzählt würde, die Sache in der That ungemein interessant und seltsam wäre. „Die Sache ist die," hieß es in dieser Mittheilung weiter, „daß Joice Heth gar kein menschliches Wesen ist. Das, was hier für ein ungeheuer altes Weib ausgegeben wird, ist weiter nichts als ein sinnreich construirter Automat, aus Fischbein, Gummi elasticum und zahllosen Federn zusammengesetzt, die durch die leiseste Berührung je nach dem Willen des Schaustellers in Bewegung gesetzt werden können. Der Schausteller ist Bauchredner und alle anscheinend mit der alten Frau gehaltenen Conversationen sind, so weit sie selbst in Frage kommt, rein imaginär, denn die vermeintlich von ihr gegebenen Antworten und Aufschlüsse geschehen einzig und allein durch die Bauchrednerstimme des Schaustellers."

Mälzel's sinnreicher Mechanismus hatte dieser Mittheilung schon einigermaßen den Weg bereitet und Hunderte, welche Joice Heth nicht besucht, waren nun begierig, den merkwürdigen Automaten zu sehen, während Viele, die sie gesehen, eben so sehr wünschten, sie nochmals in Augenschein zu nehmen, um zu ermitteln, ob sie sich das erste Mal hätten täuschen lassen oder nicht. Die Folge davon war, daß der Besuch in ungeheurem Grade wieder zunahm.

Von Boston gingen wir nach Hingham und von da nach Lowell, Worcester, Springfield und Hackford, wo wir überall glänzende Geschäfte machten. Ueberall schien man von dem unerhört hohen Alter Joice's überzeugt zu sein. Wir eilten nun nach New-York zurück, um einem zweiten Engagement zu genügen,

welches ich mit Mr. Niblo abgeschlossen hatte. Das amerikanische Institut hielt in seinem Garten seine jährliche „Messe“ und mein Engagement sollte zu derselben Zeit beginnen. Der große Zusammenfluß von Menschen zu dieser Messe war die Ursache, daß unser Saal beständig gefüllt war, so daß wir häufig in die Nothwendigkeit versetzt waren, den Eintrittbegehrenden zu melden, daß der Saal voll sei und vor der Hand Niemand weiter eingelassen werden könne. In diesen Fällen brachten wir die Vorstellungen rasch zu Ende, ließen ein paar Lieder weniger singen, beantworteten alle Fragen mit großer Schnelligkeit und öffneten dann höflichst die Vorderthür zum Ausgange, während gleichzeitig die Gartenthür zum Einlaß neuer Zuschauer geöffnet ward.

Von Niblo gingen wir auf drei Tage nach New-Haven, wo der Zudrang so stark war wie anderwärts. Hierauf kehrten wir nach New-York zurück und begaben uns nach Newark, wo ich ebenfalls gute Geschäfte machte. Von Newark kehrten wir nach New-York zurück und gingen auf eine Woche nach Albany, um einem Engagement zu genügen, welches wir mit Mr. Meech, dem Eigenthümer des Museums, abgeschlossen hatten.

Während wir hier waren, fanden in dem Theater des Museums Abendunterhaltungen in Balancirkünsten, Tellerdrehen, Stelzentanz u. s. w. von einem gewissen Signor Antonio statt. Die Balancirkünste und das Tellerdrehen war in dieser Gegend bis dahin selten oder vielleicht noch gar nicht gesehen worden — für mich war es etwas ganz Neues. Die kühnen Leistungen Antonio's auf Stelzen, sein Balanciren von Gewehren, wobei er das Bajonnet auf die Nase setzte und verschiedene andere Künste, die ich noch nie zuvor gesehen, erregten meine Aufmerksamkeit. Ich erkundigte mich bei Mr. Meech, wo Antonio her sei. Ich erhielt zur Antwort, er sei ein Italiener, von England nach Canada und von da nach Albany gekommen und habe noch in keiner andern amerikanischen Stadt gespielt. Als ich weiter erfuhr, daß Mr. Meech seine Dienste über die laufende Woche hinaus nicht beanspruchte, suchte ich Antonio auf, besprach mich mit ihm und ehe zehn Minuten um waren, hatte ich ein Abkommen mit ihm getroffen, welchem zufolge er sich verbindlich machte, ein Jahr lang in jedem Theile der Vereinigten Staaten für meine Rechnung gegen ein Salair von zwölf Dollars pro Woche bei freier Kost und Reise zu spielen. Ich wußte damals noch nicht recht, wo ich meinen Protegé verwenden sollte, aber ich war fest überzeugt, daß Geld mit ihm zu verdienen sei, und auf diese Weise legte ich den Grund zu meiner zweiten Schaustellung.

Antonio, Joice Heth, Lyman und ich reisten von Albany nach New-York ab und nahmen unsere Wohnung in dem Privatkosthaus in Frankfortstreet, welches ich im vorigen Frühjahr übernommen, aber bald nach der Erwerbung von Tante Joice wieder verkauft hatte.

Ich ließ meine beiden Raritäten in Frankfortstreet, während ich meine Frau und Tochter aufsuchte, die einstweilen bei einem Mr. Knapp in Cherrystreet wohnten.

Die erste Gefälligkeit, die ich mir von Antonio erbat, war, daß er sich einer gründlichen Waschung unterzöge — einer Operation, von welcher er sich anscheinend seit mehrern Jahren fremd gehalten — und die zweite, daß er seinen Namen veränderte. „Antonio" klang mir nicht ausländisch und fremdartig genug, deshalb nannte ich ihn Signor Vivalla und er war mit diesen beiden Anträgen einverstanden. Ich schrieb sogleich einen Artikel über die außerordentlichen Eigenschaften des Signor Vivalla, der so eben aus Italien angekommen sei und verbreitete mich ausführlich über seine wunderbaren Leistungen. Dieser Artikel erschien in einem der Stadtjournale als Neuigkeit, und ich schickte ein Dutzend Exemplare davon an die verschiedenen Theaterunternehmer in New-York und anderwärts.

Zuerst besuchte ich William Dinneford, Esq., Director des Franklintheaters, aber er lehnte es ab, den „ausgezeichneten italienischen Künstler" zu engagiren. Er hätte viele derartige Vorstellungen gesehen, sagte er, die weit außerordentlicher wären als irgend etwas, was Vivalla machen könnte und es fiele ihm daher nicht ein ihn zu engagiren.

„Na," sagte ich, „Mr. Dinneford, ich bitte Sie um Verzeihung, aber Sie werden mir erlauben zu sagen, daß Sie sich irren. Sie haben ohne Zweifel seltsame Dinge in Ihrem Leben gesehen, aber ich würde ganz gewiß Signor Vivalla nicht aus Italien haben hierher kommen lassen, wenn ich nicht vollgültige Beweise hätte, daß er wirklich der einzige Künstler dieser Art ist, der jemals sein Vaterland verlassen hat."

„Wie sind Ihre Bedingungen?" fragte Dinneford, der, wie viele ehrenwerthe junge Damen und andere Republikaner vom reinsten Wasser, dem magischen Einfluß eines vom A u s l a n d e bezogenen Artikels nachzugeben begann.

„Sie sollen ihn einen Abend umsonst haben," antwortete ich. „Wenn er Ihnen nach der ersten Probe gefällt, so sollen Sie ihn auf die noch übrige Woche für fünfzig Dollars bekommen — aber, wohlverstanden, dies geschieht blos, um das Publikum in den Stand zu setzen, sich erst einen Begriff von seinen Leistungen zu machen. Nach Ablauf dieser ersten Woche ist meine Forderung fünfzig Dollars pro Abend."

Mein Vorschlag für den einen Abend ward angenommen. Ich rief wieder die Macht der Buchdruckerschwärze und der Holzschnitte drei Tage und Nächte vor dem ersten Auftreten des „berühmten und außerordentlichen italienischen Künstlers Signor Vivalla" zu Hilfe und sie entsprachen meiner Erwartung. Das Haus war wie ausgestopft. Ich trat als überzähliger Künstler ebenfalls mit auf die Bühne, um Vivalla beim Zurechtlegen seiner Teller u. s. w. behilflich zu sein, um ihm das loszuschießende Gewehr zu reichen, wenn er eine seiner Stelzen von sich geworfen und auf einer einzigen von zehn Fuß Höhe über die Bühne hinweghüpfte u. s. w. D i e s w a r m e i n e r s t e s D e b ü t a u f d e m T h e a t e r.

Der Beifall, welcher jede Leistung des Italieners begleitete, war ein ganz entsetzlicher. Er war von der Art, wie man ihn nur von einem Chatham- oder Bowery-Publikum hören kann. Der Director Dinneford war ganz entzückt, und ehe wir die Bühne verließen, engagirte er Vivalla auf die ganze Woche. Nach Beendigung der Vorstellungen ward Vivalla hervorgerufen, und da ich es nicht für politisch hielt, wenn ich ihn englisch sprechen ließe (obschon er es sehr gut konnte, weil er mehrere Jahre in England gereist war), so ging ich mit ihm hinaus, und redete in seinem Namen das Publikum an, indem ich für den gespendeten Beifall dankte und zugleich meldete, daß er auch noch an den übrigen Abenden der Woche auftreten werde.

Mittlerweile hatte ich die Schaustellung der alten Joice Heth in dem großen Saale an der Ecke der Bowery und von Divisionstreet eröffnet, aber da ich sah, daß die Aussichten mit Vivalla sich sehr günstig gestalteten, sein Erfolg aber in hohem Grade von einer umsichtigen Leitung abhängen würde, so überließ ich es Lyman, die alte Joice zu zeigen. Nachdem sie mehrere Wochen in diesem Saale ausgestellt gewesen, ging ich mit ihr nach mehreren Städten in Connecticut und anderwärts. Vivalla blieb noch eine zweite Woche am Franklin-Theater, wofür ich 150 Dollars erhielt. Unmittelbar darauf bekam ich dieselbe Summe für sein einwöchentliches Auftreten in Boston und dann reisten wir nach Washington, um einem Engagement zu genügen, welches ich mit Wemyß abgeschlossen, und wobei mein Gewinn von der Einnahme abhängig gemacht war.

Das Theater in Washington war ein kleines, abgelegenes Gebäude, und wir begannen unsere Vorstellungen am 16. Januar 1836 vor einem Hause, welches kaum dreißig Dollars Einnahme gewährte. Das war ein schlimmer Anfang, denn nach dem geschlossenen Vertrage mußte die Einnahme noch fünfzig Dollars mehr betragen, ehe ich ein Anrecht auf einen einzigen Penny hatte.

Dies war mein erster Besuch in Washington, und es war mir sehr interessant, das Capitol und die anderen Regierungsgebäude in Augenschein zu nehmen, und ich befriedigte eine lobenswerthe Neugier, indem ich mir unsere berühmten Staatsmänner Clay, Calhoun, Benton, Webster, J. Q. Adams, Polk, Richard M. Johnson u. s. w. auf ihren Sitzen im Congreß zeigen ließ. Mr. Polk war damals Sprecher des Repräsentantenhauses und Mr. Van Buren, der damals Vicepräsident der Vereinigten Staaten war, führte natürlich den Vorsitz. Eines Nachmittags, während ich auf der Gallerie verweilte, hatte ich Gelegenheit, die außerordentliche Selbstbeherrschung zu beobachten, welche Mr. Van Buren besitzt. Zu jener Zeit der gewaltigen politischen Aufregung nannten ihn seine Feinde „Reinecke den Fuchs", „den kleinen Hexenmeister" u. s. w., und in der That hielten ihn Viele für einen so schlauen Mann, daß er im Stande wäre, fast den Teufel selbst zu überlisten.

Mr. Calhoun erhob sich, um zu sprechen. Er war sehr aufgeregt und

sprach sehr rasch Folgendes: „Herr Präsident, ich werde fortwährend durch Zeitungen belästigt, die mir aus den Neuenglandstaaten zugeschickt werden und worin die Principien und Pläne einer Klasse — ich will nicht sagen Menschen, denn diesen Namen verdienen sie nicht, sondern einer Klasse Undankbarer entwickelt werden, die unter dem Namen der Abolitionisten bekannt sind. Wenn Sie erlauben, Sir, so will ich einen Auszug aus einer Zeitung vorlesen, die ich heute Morgen mit der Post erhielt, und jetzt in meiner Hand halte."

Mr. Calhoun las nun einen höchst heftigen und bitteren Angriff auf die südlichen Sklavenhalter vor, worin sie als Menschenräuber, Piraten und Mörder bezeichnet wurden, als Menschen, die alle göttlichen Gebote verachteten und mit Recht von ihren eigenen Sklaven niedergemetzelt zu werden verdienten. In der That rieth der Redacteur den Sklaven, an ihren Herren sofortige und blutige Rache zu nehmen.

Ein Sturm der Entrüstung gegen den Redacteur, wer er auch immer sein mochte, bewegte die ganze Versammlung, und Mr. Calhoun fuhr fort: „Der politische Charakter dieses Blattes, Herr Präsident, läßt sich nach den folgenden Namen beurtheilen, die ich von der Ueberschrift desselben ablese: „Zum Präsidenten Martin Van Buren in New-York; Zum Vicepräsidenten R. M. Johnson in Kentucky."

Der Senat wollte sich vor Lachen über diesen gutgeführten Streich ausschütten. In der That bewahrte Mr. Van Buren eine so heitere Miene, wie ein Maimorgen und das schärfste Auge würde nicht das Mindeste entdeckt haben, woraus man hätte schließen können, daß er irgend ein besonderes Interesse an den Worten des Mr. Calhoun habe. Mr. Calhoun fuhr zwanzig Minuten lang fort, in den beißendsten Ausdrücken gegen die Regierungsgewalt loszuziehen. Van Buren blieb fortwährend unbefangen, und als die Rede zu Ende war, winkte er Mr. King von Alabama, der einstweilen den Präsidentenstuhl einnahm, während der „kleine Matty" ruhig unter den Senatoren umherging, ihnen die Hand reichte und lächelnd sich mit ihnen unterhielt.

Ich besuchte auch Anna Royall, die Verfasserin des „schwarzen Buchs", welche damals eine förmlich berühmte Person war. Sie gab ein kleines Blatt unter dem Titel „Paul Pry" heraus. Ich hatte mit ihr, während ich den „Herold der Freiheit" herausgab, getauscht, sie schenkte mir zur Zeit meiner Bedrängniß ihre wärmste Theilnahme und freute sich jetzt, mich zu sehen — ja sie versicherte mir diese Thatsache auf ziemlich geräuschvolle Weise.

Anna war das geschwätzigste alte Weib, welches mir je vorgekommen. Ihre Zunge ging wie ein Mühlwerk. Sie sagte, als sie mich zuerst gesehen habe, habe sie geglaubt, es sei Clayburn, nämlich das Congreßmitglied von Mississippi.

„Ich erwarte Clayburn jede Minute hier," sagte sie. „Wissen Sie," fuhr sie fort, „daß er ein entsetzlicher Spaßvogel ist? Ja, Barnum, dieser Clayburn gab sich einmal bei mir für einen Geistlichen aus. Doch es thut

nichts, ich verzeihe es ihm, denn er ist im Grunde genommen ein ganz guter Kerl."

„Rasch, Sally, mach, daß Du fertig wirst," sagte Mistreß Royall zu ihrer Dienerin, einem langen, etwas zerlumpten und bedeutend schmutzigen Frauenzimmer von etwa dreißig Jahren, „mach, daß Du fertig wirst. Du weißt, daß ich heute Morgen mehrere Congreßmitglieder erwarte. Ja, ja, Mr. Barnum, mich besuchen alle Congreßleute; sie wagen nicht, es zu unterlassen. Freunde wie Feinde — ganz egal, sie müssen zu mir kommen, und warum sollten sie auch nicht? Ich habe sie ja erst zu dem gemacht, was sie sind. Sie sehen, wie ich aussehe, zerlumpt und arm, aber Gott sei Dank, ich bin ungezogen und unabhängig. Die ganze Regierung fürchtet sich vor mir und sie hat auch Ursache dazu. Ich kenne sie Alle, vom Wirbel bis zur Zehe: ich kenne ihre Schurkerei von Grund und Boden aus, von Anfang bis zu Ende. Apropos, Barnum, wem werden Sie als Präsidenten und Vicepräsidenten Ihre Stimme geben?"

„Nun, ich glaube, ich werde für Matty und Richard M. stimmen;" damit meinte ich Martin Van Buren und Richard M. Johnson.

Ich habe in meinem Leben manches Furchtbare gesehen — manchen entsetzlichen Ausbruch stürmischer Leidenschaft, aber nie ist mir wieder eine solche Wuth vorgekommen, als die, in welche Mistreß Anna Royall ausbrach, als sie meine Antwort vernommen hatte. Eine Minute lang war sie keines Wortes mächtig, dann aber brach sie folgendermaßen los — ich führte damals ein Tagebuch und schreibe hier wörtlich ab:

„Mein Gott! mein Gott! ist es möglich? wollen Sie einem solchen Affen Ihre Stimme geben, einem solchen Halunken, einem solchen Spitzbuben, einem solchen Schurken, einem solchen Feinde seines Vaterlandes, wie dieser Van Buren ist? Barnum, Sie sind selbst ein Halunke, ein Verräther, ein niederträchtiger Kerl, ein Heuchler! Sie sind ein Spion, ein Wahlnarr und ich hoffe, daß das nächste Schiff, auf welches Sie den Fuß setzen, mit Ihnen untergeht."

„Ha! ha! ha! Das ist doch nicht Ihr Ernst?"

„O Sie Halunke, Sie lachen auch noch, wenn Ihr Vaterland in Gefahr ist? Sie lachen, wenn die Feuerwaffen schon in Bereitschaft gesetzt werden, um Ihr Vaterland zu vernichten! O, Sie glauben es nicht, aber ich versichere Ihnen, daß die Verschworenen viel zu schlau sind, als daß sie Euch alberne Yankees in ihr Geheimniß einweihen sollten. Bedenkt, daß ich einmal selbst mit darunter war und die ganze Geschichte kenne."

„Aber, Anna, Sie müssen doch zugeben, daß es einige gute Leute in unseren Reihen giebt."

„Nein, das gebe ich nicht zu! Keiner von Euch kümmert sich einen Cent um sein Vaterland. Ihr würdet nicht einen Heller darum geben, um es vom

Untergange zu retten. Seht doch, wie ich lebe! sehet, wie ich arbeite, um mein Vaterland zu retten; ich arbeite unausgesetzt — sehen Sie mein Haus — sehen Sie, ich habe kein Bett, in welches ich mich legen könnte — gar nichts, und Sie wollen davon sprechen, daß Sie Ihr Vaterland lieben? O Ihr verdient alle zusammen gelyncht zu werden."

Auf diese Weise rasete Anna eine halbe Stunde lang. Ich lachte dann und wann, was sie aber noch wüthender machte und wenn ich ein Wort der Entschuldigung einfließen zu lassen suchte, so rief sie:

„Ja, ja, so macht Ihr es, Ihr Yankees, Ihr wollt Niemanden anhören, und das ist auch der Grund, weshalb Ihr nichts verstehet."

Endlich sprach sie sich ganz außer Athem. Ich hatte mir einen ziemlich richtigen Begriff von Anna's Charakter gemacht und war daher überzeugt, daß sie, obschon sie in politischen Dingen an einer Monomanie litt, doch ein gutmüthiges, edeldenkendes Weib und daß all dieses Schimpfen und Rasen blos eine Aufwallung ihrer Excentricität, aber kein Beweis von Mißfallen an mir sei. Und so war es auch, denn bald fing sie an, leiser zu sprechen und gab dem Gespräch auf folgende Weise eine andere Wendung:

„Na, Barnum, Sie sind ein guter Kerl und ich freue mich wirklich recht sehr, Sie zu sehen. Wie leid thut es mir, daß wir auf die Politik zu sprechen kamen, denn ich bin so reizbar. Wir wollen nun von andern Dingen sprechen."

Hier meldete Sally, daß die Blätter zur Post fertig wären, worauf Anna aufsprang und sagte:

„Kommen Sie, Barnum, gehen Sie mit mir in die Druckerei; dort können wir mit einander sprechen und zugleich arbeiten."

Wir begaben uns nach einem kleinen Gebäude in der Nähe des Wohnhauses, und nachdem wir mit einiger Schwierigkeit eine schmutzige Treppe hinaufgeklettert waren und uns durch einen dunklen Gang hindurch bis in das zweite Stockwerk getastet hatten, erreichten wir die Officin, in welcher „Paul Pry" gedruckt ward. Die ganze Arbeitskraft des Etablissements bestand aus einem einzigen Mann und einem Knaben. Ein Stoß Zeitungen in Couverts und sämmtlich mit ihren Adressen überschrieben, lag auf der Mitte des Fußbodens.

„Nun, Barnum," sagte Anna, „will ich diese Blätter für die Post sortiren, denn unsere faulen Beamten auf dem Postbüreau brächten eine ganze Woche damit zu und Sie sollen mir helfen; also setzen Sie sich neben mich auf die Diele und wir können mit einander arbeiten und zugleich plaudern."

Anna setzte sich hierauf auf die schmutzige Diele und da kein Stuhl im Zimmer war, so setzte ich mich neben sie und wagte nicht einmal mein Taschentuch unterzubreiten oder auf irgend eine Weise den Staub zu entfernen, damit sie es nicht als eine Beleidigung deuten möchte.

Auf diese Weise verbrachte ich abermals eine halbe Stunde bei Anna und half ihr ihre Blätter sortiren, wobei ich eine sehr angenehme Unterhaltung mit

ihr führte, in deren Verlaufe sie mir kurz ihre Geschichte mittheilte, die ich aber hier aus Mangel an Raum nicht wiedergeben kann.

Ehe ich sie verließ, offenbarte sich noch mein Hang zum Schausteller, indem ich versuchte, sie zu veranlassen, gegen Entschädigung und für meine Rechnung in den Seestädten zwölf oder zwanzig öffentliche Vorlesungen über die Regierung zu halten; sie ließ sich aber durch kein Geldanerbieten verlocken und ich mußte daher diese Spekulation wieder aufgeben, obschon ich überzeugt bin, daß es eine sehr einträgliche gewesen sein würde.

Als ich von Mistreß Royall Abschied nahm, dankte sie mir, wie es schien, aufrichtig für meinen Besuch und sagte, daß ich auch künftig, so oft ich nach Washington käme, ein paar Stunden bei ihr zubringen müsse. Ich versprach dies, habe aber die excentrische alte Dame nie wiedergesehen.

Seitdem ich Vorstehendes geschrieben, hat Mistreß Royall das Zeitliche gesegnet. Ich schneide die nachstehende Mittheilung aus einem New-Yorker Blatt vom 5. October 1854:

„Mistreß Anna Royall starb in ihrer Wohnung zu Washington Sonntag früh am 1. October 1854 in hohem Alter. Sie war die Wittwe eines Offiziers von der Revolutionsarmee, des Oberst William Royall, und sie gab viele Jahre lang ein Zeitungsblatt in Washington heraus, anfangs unter dem Titel „Paul Pry," der aber später in „die Jägerin" umgeändert ward. Der „Washington Star" sagt:

„Seit Veröffentlichung der berühmten Geschichte ihrer Wanderungen im ganzen Lande während ihres Kampfes mit den Presbyterianern, hat sie hier ihren Aufenthalt gehabt. Während der letzten vier oder fünf Jahre hat sie in Folge ihrer immer mehr zunehmenden Schwäche ihr Haus nur selten verlassen. Ging sie aber einmal aus, so war ihre Zunge so geläufig wie je und sie versammelte stets in kurzer Zeit einen Kreis von bewundernden Zuhörern um sich herum. Gewaltsam und heftig in ihren Antipathien und der Art und Weise, dieselben zu erkennen zu geben, war sie doch eben so warm in ihrer Freundschaft für Die, welche sie begünstigte, obschon bei der eigenthümlichen Art und Weise, wie sie ihr Wohlgefallen kund gab, nur Wenige sich bei ihr zu insinuiren suchten. Bis zur Stunde ihres Todes bewahrte sie alle Eigenthümlichkeiten des Denkens, des Temperaments und der Manieren, welche ihr früher einmal im ganzen Lande einen so ausgebreiteten Ruf erwarben."

Während Vivalla's Auftreten in Washington war ununterbrochenes Schneewetter und ich verlor bei diesem Geschäfte so unerwartet viel, daß ich nicht Mittel genug besaß, um nach Philadelphia zurückkehren zu können. Nach langem Zögern und mit einem schmerzlichen Gefühle der Demüthigung verpfändete ich meine Uhr und Kette für fünf und dreißig Dollars mit dem Versprechen, sie innerhalb eines Monats wieder einzulösen. Glücklicherweise jedoch kam Mr. Wemyß am Sonnabend früh an und brachte Lucius Junius Both und Miß Waring, später Mistreß Sefton mit. Mr. Wemyß lieh mir

fünf und dreißig Dollars und ich löste meine Uhr wieder ein und bezahlte einen Dollar für ein Darlehn von wenigen Stunden.

Vivalla und ich begaben uns nun nach Philadelphia und eröffneten unsere Vorstellungen am 26. in dem Walnutstreet-Theater vor einem schwach besetzten Hause. Die Schlittenbahn war sehr gut und das Theater daher wenig besucht.

Hadaway, der bekannte Schauspieler, gegenwärtig an meinem Museum engagirt, war der Komiker an jenem Theater und schien damals schon eben so alt zu sein als jetzt. Nach meinem Urtheile war er einer der größten Künstler seiner Zeit und auch jetzt noch denke ich dies von ihm. Sein Lachen, sein Gang, jeder seiner Blicke und jede seiner Geberden ist komisch.

Er muß Lachen erregen, auch wenn er nicht will — jeder Ton und jede Modulation seiner Stimme ist wahrhaft komisch. Dabei läßt er sich niemals einen gemeinen Ausdruck entschlüpfen, übertreibt nie, sondern besitzt ein so richtiges Urtheil, daß er bei seiner großen Vorliebe für seinen Beruf und bei seinen vortrefflichen persönlichen Eigenschaften ein sehr verdienstvoller und mit Recht beliebter Schauspieler geworden ist.

Signor Vivalla's Vorstellungen wurden sehr gut aufgenommen. Am zweiten Abend jedoch hörte ich zwei oder drei Mal ganz deutlich im Parterre pfeifen. Es war dies das erste Mal, daß gegen meinen Schützling das mindeste Kennzeichen von Mißfallen laut ward, seitdem ich ihn engagirt, und ich wunderte mich daher nicht wenig. Vivalla, der unter meiner Leitung auf seinen Beruf sehr stolz geworden, ärgerte sich ganz entsetzlich. Ich begab mich nach dem Theil des Hauses, von welchem das Pfeifen ausgegangen und fand, daß ein Circuskünstler Namens Roberts und seine Freunde die Urheber desselben waren. Roberts machte ebenfalls Balancir- und Jongleurkünste und behauptete, er könne Alles machen, was Vivalla machte. Ich war fest überzeugt, daß er es nicht könnte und sagte ihm das. Es kam zu einem etwas hitzigen Wortwechsel. Hierauf begab ich mich nach der Billeteinnahme, wo ich mehrere Exemplare einer Annonce oder „Karte" schrieb, begab mich dann in die Druckereien mehrerer Zeitungen, wobei ich nicht wenig schmale Treppen und dunkle Gänge zu passiren hatte und bewirkte, daß meine Annonce noch in die Nummer des nächstfolgenden Tages aufgenommen ward. Die Karte hatte die Ueberschrift „Eintausend Dollars Belohnung!" und dann war gesagt, daß Signor Vivalla die genannte Summe Jedem bezahlen würde, der im Stande wäre, seine (Vivalla's) Künste an irgend einem von Vivalla bezeichneten öffentlichen Platze nachzumachen.

Roberts rückte den nächsten Tag ebenfalls mit einer Karte heraus, indem er Vivalla's Anerbieten annahm, ihn aufforderte, die tausend Dollars zu deponiren, die Zeit und den Ort des Wettstreites zu bestimmen und erklärte, daß er in einem gewissen Hôtel in der Nähe von Green's Circus, dessen Mitglied er war, zu finden sei. Ich borgte tausend Dollars von meinem Freund Oliver Taylor — ging zu Mr. Warren, dem Cassirer des Walnut-Theaters, und

fragte ihn, welchen Antheil von der Einnahme er mir geben wolle, wenn ich eine Aufregung zu Stande brächte, die ihm an einem Abend vier- bis fünfhundert Dollars einbrächte. (Die ganze Einnahme des vorigen Abends hatte blos fünf und siebzig Dollars betragen.) Er antwortete, er wolle mir ein Drittheil von der Bruttoeinnahme geben. Ich sagte, ich hätte eine Grille im Kopfe und wolle ihm binnen einer Stunde mittheilen, ob etwas damit zu machen sei. Nun ging ich zu Roberts und zeigte ihm meine tausend Dollars.

„Seht," sagte ich, „ich stehe im Begriff, dieses Geld in Verwahrung zu geben, damit es an Euch ausgezahlt werde, wenn Ihr Signor Vivalla's Künste nachzuahmen im Stande seid."

„Sehr gut," sagte Roberts mit bedeutender Zuversicht, „übergeben Sie das Geld Mr. Green, dem Eigenthümer des Circus" — womit ich einverstanden war.

„Schaut," sagte ich, „ich wünsche, daß Ihr diese Karte unterzeichnet, damit sie in Circularen und in den morgenden Blättern veröffentlicht werden könne."

Er las sie.

Es war darin gesagt, daß, nachdem Signor Vivalla eintausend Dollars auf genügende Weise deponirt, um sie an ihn auszahlen zu lassen, wenn es ihm gelänge die verschiedenen Künste des genannten Vivalla nachzumachen, er (Roberts) den öffentlichen Wettstreit auf der Bühne des Walnutstreettheaters am 30. d. M. stattfinden lassen werde."

„Aber Sie erwarten doch nicht, daß ich Vivalla's Künste alle nachmachen werde, wie?" sagte Roberts, nachdem er die Karte gelesen.

„Nein, ich erwarte nicht, daß Ihr es könnt, aber wenn Ihr es nicht könnt, so werdet Ihr natürlich auch nicht die tausend Dollars gewinnen," antwortete ich.

„Na, vom Stelzenlaufen verstehe ich nichts und ich werde nicht so dumm sein, meinen Hals auf diese Weise zu riskiren," sagte Roberts.

Mehrere Personen, Kunstreiter und andere dergleichen hatten sich um uns versammelt und verriethen ziemliche Aufregung. Ich hielt meine tausend Dollars noch offen in der Hand. Ich sah, daß Roberts entschlossen war, sein Wort zurückzunehmen und da dies sich mit meinen Plänen keineswegs vertragen hätte, so bemerkte ich, daß er und ich unser Geschäft schon allein abmachen könnten, ohne daß sich dritte Personen hineinmischten, weshalb ich ihn allein zu sprechen wünschte. Er führte mich die Treppe hinauf in sein Zimmer und nachdem ich die Thür verriegelt, redete ich ihn auf folgende Weise an:

„Also, Roberts, Ihr habt dem Publikum in Eurer Karte gesagt, Ihr nähmet Vivalla's Anerbieten an. Worin bestand dieses Anerbieten? In nichts Anderem, als daß er tausend Dollars Jedem geben würde, der seine Künste nachmachte. Nun könnt Ihr einen Teller vielleicht eben so gut drehen lassen, wie Vivalla, Vivalla aber balancirt zehn Teller auf einmal und ich

zweifle, ob Ihr es thun könnt. Könnt Ihr es nicht, so verliert Ihr die Belohnung. Daß Ihr auf Stelzen nicht gehen könnt, habt Ihr mir schon gestanden. Daraus folgt, daß Ihr seine Künste nicht nachmachen und deshalb auch nicht die tausend Dollars bekommen könnt."

„Aber ich kann mit Kugeln spielen und andere Kunststücke, von welchen Vivalla nichts versteht," sagte Roberts.

„O daran zweifle ich nicht," entgegnete ich, „aber das hat mit Vivalla's Anerbieten nichts zu schaffen."

„Ich sehe schon," sagte Roberts verdrießlich, „Ihr habt die Sache so eingerichtet, daß Euch eine Hinterthür offen bleibt."

„Durchaus nicht, Mr. Roberts. Ich habe ein ganz reelles Anerbieten gemacht und bin bereit, es zu halten. Seid nicht verdrießlich oder ärgerlich, denn Ihr werdet sehen, daß ich Euer Freund bin und keineswegs Euer Feind."

Ich fragte hierauf, ob er bei Mr. Green engagirt sei.

„Gegenwärtig nicht," antwortete er, „der Circus ist jetzt geschlossen."

„Gut," entgegnete ich, „es ist vollkommen klar, daß Ihr die tausend Dollars nicht bekommen könnt. Es war dies auch gar nicht meine Absicht, wohl aber will ich Euch dreißig Dollars geben, wenn Ihr unter meiner Leitung einen Abend im Walnutstreettheater auftreten und reinen Mund halten wollt."

Er war damit einverstanden und ich forderte ihn nun auf, die Karte zu unterzeichnen und sich weiter nicht zu beunruhigen. Er unterzeichnete und ließ sie nun überall abdrucken, nachdem ich zuerst mit dem Cassirer des Theaters den Handel wegen eines Drittels von der Bruttoeinnahme fest abgeschlossen, vorausgesetzt, daß dieselbe mindestens vierhundert Dollars betrüge.

Den nächsten Tag machte ich Roberts und Vivalla mit einander bekannt, sie sahen bald, welche Künste ein Jeder konnte und wir besprachen uns dann über die Art und Weise, auf welche der Wettstreit vor sich gehen und wie er enden sollte.

Mittlerweile stieg die Aufregung wegen des angekündigten und nahe bevorstehenden Künstlerwettstreites immer höher. Geeignete „Notizen" wurden in den Zeitungen inserirt und dabei damit geprahlt, daß Roberts ein Amerikaner sei und den Ausländer in den Sack hinein- und herausspielen könne. Roberts machte mittlerweile bekannt, daß, wenn er, wie er erwartete, die tausend Dollars bekäme, ein Theil davon zu wohlthätigen Zwecken bestimmt sein sollte. Ich setzte in Form von Handschreiben, Anfragen, Bemerkungen, „Eingesandtes" die Presse in tüchtige Bewegung und ehe der bestimmte Abend herankam, hatte die Aufregung sich in eine förmliche Fieberhitze verwandelt. Ich wußte, daß ein volles Haus un fait accompli sei.

In dieser Erwartung sah ich mich auch durchaus nicht getäuscht. Das Parterre und die oberen Logen waren bis zum Ersticken vollgepfropft und der Billetverkauf für diese Plätze mußte geschlossen werden, weil effectiv Niemand

mehr hinein konnte. Das Amphitheater war nicht so voll, obschon selbst dieses weit mehr Personen enthielt, als an irgend einem Abende seit der letztvergangenen zwei oder drei Monate darin gewesen waren.

Der Wettstreit war ein sehr interessanter. Roberts mußte natürlich geschlagen werden und es ward verabredet, daß Vivalla erst seine leichtesten Künste machen sollte, um den Kampf so lange als möglich fortführen zu können. Roberts machte nach der Reihe dieselben Künste nach, die Vivalla vormachte. Jeder ward fortwährend von seinen Freunden aufgemuntert und von seinen Gegnern ausgezischt. Dann und wann riefen mehrere von Roberts Freunden aus dem Parterre: „So recht, Roberts, wirf den kleinen Franzosen!“ „Ein Yankee nimmt es stets mit zwei Franzosen auf“ 2c. Der Kampf dauerte ungefähr vierzig Minuten, als Roberts vortrat und sich überwunden bekannte. Er konnte nicht weiter mit, als das Kunststück, zwei Teller auf einmal, einen in jeder Hand, drehen zu lassen, daran kam. Seine Freunde forderten ihn auf, es nochmals zu versuchen, als er dies aber ablehnte, verlangten sie, er solle mit seinen andern Künsten (Jongliren, Kugelwerfen 2c.) hervortreten. Dies that er und seine Leistungen, welche etwa zwanzig Minuten dauerten, fanden großen Beifall.

Sobald als der Vorhang gefallen war, wurden die beiden Concurrenten gerufen. Ehe sie hinausgingen, hatte ich mit Roberts schon ein Privatarrangement auf einen Monat abgeschlossen und er sich verbindlich gemacht, blos so aufzutreten, wie ich es ihm heißen würde. Als er daher vor den Vorhang hinaustrat, theilte er dem Publicum mit, daß er ein lahmes Handgelenk habe, welches auch wirklich der Fall war. Ferner meldete er, daß er weit verschiedenartigere Künste zu machen verstehe als Vivalla und daß er diesen zu einem solchen Wettstreite zu irgend einer beliebigen Zeit und an einem beliebigen Orte herausfordern und mit ihm eine Wette von fünfhundert Dollars eingehen werde.

„Ich nehme diese Herausforderung an,“ sagte Vivalla, der neben Roberts stand, „und bestimme nächsten Dienstag Abend in diesem Theater.“

„Bravo!“ riefen Vivalla's Freunde so kräftig, als die Freunde Roberts' ihr Bravo geschrien hatten.

Das begeisterte Publikum stimmte ein dreimaliges „Hoch!“ an und die beiden Gegner, welche sich mit funkensprühenden Blicken betrachteten, entfernten sich nach entgegengesetzten Seiten des Vorhangs. Ehe noch der Aufruhr des Beifalls sich gelegt hatte, standen Roberts und Vivalla schon auf der Bühne beisammen, drückten sich die Hand und lachten herzlich, während der kleine Vivalla, den Daumen an die Nase setzend, einem imaginären Bild auf der Rückseite des Vorhanges oder auch möglicherweise einem wirklichen lebenden Bild vor dem Vorhange sonderbare Grimassen schnitt.

Die Einnahme an diesem Abend betrug 593 Doll. 25 C., wovon ich ein Drittel — 197 Doll. 75 C. — erhielt.

Der Wettstreit am nächstfolgenden Dienstag Abend war für mich fast eben

so einträglich als der erste, eben so wie mehrere andere, die ich auf Dinneford's Franklintheater in New-York und an verschiedenen andern Plätzen während des Monats, wo Roberts bei mir engagirt war, aufführen ließ.

Diese Einzelnheiten haben für das große Publikum vielleicht wenig Interesse. Indessen dienen sie doch, zu zeigen, auf welche Weise dergleichen Dinge auf dem Theater und andern zur öffentlichen Unterhaltung bestimmten Plätzen behandelt werden. Die Zuschauer werden in große Aufregung versetzt und nehmen mit vieler Begeisterung für die eine Seite Partei, während doch im Grunde genommen die ganze Sache zwischen den betreffenden Personen abgekartet ist. Ich bezweifle sehr, daß Theaterdirectoren durch diese Enthüllungen von meiner Seite Schaden erleiden, denn das Publikum amüsirt sich doch, selbst wenn es weiß, daß es betrogen wird.

Mittlerweile war die arme alte Joice krank geworden und hatte sich mit ihrer Wärterin, einer treuen farbigen Frau, die ich in Boston miethete, nach dem Hause meines Bruders in Bethel begeben, wo sie mit warmen Zimmern und der besten ärztlichen und andern Pflege versehen ward.

Am 21. Februar 1836 fuhr der Schlitten meines Bruders an der Thür meines Kosthauses in New-York vor. Der Kutscher überreichte mir einen Brief von meinem Bruder Philo, worin er mir meldete, daß Tante Joice nicht mehr sei. Sie starb in seinem Hause Freitag Nacht, am 19., und ihre Leiche befand sich im Schlitten, weil man geglaubt hatte, es sei am Besten, sie nach New-York zu schaffen, damit ich das weiter Geeignete darüber verfügen könnte. Ich beschloß sogleich, sie nach Bethel zurückbringen und auf unserm Dorfkirchhofe begraben zu lassen, obschon ich sie vor der Hand in ein kleines Zimmer bringen ließ, zu welchem ich den Schlüssel hatte. Den nächsten Morgen begab ich mich zu einem berühmten Arzt, der, als er Joice in Niblo's Saal besucht, den Wunsch zu erkennen gegeben hatte, sie nach ihrem Tode zu seciren, im Fall sie in Amerika stürbe. Ich sagte ihm damals die Gewährung seines Wunsches zu, wenn sie unglücklicherweise während der Zeit, wo sie sich unter meinem Schutze befand, aus diesem Leben abgerufen werden sollte. Ich meldete ihm nun, daß Tante Joice todt sei und er erinnerte mich an mein Versprechen. Ich erklärte mich bereit es zu halten und begann sofort die nöthigen Anstalten zu der Section zu treffen, welche den nächsten Tag stattfinden sollte.

Mittlerweile ward ein Mahagonisarg mit Namensschild herbeigeschafft und in den Saal gebracht, wo die Section vor sich gehen sollte. Eine große Zahl Aerzte, Studenten und verschiedene Geistliche und Journalisten waren zugegen. Unter den Letztern befand sich auch Richard Adams Locke, Verfasser des berühmten „Moon Hoax," damals Redacteur der „New-York Sun."

Der Mangel einer Verknöcherung der Arterien in der unmittelbaren Gegend des Herzens ward von dem Prosector und den meisten der anwesenden Mediciner als ein Beweis gegen das vorgebliche Alter Joice's betrachtet.

Als alle bis auf jenen Arzt, seinen intimen Freund Locke, Lyman und

mich selbst, sich wieder entfernt hatten, theilte der Erstere mir mit, daß in Bezug auf das vermeinte Alter der Negerin ganz gewiß ein Irrthum obgewaltet habe und daß sie anstatt **161** wahrscheinlich nicht über **80** Jahr alt gewesen sei.

Ich erklärte dagegen, was auch die strengste Wahrheit war, daß ich Joice in vollkommen gutem Glauben gekauft und mich auf ihr Aussehen und die Documente als Beweise für die Wahrheit ihrer Geschichte verlassen habe. Derselbe Arzt hatte sie schon bei Lebzeiten in Niblo's Saale untersucht. Er entgegnete, er zweifle nicht, daß ich getäuscht worden sei; die äußere Erscheinung der Alten habe allerdings auf ein außerordentlich hohes Alter schließen lassen, die betreffenden Documente aber seien entweder gefälscht gewesen oder hätten sich auf eine ganz andere Person bezogen. Lyman, der stets zu einem Scherze aufgelegt war, gleichviel auf wessen Kosten, machte hier eine Bemerkung über die Unzulänglichkeit der Wissenschaft, in einem Falle dieser Art eine endgültige Entscheidung zu geben.

Diese Bemerkung nahm der Arzt sehr übel, ergriff den Arm seines Freundes Locke und sie verließen — wie ich fürchtete, nicht in der besten Laune — den Saal.

Die „Sun" vom nächsten Tage — **25** Februar **1836** — enthielt einen, natürlich von Locke geschriebenen Artikel, welcher folgendermaßen begann:

„Section der Joice Heth. — Entdeckung eines kostbaren Betrugs. Die anatomische Untersuchung der Leiche der Negerin Joice Heth am gestrigen Tage führte zur Entlarvung einer der köstlichsten Betrügereien, mit welcher jemals die leichtgläubige Menschheit hintergangen worden".

Mr. Locke fuhr hierauf fort, einen wissenschaftlichen Bericht über die Section und die Gründe mitzutheilen, welche ihn bewogen, die Lebensgeschichte der Negerin, so wie sie von dieser selbst erzählt worden, stark zu bezweifeln.

Ich muß hier einige Worte für den Theil des Publikums einschalten, welcher behaupten wird, ich sei allzu leichtgläubig gewesen, die Geschichte Joice's und ihres Schaustellers so ohne Weiteres für wahr anzunehmen. Hierauf entgegne ich, daß ich, so lange Joice Heth lebte, von den vielen tausend Personen, die sie besuchten, auch nicht sechs kennen gelernt habe, welche an ihrem vorgeblichen Alter und ihrer Lebensgeschichte zu zweifeln geschienen hätten. Hunderte von Medicinern versicherten mir, daß sie der Angabe ihres Alters vollen Glauben beimäßen und Dr. Rogers selbst bemerkte im Laufe der eben erzählten Unterredung, er habe erwartet beim Losschneiden der Verknöcherung in den Arterien um die Herz- und Brustgegend herum, ein Dutzend Messer zu ruiniren. Auch Mr. Locke gestand selbst seinen Glauben an ihre Geschichte zu, wie aus der nachfolgenden, in seinem Aufsatze enthaltenen Stelle hervorgeht:

„Wir waren halb geneigt zu zweifeln, ob es wohl angemessen sei, die wissenschaftliche Neugier auf diese Weise — durch meine Section — zu befriedigen. Wir meinten, die Person der armen alten Joice Heth müsse mit

einer solchen Blosstellung und Verstümmelung verschont werden, nicht blos wegen ihres außerordentlichen Alters und der öffentlichen Neugier, die sie schon zum Nutzen Anderer befriedigt, als vielmehr wegen der hohen Ehre, die sie „als Wärterin des unsterblichen Washington genossen."

Locke behauptete in seinem Aufsatze, Joice's Alter habe nicht mehr betragen, als höchstens 75 bis 80 Jahre.

Als diese Nummer der „Sun" erschien und man den darin enthaltenen Bericht über die vorgenommene Section las, geriethen Tausende von Personen, welche Joice bei Lebzeiten gesehen, in das größte Erstaunen. „Das muß ein Irrthum sein," sagten die Einen, „denn schon ihre äußere Erscheinung verrieth, daß sie wenigstens hundert und zwanzig Jahre alt war." „Hundert Jahre wenigstens ist sie alt gewesen," meinten Andere, während noch Andere glaubten, sie sei wirklich so alt gewesen, wie vorgegeben ward.

Bei diesem Stande der öffentlichen Meinung beschloß Lyman, dem Redacteur des „Herald", James Gordon Bennett, einen Scherz aufzuheften. Er begab sich deshalb in Bennett's Büreau und sagte ihm, wir hätten Dr. Rogers zum Besten gehabt; Joice Heth werde jetzt noch öffentlich in Connecticut gezeigt und die Leiche, welche man als die ihrige secirt, sei die einer kürzlich in Harlem verstorbenen alten Negerin gewesen.

Bennett ging richtig in die Falle. Er erklärte, das sei der beste Spaß, den er je gehört und begann sogleich die Details, so wie sie von Lyman's fruchtbarem Gehirn erfunden worden, zu notiren. Die Folge davon war der Wiederabdruck des Artikels aus der „Sun" in dem „Herald" vom 27. Febr. 1836 mit folgender Einleitung:

„Abermals eine Mystification! Nachstehend theilen wir aus der gestrigen „Sun" einen langen salbadernden Artikel über die Section der Negerin Joice Heth mit, der von Anfang bis zu Ende weiter nichts ist als eine vollständige Mystification. Joice Heth ist nicht todt. Vergangene Mittwoch lebte sie noch, wie wir aus der besten Quelle erfahren, in Hebron in Connecticut, wo sie sich damals befand. Die Leiche, an welcher Dr. Rogers und die medicinische Facultät von Barclaystreet ihre Messer und ihren Scharfsinn geübt haben, ist die Leiche einer achtbaren alten Negerin, Namens Tante Nelly, die viele Jahre ganz allein in einem kleinen, Mr. Clarke gehörenden Hause zu Harlem gewohnt hat. Diese ist, wie Dr. Rogers sehr weise entdeckt und Doctor Locke, sein College, sehr genau berichtet hat, allerdings nur achtzig Jahre alt geworden. Tante Nelly beklagte sich vor ihrem Tode über Altersschwäche. Uebrigens war sie auf guter Laune. Der letztvergangene Winter war ein ungewöhnlich strenger und scheint auf sie sehr nachtheilig eingewirkt zu haben, so daß sie vor wenigen Tagen den Geist aufgab.

„Mehrere Einwohner dieser Stadt, wahrscheinlich einer jener aus den Zeitungen bekannten Aerzte, die durch die Mondentdeckungen — an deren Fabrikation, wie man glaubt, Dr. Rogers in Gemeinschaft mit Sir Richard

Locke ganz speciellen Antheil gehabt — mystificirt worden, beschlossen, sobald sie von einem Freunde den Tod der armen Tante Nelly erfuhren, ihre Leiche in die Stadt zu schicken und sie bei der medicinischen Facultät für die wirkliche Joice Heth auszugeben. Die Sache gelang, mehrere der Mystificirten gingen hin, schauten, wunderten sich und schlugen vor Erstaunen die Hände über dem Kopfe zusammen. Der Tod der Joice Heth ward in der „Sun" angezeigt und eine Section veranstaltet. Das Publikum verschluckte die Pille. Tante Nelly, die bei Lebzeiten vernachlässigt, unbekannt und unbemitleidet geblieben war, ward jetzt nach ihrem Tode ein Gegenstand der scharfsinnigsten Wissenschaft und einer noch scharfsinnigern Untersuchung. Sie sah eben so alt aus wie Joice selbst und entsprach in dieser Beziehung dem Zwecke vollkommen.

„Dies ist die wahre Geschichte dieser Mystification in dem gestrigen „Sun", welche wir nachstehend mittheilen."

Hier folgte nun der beregte Sectionsbericht, welchem Bennett die Schlußbemerkung beifügte:

„So weit die Joice Heth-Mystification, deren Aechtheit wir durch mehrere in unserm Besitz befindliche Namen und Zeugnisse nachweisen können."

Als man den Artikel in dem „Herald" las, schenkte ein großer Theil des Publikums demselben Glauben und tröstete sich mit den Worten: „Ja, ja, ich dachte mir gleich, daß die alte Frau weit über achtzig Jahre alt sein müsse. Der Artikel im „Herald" macht die ganze Sache klar."

Locke bestand darauf, daß er nicht mystificirt worden und Bennett behauptete, es sei dies der Fall, und erbot sich, mehrere Hundert Dollars zu wetten, daß Joice wirklich noch lebe und gegenwärtig in Connecticut zur Schau ausgestellt sei. Als nach einiger Zeit der Redacteur des „Herald" fand, daß er selbst mystificirt worden, schrie er noch lauter, er habe Recht und veröffentlichte mehrere fingirte Zeugnisse, die angeblich von in Harlem wohnenden Personen ausgefertigt und unterzeichnet waren und worin Lyman's Geschichte von der armen Tante Nelly bestätigt ward.

Im September desselben Jahres (während ich im Süden abwesend war) begegnete Bennett dem Schalk Lyman auf der Straße und begann sofort ihm die heftigsten Vorwürfe zu machen, daß er ihn so hintergangen. Lyman lachte; er sagte, er habe blos einen harmlosen Scherz beabsichtigt und wolle nun zur Entschädigung für den Betrug Bennett die „wahrhafte Geschichte des Entstehens, Fortgangs und Endes des Joice Heth-Schwindels" liefern. Bennett freute sich darüber nicht wenig. Sie gingen in sein Büreau und Lyman dictirte, während der Redacteur die Hauptpunkte der angeblichen Geschichte Joice's notirte, wie ich sie erst in dem Sklavenhause einer Pflanzung in Kentucky gefunden, wie ich ihr alle Zähne ausgezogen — ihr die Washingtongeschichte eingelernt — sie in Louisville für **110** Jahre, in Cincinnati für **121**,

in Pittsburg für noch zwanzig Jahre älter und in Philadelphia für 161 Jahre ausgegeben hätte.

Diese lächerliche Geschichte, welche ein zehnmal größerer Schwindel war, als der früher dem Redacteur des „Herald“ gespielte, ward gehörig ausgearbeitet und von Bennett ausgeschmückt, wie man finden wird, wenn man die betreffenden Nummern des „Herald“ vom 18. und 13. September 1836 nachschlägt, wo der erste Artikel des redactionellen Theils mit der Unterschrift „Der Joice Heth-Schwindel“ versehen ist. Dann folgen mehrere Columnen, die angeblich die Geschichte Joice's von ihrer ersten Entdeckung in Kentucky an bis zu ihrer Ankunft in Philadelphia enthalten. Unterm 17. September folgt noch ein Kapitel mit einem Holzschnittportrait.

Der Redacteur des „Herald“ gab seinen vollen Glauben an diese zweite und größte Mystification durch die folgende Erklärung in seiner Nummer vom 8. September zu erkennen.

„Eine ausführliche und genaue Erzählung der von Joice Heth und ihren Freunden an den Bürgern von Philadelphia und Boston, ganz besonders aber an den medicinischen Facultäten dieser Städte verübten Mystification ist eine der interessantesten Geschichten dieses merkwürdigen Beispieles von menschlichem Scharfsinn auf der einen und menschlicher Leichtgläubigkeit auf der andern Seite. Mehrere der ausgezeichnetsten Aerzte dieser drei Städte und besonders der berühmte Dr. Warren von Boston spielten bei dieser lächerlichen Entwickelung eine hervorragende Rolle. Ueber die nachstehend erzählten Thatsachen kann kein Zweifel obwalten, denn wir haben sie aus dem Munde des Mannes selbst, welcher diesen unübertrefflichen Schwindel, durch welchen die Zuverlässigkeit der Wissenschaft der Medicin, die Geschicklichkeit der Aerzte und die Gutmüthigkeit und Leichtgläubigkeit des Publikums in ein so helles Licht gesetzt ward, ersann und ausführte.“

Nach späteren Vorgängen zu urtheilen scheint es, als ob mir Bennett die lächerliche Figur, die man ihn in diesem „Joice Heth-Schwindel“ spielen lassen, niemals verziehen hätte.

Lyman's Geschichte ist seitdem als die wahre Geschichte der alten Negerin geglaubt worden und ich habe bis jetzt noch nie ein Wort der Widerlegung oder Berichtigung darüber gesprochen oder geschrieben. Der in den Zeitungen und unter dem Publikum über diesen Gegenstand geführte Streit — und selten sind weit wichtigere Dinge in so ausgedehntem Maße besprochen worden — war mir in meiner Eigenschaft als „Schausteller“ ganz recht, weil dadurch mein Name fortwährend genannt und immer bekannter ward.

Ich habe hier blos noch hinzuzufügen, daß Joice's Ueberreste nach Bethel zurückgeschafft und anständig beerdigt wurden.

Achtes Kapitel.

Der reisende Circus.

Mein Italiener, Signor Vivalla, fuhr fort, für meine Rechnung auf verschiedenen Theatern und mehreren Circussen, so wie auch in Peale's Museum in New-York zu spielen. Ich führte ihn auch nach Danbury, Bridgeport, New-Haven, Norwalk und anderen Städten in Connecticut und nach Newark, Elisabethtown, Rahway und Neubraunschweig in New-Jersay, wo ich aber größtentheils sehr schlechte Geschäfte machte, da die Spesen oft mehr betrugen, als die Einnahme.

Im April 1836 traf ich mit Aaron Turner — Besitzer eines Circus und Vater der berühmten Kunstreiter N. B. und T. V. Turner — ein Abkommen, welchem zufolge Vivalla der Gesellschaft seines reisenden Circus für den folgenden Sommer einverleibt ward. Ich sollte für Vivalla ein nominelles Salair von 50 Dollars monatlich und zwei Benefizvorstellungen zur Hälfte, so wie dreißig Dollars monatlich für mich selbst erhalten, außerdem aber zur Entschädigung für Vivalla's und meine eigenen Dienste den fünften Theil vom ganzen Gewinne der Circusgesellschaft. Ich bezahlte damals Vivalla 80 Dollars monatlich, so daß sein und mein nominelles Salair zusammengenommen mich in dieser Beziehung deckte und mir die Aussicht auf 20 Procent Gewinn von der Nettoeinnahme gewährte. Uebrigens sollte ich zugleich das Amt eines Billetverkäufers und Cassirers verwalten.

Mr. Turner war schon ein alter Praktikus in seinem Fache. Für mich waren diese Reisen und die Vorstellungen in Leinwandzelten etwas ganz Neues. Ich brachte meine Frau mit ihrem Töchterchen nach Bethel, wo sie in dem Wohnhause über dem Magazin wohnten. Dienstags den 26. April machte sich unsere Circusgesellschaft mit allem Zubehör an Wagen, Kutschen, Zelten, Pferden, Musikanten und ungefähr fünfunddreißig Personen auf den Weg von Danbury nach West Springfield in Massachusetts, wo wir den nächstfolgenden Donnerstag unsere Vorstellungen eröffnen wollten. Am nächsten Tage machte Mr. Turner, anstatt, wie ich erwartete, unser Mittagsmahl auf der Heerstraße zu veranstalten, an einem Farmhause Halt, kaufte hier drei Roggenbrode und ein Pfund Butter, borgte dann von der Frau des Farmers ein Messer und begann Brodschnitte zu schneiden, die er leicht mit Butter überstrich und dann seinen Leuten reichte. Dieses Butterbrod war bald verzehrt. Turner bezahlte der Frau fünfzig Cents, befahl seinen Leuten, die Pferde zu tränken und wir setzten dann unsere Reise weiter fort, nachdem wir kaum fünfzehn Minuten verweilt.

Nach meiner Meinung war das eine etwas dürftige Küche und mein kleiner Italiener begann zu murren. Ich beschwichtigte ihn durch die Versicherung,

daß es besser werden würde, sobald wir einmal unsere Vorstellungen begonnen hätten. Wir erhielten Gelegenheit, diese Vorhersagung in West Springfield zu erproben, wo wir am 28. ankamen und unsere Vorstellungen für die Saison begannen.

Unser von Providence erwartetes Musikchor war noch nicht da und auf Turner's Wunsch hielt ich vor dem Beginn der Vorstellung eine Rede, wodurch ich das Publikum von diesem Umstand in Kenntniß setzte und ihm mittheilte, daß wir entschlossen seien, trotz des Mangels an Musik dem Publikum eine angenehme Unterhaltung zu bereiten. Die beiden jungen Turner ritten bewunderswürdig. John Pentland, der Bajazzo, war und ist noch einer der witzigsten und originellsten Leute in seinem Fache. Er ersetzte zum großen Theile den Mangel des Musikchors und dies in Verbindung mit Vivalla's Leistungen und den Künsten der übrigen Mitglieder stellte die eben nicht zahlreich versammelten Zuhörer zufrieden. Nach ein paar Tagen traf unser Musikchor ein und wir fuhren nun fort, jeden Wochentag eine auch zwei Vorstellungen zu geben, wobei der Zuspruch mit dem Vorrücken der Saison ein immer zahlreicherer ward. Wir spielten in vielen kleinen und großen Städten von Neuengland, New-York, New-Jersey, Pennsylvanien, Delaware, Maryland, Distrikt Columbia und Virginia, und mein Tagebuch ruft mir viele Vorgänge aus jener Zeit wieder ins Gedächtniß zurück. Hier gestattet mir der Raum nur einige wenige mitzutheilen.

Meiner Gewohnheit treu besuchte ich in Lenox, Staat Massachusetts, am Sonntag die Kirche. Der Geistliche nahm Gelegenheit, gegen unsern Circus loszuziehen; sagte, Menschen, die sich mit dergleichen Künsten befaßten, seien ohne alle Moralität u. s. w. Dabei schimpfte er so auf uns, daß ich ihn schriftlich ersuchte, mir zu erlauben, ihm zu antworten, wobei ich ihn zugleich aufforderte, der Gemeinde von der Kanzel herab meine Antwort anzukündigen. Ich unterzeichnete meine Bitte „P. T. Barnum, Mitglied des Circus, am 5. Juni 1836“, und sobald als er das Schlußgebet verlesen hatte, ging ich die Kanzeltreppe hinauf und überreichte ihm mein Gesuch. Er wollte keine Notiz davon nehmen und demzufolge redete ich ihn unmittelbar, nachdem der Segen gesprochen worden, an und machte ihm heftige Vorwürfe, daß er mir nicht die Gelegenheit verstattet, unsern Ruf zu rechtfertigen, nannte ihn einen Verläumder u. s. w.

Dieser Vorfall erregte in dem Dorfe großes Aufsehen. Mehrere Mitglieder seiner Kirche entschuldigten sich wegen des Verhaltens ihres Geistlichen. Sie sagten, sie hätten ihn erst kürzlich zur Rede gestellt, weil er ihren Kindern während eines Examens in der Schule gestattet, sich mit einander zu unterhalten, sprachen ihre Mißbilligung seiner Bemerkungen über den Circus aus und hofften, daß ich dies nicht der Kirche selbst zurechnen würde. Ich begnügte mich damit und die „Ruhe war wiederhergestellt“, wie Ludwig Napoleon sagen würde.

Ein ähnlicher Vorfall ereignete sich später in Port Deposit am untern Susquehannah, obschon ich hier darauf bestand, die Gemeinde anzureden und uns gegen einen persönlichen Angriff zu vertheidigen. Ich that dies eine halbe Stunde lang und die Leute hörten mir aufmerksam zu, obschon der Geistliche sie wiederholt aufforderte, sich zu entfernen. Ich glaubte aufrichtig, ein Recht auf dieses Gehör zu haben. Oft hatte ich die Mitglieder unseres Circus Sonntags um mich versammelt und ihnen aus der Bibel und gedruckte Predigten vorgelesen, so wie auch viele von ihnen bewogen, in den Dörfern und Städten, welche wir auf unserer Reise berührten, mit mir die Kirche zu besuchen. Wir konnten uns allerdings keiner übergroßen Religiosität rühmen, aber wir fühlten uns nicht ganz „verstoßen" und meinten, daß wir wenigstens ein Recht auf anständige Behandlung hätten, wenn wir dem Gottesdienste beiwohnten.

Aaron Turner, der Inhaber des Circus, war ein Original, dabei trefflicher Menschenkenner und ein Mann, von welchem man Vieles lernen konnte. Auch einen guten Scherz verschmähte er nicht. Durch seinen unermüdlichen Fleiß erwarb er sich ein bedeutendes Vermögen und suchte seinen Stolz darin, der Welt zu erzählen, daß er keinen Schilling zum Anfang gehabt. Sehr oft hörte ich ihn sagen: „Jeder Mensch, der gesund ist und gesunden Menschenverstand besitzt, ist im Stande, reich zu werden, sobald er es sich nur ernstlich vornimmt. Ich bin ein Beweis davon. Wer bin ich? Ich weiß nicht, wer ich bin, oder woher ich stamme. Ich habe weder meinen Vater, noch meine Mutter gekannt und bin auf alle Fälle aus der tiefsten Tiefe moralischer Versunkenheit hervorgegangen. Ich habe niemals Schulunterricht genossen. Erst wollte ich Schuhmacher werden. Das Wenige, was ich lesen kann, habe ich erst nach meinem achtzehnten Jahre gelernt und was das Schreiben betrifft, so lernte ich dieses zuerst dadurch, daß ich Schuldverschreibungen mit meinem Namen unterzeichnen mußte! Anfänglich pflegte ich blos mein Zeichen zu machen, da ich aber ein armer Teufel war, so mußte ich so häufig borgen, daß ich endlich meinen Namen schreiben lernte und so habe ich mir denn allmälig weiter fortgeholfen. Ihr seht, was ich jetzt bin. Dies bin ich durch Fleiß, Ausdauer und Sparsamkeit geworden und Jeder kann reich werden, wenn er den festen Entschluß dazu faßt. *Ich kann nicht*, ist eigentlich ein Ausdruck, der gar nicht vorkommen sollte. Man muß nie sagen, daß man etwas nicht *kann* und nie aufhören zu streben, als bis man todt ist."

Während unseres Aufenthaltes in Annapolis, Staat Maryland, spielte Turner einen Streich, den ich niemals vergessen werde. Wir kamen eines Samstag Abends daselbst an. Wir hatten sehr gute Geschäfte gemacht, die mir ein förmliches Gefühl des Reichseins verliehen, so daß ich noch diesen Abend ausging und mir einen schönen schwarzen Anzug kaufte. Wir waren alle fremd in dieser Stadt, weil wir noch niemals hier gewesen waren. Am Sonntag früh kleidete ich mich, stolz auf meinen schwarzen Anzug, zeitig an,

um einen Spaziergang in der Stadt herum zu machen. Beim Fortgehen passirte ich das Gastzimmer unseres Hotels. Ungefähr zwanzig Personen waren hier versammelt, unter welchen sich auch Turner befand, der mittlerweile ihre Bekanntschaft gemacht hatte. Nachdem ich hinaus war, sagte Turner, nach der Richtung zeigend, in welcher ich mich entfernt hatte, zu der Gesellschaft:

„Nach meiner Meinung ist es sehr sonderbar, daß Ihr diesem Schurken gestattet, am hellen Tage auf Euern Straßen umherzugehen. Das würde man in Rhode Island nicht erlaubt haben und wahrscheinlich hat sich dieser schwarzröckige Halunke auch deshalb hierher begeben."

„Was, wer ist er denn?" riefen ein halbes Dutzend Gäste gleichzeitig.

„Das wißt Ihr nicht? Es ist ja der ehrwürdige E. K. Avory, der Mörder von Miß Cornell," antwortete Turner.*)

„Ist es möglich!" riefen sie und eilten nach der Thür, um mir nachzusehen, während Mehrere zugleich auf den heuchlerischen Priester schimpften und ihm Rache schwuren.

Nachdem Turner auf diese Weise die Kugel in Bewegung gesetzt, nahm er ruhig Platz, während alle Anwesenden sich entfernten, um mir nachzueilen. Ich bog gerade um die Ecke einer Straße und stolzirte ganz unschuldig, obschon sehr wichtig thuend, auf dem Trottoir hin, als ich von zwölf oder noch mehr Personen eingeholt ward, deren Zahl sich jeden Augenblick vermehrte. Ich bemerkte, indem sie an mir vorübergingen, daß Jeder sich umdrehte und mich mit unverkennbarer Neugier anstierte. Ich glaube, ich muß auf meinen neuen Anzug ganz außerordentlich stolz gewesen sein, denn ich war eitel genug, zu glauben, daß d i e s e r der Grund dieser höchst auffälligen Aufmerksamkeit sei. Bald aber ward ich meiner glücklichen Täuschung entrissen. Die Leute gingen fünfzehn bis zwanzig Schritte mir voraus und warteten dann, bis ich an sie herankam. Während ich vorüberging, hörte ich mehrere Bemerkungen wie die folgende: „Dieser niederträchtige alte Heuchler" — „der frommthuende Mörder" — „der hundsföttische Schwarzrock" — „man sollte ihn theeren und federn!" „Lyncht doch diesen Schurken!" u. s. w. u. s. w. Ich ging vorbei ohne im mindesten zu ahnen, daß diese Bemerkungen mir gelten könnten. Die Entwickelung ließ jedoch nicht lange auf sich warten. Der Haufen, welcher jetzt wenigstens hundert Personen zählte, holte mich wieder ein, als ich die nächste Ecke passirte, und Einer packte mich beim Kragen, während fünf oder sechs Andere eine L a t t e herbeigeschleppt brachten.

---

*) Der zu jener Zeit an Miß Cornell in Rhode Island verübte Mord, die Entdeckung ihrer Leiche in einem Heuhaufen und der Prozeß des dieses Mordes angeklagten Geistlichen Ephraim K. Avery rief eine beispiellose Aufregung hervor. Mehrere angesehene Methodisten vertheidigten den Angeklagten, aber vergebens. Die öffentliche Meinung des ganzen Landes verdammte ihn und obschon das Gericht ihn freisprach, so war er doch für immer geschändet. Gott allein kennt den Schuldigen und wird recht richten.

„Kommt, alter Junge," sagte der Mann, der mich am Kragen gefaßt hatte, „Ihr dürft nicht weiter gehen; wir kennen Euch und da wir bei uns vornehme Herren stets reiten lassen, so werdet Ihr so gut sein, diese Latte zwischen die Beine zu nehmen!"

Mein Erstaunen kann man sich leicht denken.

„Mein Gott!" rief ich, während sich Alle um mich herumdrängten, „meine Herren, was hab' ich denn gethan?"

„O, wir kennen Euch!" riefen ein halbes Dutzend Stimmen; „Ihr braucht Eure heuchlerischen Augen nicht zu verdrehen, damit kommt Ihr bei uns nicht fort. Also, nehmt die Latte zwischen die Beine und denkt an den Heuhaufen."

Ich wußte nicht, was ich denken sollte; die ganze Sache war mir wie ein Traum; ich konnte mir keine Idee machen, was ich begangen haben sollte und rief daher in einem fort: „Aber, meine Herren, was hab' ich denn gethan? bringen Sie mich nicht um, meine Herren, sondern sagen Sie mir, was ich gethan habe?"

„Er muß sich auf die Latte setzen; wir wollen ihm zeigen, wie man arme Fabrikmädchen hängt!" schrie Einer aus der Menge.

Der, welcher mich am Kragen gefaßt hielt, bemerkte jetzt:

„Na, Mr. Avery, es hilft Alles nichts, Ihr seht, daß wir Euch kennen; wir gedenken Euch das Lynchgesetz empfinden zu lassen und Euch dann wieder nach Hause zu schicken."

„Aber ich heiße nicht Avery, Sie irren sich, meine Herren!" rief ich.

„Ach, redet doch nicht! Setzt Euch auf die Latte, Ephraim," sagte der Mann, der mich am Kragen hatte.

Man hielt die Latte so tief, daß ich ohne Mühe ein Bein darüber heben konnte und eben wollte man mich zwingen, dem gegebenen Befehle nachzukommen, als mir plötzlich ein Licht aufging.

„Meine Herren," rief ich, „ich bin nicht Avery, ich verachte diesen Bösewicht eben so, wie Sie ihn verachten; ich heiße Barnum und gehöre zu der Künstlergesellschaft, die gestern Abend hier angekommen ist. Ganz gewiß hat der alte Turner, mein Compagnon, Ihnen diese lächerliche Geschichte aufgebunden."

„Wenn er das gethan hat, so wird er gelyncht," sagte Einer aus der Menge.

„Ja, er hat es gethan, das versichere ich Ihnen," entgegnete ich; „kommen Sie mit mir nach dem Gasthof und ich werde Sie von der Wahrheit meiner Worte überzeugen."

Nur ungern gab man meiner Aufforderung nach, ohne mich jedoch loszulassen. Als wir die Hauptstraße hinaufgingen, in welcher das neue Staatenhaus steht, vergrößerte sich der Haufen noch um fünfzig oder sechzig Personen und ich ward wie ein Missethäter nach dem Gasthaus transportirt.

Der alte Turner stand auf dem Vorplatze und wollte sich vor Lachen ausschütten. Ich forderte ihn auf, ums Himmels willen diese Sache ins Klare zu bringen, damit ich meine Freiheit wieder erhielte. Er fuhr fort zu lachen, erklärte aber endlich, es walte ein Irrthum ob. „Das Wahre an der Sache," sagte er, „ist, daß mein Freund Barnum einen neuen schwarzen Anzug anhat und er sieht in Folge dessen einem Geistlichen so ähnlich, daß ich dachte, es müßte Avery sein."

Die Leute sahen nun ein, daß die ganze Sache blos Scherz gewesen. Einige entschuldigten sich wegen der rauhen Art und Weise, mit welcher man mich behandelt (denn man hatte mir den Rock halb von den Schultern heruntergerissen und mich bedeutend in dem Kothe herumgestoßen), während Andere schwuren, der alte Turner verdiene die Züchtigung, die man mir zugedacht. Die Mehrzahl aber brach in ein lautes Gelächter aus, erklärte, es sei ein ganz guter Witz, und rieth mir, meinen Compagnon bei Gelegenheit nur auf passende Weise wieder auszuzahlen.

Ich war außerordentlich ärgerlich und als die Menge sich verlaufen hatte, fragte ich den alten Turner, was ums Himmels willen ihn habe bewegen können, mir einen so niederträchtigen, gemeinen Streich zu spielen.

„Mein lieber Barnum," sagte er, „es ist blos zu unserm Besten geschehen. Vergeßt nicht, daß wir, um gute Geschäfte zu machen, weiter nichts brauchen, als Aufsehen zu erregen. Ihr werdet sehen, daß man diesen Streich, den einer der Directoren der Künstlergesellschaft dem andern gespielt hat, in der ganzen Stadt besprechen wird und daß wir demzufolge morgen ein übervolles Haus haben werden."

Es kam ganz so wie er erwartet hatte. Der mir gespielte Streich war in Aller Munde. Bald wurden wir mit der ganzen Stadt bekannt und hatten, so lange wir da waren, ungeheuern Zulauf. Dies bewog mich jedoch nicht, dem alten Turner zu vergeben, denn ich wußte recht wohl, daß der Eigennutz bei dieser ganzen Sache nur eine Nebenrücksicht gewesen war und er den Streich mir blos gespielt hatte, um, gleichviel auf wessen Kosten, etwas zu lachen zu haben.

Von hier reisten wir nach Richmond, wo wir mehrere Tage blieben. Turner erzählte den Avery-Scherz Allen, mit welchen er bekannt ward, und ich war fest entschlossen, mich für diesen Streich wieder abzufinden. Hier bot sich nun eine Gelegenheit dar und ich beeilte mich, sie zu ergreifen.

Eines Abends, nachdem die Vorstellung vorüber war, saß ich mit einer Anzahl jovialer Leute, worunter sich auch der alte Turner befand, in dem Gastzimmer des Hotels bei einigen Flaschen Wein und einer Kiste feiner Havannah-Cigarren. Es wurden Geschichten erzählt, Lieder gesungen u. s. w. Endlich rückte Einer mit mehreren schwierigen und spaßhaften Rechenaufgaben heraus, die von der Gesellschaft sehr bald gelöst wurden. Der alte Turner, der gern hat, als ob er in allen Dingen „zu Hause" wäre, erwähnte einen Umstand,

der, wie er sagte, schon mehreren großen Gelehrten viel Kopfzerbrechens verursacht habe. „Ein Fremder,“ sagte er, „ging in einen Schuhmacherladen und handelte ein Paar Stiefel. Sie kosteten fünf Dollars. Er nahm ein Paar und überreichte dem Verkäufer eine Fünfzigdollarnote. Der Schuhmacher konnte nicht wechseln, sondern ging damit zu einem Nachbar und erhielt von diesem zehn Fünfdollarnoten. Er kehrte zurück und gab dem Fremden fünfundvierzig Dollars und ein Paar Stiefel. Der Fremde ging fort und ließ sich nie wieder sehen. Wenige Stunden, nachdem er fort war, brachte der Nachbar des Schuhmachers die Fünfzigdollarnote wieder; es war eine nachgemachte. Der Schuhmacher mußte den Betrag von einem andern Nachbar borgen, um die Note gegen gutes Geld umzutauschen; nun ist die Frage: Wie viel verlor er bei diesem ganzen Geschäft?“

So einfach dieser Fall ist, so wurden doch eine Menge verschiedene Antworten gegeben. Einige sagten, er habe fünfundneunzig Dollars und die Stiefel verloren — Andere sagten fünfzig Dollars und die Stiefel u. s. w. Bald jedoch erfolgte auch eine richtige Antwort. In der Hoffnung, Turner nun auch einen Streich spielen zu können, stellte ich mich hinter ihn, winkte der übrigen Gesellschaft mit den Augen, zeigte auf meinen Compagnon und stellte dann ernsthaft die folgende Frage:

„Gesetzt,“ sagte ich, „ein Mann ist dreißig Jahre alt und hat ein Kind, welches ein Jahr alt ist, so ist er dann dreißigmal älter als sein Kind. Wenn das Kind dreißig Jahre alt ist, so ist der Vater, der nun sechzig ist, nur noch zweimal so alt als sein Kind. Wenn das Kind sechzig ist, so ist der Vater neunzig und deshalb blos um ein Drittel älter als das Kind. Wenn das Kind neunzig ist, so ist der Vater hundertundzwanzig und daher nur um ein Viertheil älter als das Kind. So sehen Sie, meine Herren, daß das Kind allmälig, aber sicher immer näher kommt und ihn endlich ganz einholen muß. Die Frage ist daher: Gesetzt, es wäre den Beiden möglich lange genug zu leben, wie alt würde der Vater sein, wenn das Kind ihn einholt und dann eben so alt ist als er?“

Die ganze Gesellschaft mit Ausnahme Turner's sah den Scherz ein und fing, wohl wissend, daß es dabei auf ihn allein abgesehen war, sofort ganz ernsthaft an zu rechnen. Gleich darauf bemerkte Einer, es würde zu lange Zeit in Anspruch nehmen, die Sache jetzt auszurechnen, obschon es klar sei, daß ein solcher Fall eintreten müßte, wenn die betreffenden Personen lange genug lebten.

„Ich glaube“, sagte ich, „es sind 999 Jahre, aber ich weiß es nicht mehr genau, weil es schon mehrere Jahre her ist, seitdem ich es ausgerechnet habe.“

Turner fand diese Frage sehr interessant und sagte: „Ich habe noch nie etwas davon gehört und würde es nie geglaubt haben. Aber es ist klar, daß die Sache so ist, denn der Sohn kommt dem Vater allmälig näher und ob-

schon ich vom Rechnen nicht viel verstehe, so ist doch gar kein Zweifel, wenn man einem langsamen Pferde fünf oder fünfzig Meilen Vorsprung giebt und ihm ein schnelleres Pferd nachsendet, letzteres das erstere, sobald sie nur lange genug laufen, mit der Zeit einholen muß!"

Da er nun unbedingt überzeugt zu sein schien, so bemerkte ein alter Herr ernsthaft, er verstünde auch nichts vom Rechnen, aber der Gedanke, daß ein Sohn so alt werden könne wie sein Vater, während Beide noch lebten, sei Unsinn und er wolle ein Dutzend Flaschen Champagner wetten, daß die Sache unmöglich sei. Turner, der gern wettete, besonders wenn er des Gewinns sicher zu sein glaubte, bemerkte, die Sache sähe allerdings sonderbar aus, aber aus den eben angeführten Gründen müsse sie wahr sein und deshalb nahm er die Wette an. Als diese in bester Form abgeschlossen und die Schiedsrichter ernannt waren, brach die ganze Gesellschaft in lautes Gelächter aus und nach vielem Hin- und Herreden überzeugte sich Turner, daß, obschon der Sohn relativ den Lebensjahren seines Vaters näher käme, doch immer dreißig Jahre Unterschied zwischen ihnen bleiben müßten. Turner bezahlte den Champagner, der ihm fünfundzwanzig Dollars kostete und es dauerte mehrere Monate, ehe ich ihn davon überzeugen konnte, daß ich die Sache blos aufs Tapet gebracht, um ihn zu foppen. Endlich jedoch gab er es zu und wir kamen überein, den Champagner als eine Vergeltung für den Avery-Witz zu betrachten.

Von Richmond begaben wir uns nach Petersburgh und von da nach Warrenton in Nordcarolina, wo ich am 30. October, nachdem mein Engagement mit Turner abgelaufen war und mir einen reinen Gewinn von zwölfhundert Dollars eingebracht hatte, mich von der Kunstreitergesellschaft trennte und mit Vivalla und einem Negersänger und Tänzer, Namens James Sandford, nebst mehreren Musikanten, Pferden, Wagen und einem kleinen Leinwandzelt eine Kunstreise auf eigene Rechnung unternahm, die ich in südlicher Richtung bis nach Montgomery, Staat Alabama, auszudehnen suchte. Zeitig am Morgen brach meine kleine Gesellschaft auf. Ich blieb noch eine halbe Stunde zurück, nahm von meinen zeitherigen Genossen Abschied und Mr. Turner fuhr mich dann in seinem Wagen meiner Truppe nach. Wir fuhren langsam, denn wir trennten uns nur ungern und unterhielten uns zwanzig Meilen lang auf die angenehmste Weise, ehe wir die uns Vorausgereisten einholten. Mein alter Freund wünschte mir alles Glück und kehrte dann zu seiner Gesellschaft zurück. Ich fühlte mich einige Tage lang sehr einsam, doch ward ich bald durch Geschäfte so sehr in Anspruch genommen, daß ich mich in meine neue Stellung gewöhnte.

Sonnabend am 12. November 1836 machten wir in einer Niederlassung von Nordcarolina, die unter dem Namen Rocky Mount Falls bekannt ist, Halt, und ich besuchte am nächsten Vormittag die Baptistenkirche. Als ich mich aus dem Gasthause dorthin begab, bemerkte ich in einem dicht danebenliegenden

Wäldchen eine Rednerbühne und Bänke und sagte zu dem Wirth, der mich begleitete: „Es ist heute ein sehr schöner Tag und ich hätte große Lust, an die Einwohner von diesem Platze herab eine Rede zu halten."

Dieser Vorschlag gefiel ihm. Er wäre, sagte er, überzeugt, daß die Gemeinde, von welcher die meisten Mitglieder sehr weit herkämen, um am Sonntage dem Gottesdienst beizuwohnen, sich freuen würde, einmal einen Fremden zu hören. Vor Beendigung des Gottesdienstes suchte ich dem ehrwürdigen Geistlichen der Gemeinde zu verkünden, daß ich nach der Kirche auf eine halbe Stunde in dem Wäldchen zu ihr zu sprechen wünsche. Er fragte, ob ich Geistlicher wäre, und als ich diese Frage mit Nein beantwortete, gab er die Befürchtung zu erkennen, daß er Anstoß erregen würde, wenn er sich meinem Verlangen fügte, hatte aber nichts dawider, wenn ich selbst die Bekanntmachung bewirken wollte, was ich auch demgemäß that. Die etwa dreihundert Mitglieder zählende Gemeinde begab sich sofort nach dem Wäldchen und ich nahm meinen Platz auf der Rednerbühne ein.

Ich begann damit, daß ich den Leuten mittheilte, ich sei kein Geistlicher und hätte wenig Erfahrung im öffentlichen Sprechen; Religion und Moralität jedoch seien für mich sehr wichtige Gegenstände und ich würde daher versuchen, ihnen auf schlichte einfache Weise die Pflichten und Rechte des Menschen auseinanderzusetzen. „Die vorübergehenden Freuden der Sünde", welche Moses in den Palästen Egyptens hätte genießen können, verglich ich mit dem Lohne, den er im Auge behielt, während er den Geboten Gottes gehorchte und ich machte darauf aufmerksam, daß schon die Erfahrung und Vernunft eines jeden Menschen hinreiche, die biblische Lehre von dem Elend des Lasters und dem Glück der Tugend zu bestätigen. Wir können die Gesetze Gottes nicht ungestraft verletzen und eben so wenig wird er uns den Lohn unserer guten Handlungen vorenthalten. Der äußere Schein der Dinge kommt hierbei nur in geringen Betracht. Wir müssen auf das Wirkliche, auf das Innere und nicht auf den Schein sehen. „Diamanten glänzen auch auf der lasterhaften Brust", sagte ich, „aber der ruhige stille Sonnenschein der Seele und die wahre Freude des Herzens ist nur der Preis der Tugend. Der Betrüger, der Mensch, der seinen Leidenschaften gehorcht, der Trunkenbold sind, selbst in ihren besten Verhältnissen niemals zu beneiden und ein in Sünden verstocktes Gewissen ist das Bejammernswertheste, was man sich denken kann. Ein solcher Mensch kann das Leben genießen, wie ein Thier es genießt — vielleicht wie ein Thier, welches in einem Käfig oder Kerker eingeschlossen ist und genug zu essen und zu trinken hat; die Seele aber kann ohne Ehrfurcht gegen Gott und Liebe zu den Menschen niemals zufrieden oder glücklich sein."

In diesem Tone sprach ich unter vielen Verweisungen auf die Bibel und anschaulichen Gleichnissen ungefähr dreiviertel Stunden lang. Als ich mit meinem Vortrage fertig war, drückten mir mehrere Zuhörer die Hand, gaben ihre Zufriedenheit zu erkennen und wünschten meinen Namen zu wissen, den sie

sich aufschrieben. Ich hatte keine sehr hohe Meinung von meiner Leistung, doch fühlte ich mich glücklich in dem Glauben, daß ich in diesem reizenden Wäldchen an diesem schönen Sonntage doch möglicherweise etwas Gutes gestiftet hätte.

In Raleigh, Staat Nordcarolina, verkaufte ich die eine Hälfte meiner Schaustellung an einen Mann, den ich hier Henry nennen will. Er ist vielleicht jetzt ein besserer Mensch als er damals war, und deshalb will ich seinen wahren Namen verschweigen. Er war die vorhergegangene Woche mit einer Wagenladung zum Verkauf fertiger Kleider mit uns gereist und kaufte endlich den eben erwähnten halben Antheil.

In Camden, Staat Südcarolina, lief mir Sandford plötzlich davon. Ich hatte Negerlieder angekündigt und kein anderes Mitglied meiner Gesellschaft war im Stande, diese Lücke auszufüllen; da ich aber fest entschlossen war, die Erwartung des Publikums nicht zu täuschen, so strich ich mich im ganzen Gesicht schwarz an und trug die angekündigten Lieder vor. Es war dies allerdings ein starkes Stück, aber die Zuhörer glaubten wirklich, der Sänger sei Sandford und zu meinem Erstaunen fand mein Gesang großen Beifall, so daß ich sogar zwei der vorgetragenen Lieder wiederholen mußte.

Einer meiner Musikanten, ein Schotte, Namens Cochran, ward in Camden verhaftet, weil er zu dem Negerbarbier, der ihn rasirte, gesagt hatte, er solle doch nach den freien Staaten oder nach Canada entfliehen. Ich gab mir viele Mühe, seine Freilassung auszuwirken, aber vergebens. Er ward über sechs Monate lang gefangen gehalten.

Nachdem ich eines Abends wieder meine Negerlieder gesungen und als ich eben in dem Garderobezimmer des Zeltes meinen Rock ausgezogen hatte, hörte ich einen kleinen Tumult draußen. Ich eilte hinaus und da ich fand, daß hier Jemand sich mit meinen Leuten herumstritt, so nahm ich ihre Partei und sagte ihm tüchtig meine Meinung. Der Ruhestörer zog sofort ein Pistol heraus und rief: „Was, Du schwarzer Halunke, Du unterstehst Dich, eine solche Sprache gegen einen weißen Mann zu führen?" Mit diesen Worten schlug er auf mich an. Ich sah, daß er mich für einen wirklichen Neger hielt und wirklich im Begriff stand, mich niederzuschießen. Blitzschnell streifte ich meine Hemdärmel auf und antwortete: „Wie Ihr seht, bin ich eben so weiß als Ihr." Er ließ sofort vor Schrecken das Pistol aus der Hand fallen. Wahrscheinlich hatte er noch niemals einen weißen Mann mit geschwärztem Gesicht gesehen. Er bat mich um Verzeihung und ich begab mich wieder in mein Garderobezimmer, wohl einsehend, daß jetzt mein Leben nur an einem Haar gehangen hatte und daß es nur durch meine Geistesgegenwart, die mich noch niemals verlassen, gerettet worden war. Viermal ist bei verschiedenen Gelegenheiten mit einem geladenen Pistol nach mir gezielt worden und jedesmal hat mich fast nur ein Wunder gerettet. Eben so bin ich mehrmals durch Unfälle in Todesgefahr gekommen und wenn ich jetzt meine Lebensgeschichte überschaue und mir diese Dinge in die Erinnerung zurückrufe, ganz besonders aber,

wenn ich bedenke, daß so Viele, mit welchen ich verkehrt, schon längst im Grabe ruhen, kann ich nicht umhin, den innigsten Dank gegen Gott zu empfinden. Ueberhaupt, wenn ich die verschiedenen Menschen bedenke, in deren Gesellschaft ich mich eine Reihe von Jahren bewegte und die starken Versuchungen zum Unrechtthun, die meinen Lebenspfad umlagerten, so fühle ich eben so viel Erstaunen als Dank, daß ich nicht gänzlich zu Grunde ging. Ich glaube aufrichtig, daß ich nächst Gott meine Bewahrung vor dem Unglück, als Vagabund und Taugenichts zu leben und zu sterben, einzig und allein dem Umstande verdanke, daß ich nie ein Freund starker Getränke war. Allerdings habe ich auch zuweilen geistige Getränke genossen und bin auch einigemal berauscht gewesen; in der Regel aber enthielt ich mich des Genusses berauschender Getränke ganz und ich freue mich sagen zu können, daß ich schon seit einer Reihe von Jahren zu den „Theetotallern" gehöre.

Während meiner Abwesenheit von daheim schrieb ich gewöhnlich wöchentlich zweimal an meine Familie und erhielt fast eben so oft Briefe von meiner Gattin. Während ich mich in Columbia, Staat Südcarolina, befand, erhielt ich einen, worin sie mir meldete, es ginge in Connecticut das Gerücht, ich säße wegen einer Mordthat in Canada gefangen, sei bereits verurtheilt und werde nächstens hingerichtet werden. Die ganze Geschichte hatte ihren Entstehungsgrund, glaube ich, in der Thatsache, daß eine Künstlergesellschaft in Canada durch eine Schlägerei mit einigen schlechten Subjecten in Schwierigkeiten gerathen war. Turner's Gesellschaft war es nicht, denn mit dieser trafen wir am 5. December 1836 in Columbia, Staat Südcarolina, zusammen. Sie sollte in der nächsten Zeit aufgelöst werden. Ich kaufte vier Pferde und zwei Wagen und engagirte Jon Pentland und Robert White für meine Gesellschaft. Pentland ist, abgesehen von seiner Eigenschaft als berühmter Bajazzo, auch ein ausgezeichneter Bauchredner, Jongleur, komischer Sänger und Taschenspieler. White war ein Negersänger. Ich ward dadurch der Nothwendigkeit überhoben, diese Rolle selbst zu spielen, und meine Vorstellungen, von welchen die Hälfte des Gewinns jetzt Henry zufiel, gewannen dadurch sehr. Mein Unternehmen führte den Namen „Barnum's großes wissenschaftliches und musikalisches Theater". Henry fungirte als Cassirer und ich nahm die Billets am Eingange ab. Während ich dies unter andern auch in Augusta, Staat Georgia, that, versuchte ein Mann an mir vorbeizugehen. Ich fragte ihn nach seinem Billet. Er entgegnete, er sei Sheriff. Ich sagte, daß mir kein Grund bekannt sei, weshalb ein Sheriff nicht eben so gut bezahlen solle, wie jeder Andere, worauf er antwortete: „Fragen Sie Mr. Henry deswegen." Dies machte mich stutzig; ich ließ ihn deshalb passiren und beeilte mich sodann, Henry zu fragen, was dies eigentlich für eine Bewandtniß habe. Er theilte mir zögernd mit, der Sheriff habe ihm so eben wegen einer Schuld von fünfhundert Dollars eine gerichtliche Vorladung eingehändigt. Henry hatte sechshundert Dollars von dem Gelde der Gesellschaft in seiner Verwahrung und ich sah ein, daß Vorsicht nöthig

sei, um einer „Sequestration unserer Fonds" vorzubeugen. Ich eilte daher sofort zu einem Juristen, ließ von diesem eine Verkaufsrechnung über das ganze Besitzthum unserer Schaustellung ausfertigen, so daß nur noch Henry's Unterschrift fehlte, und kehrte dann in das Theater zurück, wo die Vorstellung noch im Gange war. Der Advokat von Henry's Gläubiger und der Gläubiger selbst erwarteten mich. Sie verlangten die Schlüssel zu dem Stall, um die Pferde und Wagen mit Beschlag zu belegen. Ich weigerte mich, diesem Verlangen stattzugeben, worauf sie drohten, die Thüren aufbrechen zu lassen und sich unseres Eigenthums zu bemächtigen. Ich bat sie, nur noch einige Augenblicke zu warten, bis ich mich mit Henry besprochen haben würde, und sie waren damit einverstanden. Henry wünschte seinen Gläubiger zu betrügen und unterschrieb die Verkaufsrechnung. Da er fürchten mußte, daß der Sheriff ihn sofort arretiren würde, so übergab er mir neunzig Dollars und erklärte, er habe fünfhundert Dollars an einem sichern Ort verwahrt, wo der Sheriff sie nicht finden könnte. Ich ließ ihn in dem Billetbüreau, kehrte dann zu dem Sheriff und dem Gläubiger zurück, und theilte ihnen mit, daß Henry sich weigere, irgend einen Vergleich einzugehen oder die Forderung zu bezahlen.

„Dann geben Sie die Schlüssel heraus," sagte der Sheriff. Ich weigerte mich, dies zu thun, und er drohte nochmals, die Stallthür aufbrechen zu lassen.

„Zu welchem Zwecke wollen Sie das thun?" sagte ich.

„Um die Pferde und Wagen mit Beschlag zu belegen."

„Aber zu welchem Zwecke?"

„Zu Sicherung einer Schuld, die Mr. Henry zu bezahlen hat, und wofür er mit seinem Antheil an diesem Circus haften muß."

„Bis jetzt haben Sie noch nicht Wagen und Pferde mit Beschlag belegt?" fragte ich.

„Jetzt noch nicht, aber binnen zehn Minuten wird es geschehen," antwortete der Sheriff.

„Das glaube ich nicht," sagte ich dem Sheriff, indem ich gleichzeitig die Verkaufsrechnung meinem Freund Jackson O. Brown überreichte und ihn ersuchte, sie zu lesen. Er that dies.

„Nun, meine Herren," sagte ich zu dem Sheriff und dem Gläubiger gewendet, „Sie sehen, daß ich alleiniger Besitzer dieser Dinge bin. Sie haben eben selbst gestanden, daß Sie noch keinen Beschlag darauf gelegt haben, und nun, wenn Sie mein Eigenthum anrühren, so geschieht es auf Ihre Gefahr."

Ich kann mich nicht entsinnen, jemals zwei überraschtere Gesichter gesehen zu haben, als die dieser Herren, als sie bemerkten, daß sie von einem „Yankee" überlistet worden.

Der Sheriff verhaftete Henry sofort und führte ihn nach dem Gefängniß. Es war Sonnabend am 17. December. Ich flüsterte Henry zu, er solle nur

gutes Muthes sein; es sei jetzt zu spät am Abend, um noch Bürgschaft zu stellen, doch würde ich ihn den nächsten Morgen besuchen.

Am nächsten Morgen erfuhr ich aus sicherer Quelle, daß Henry seinem Gläubiger dreizehnhundert Dollars schuldete, daß er sich verbindlich gemacht hatte, gleich nach Beendigung der Vorstellung am Sonnabend Abend fünfhundert Dollars baar (die doch der Gesellschaft gehörten) und eine Verkaufsrechnung über seinen Antheil an den Pferden, Wagen und übrigem Zubehör seinem Gläubiger einzuhändigen, und daß aus Erkenntlichkeit eines der Pferde fertig gesattelt für Henry dastehen sollte, damit er sich aus dem Staube machen und mich in der Patsche sitzen lassen könnte. Dieses Complot ward ganz zufällig blos durch den Umstand (und allerdings auch durch geschickte Manipulationen von meiner Seite) vereitelt, daß der Sheriff sich an der Thür des Theaters an mir vorbeizuschleichen suchte.

Bei so bewandten Umständen konnte ich natürlich mit Henry wenig Mitleid haben, und ich wünschte daher hauptsächlich die fünfhundert Dollars, die er versteckt, in Sicherheit zu bringen. Vivalla hatte sie von ihm bekommen, um sie vor dem Sheriff zu bewahren und ich erhielt sie von Vivalla auf Henry's Befehl als Mittel, Montag früh die verlangte Bürgschaft stellen zu können. Nun bezahlte ich dem Gläubiger den vollen Betrag, den ich von Henry als Preis seines halben Antheils an meinem Etablissement empfangen — erhielt dafür die schriftliche Zusicherung, daß ich von meinem vormaligen Compagnon nie wieder in dieser Beziehung belästigt werden solle, so wie auch eine Ueberweisung von fünfhundert Dollars von der Forderung des Gläubigers, und so befreite mich mein Glücksstern aus einer der schwierigsten Lagen meines Lebens.

Mein „Tagebuch", aus welchem ich das Vorstehende und vieles Andere auszugsweise mittheile, enthält viele Ereignisse, die ich hier nicht berühren kann. Hierbei aber kann ich doch nicht umhin, eins meiner Abenteuer als Pentland's Gehilfe bei einigen Taschenspielerkunststücken zu erzählen.

Sein Tisch hatte die gewöhnliche Fallthür, um behufs der magischen Verwandlungen, die vor den Zuschauern stattfanden, seinem Gehilfen verschiedene Dinge einzuhändigen. Der darunter befindliche Raum war ungemein eng für einen Mann von meiner Statur, doch erbot ich mich zu diesem Dienste, weil das kleine Bürschchen, welches ihn gewöhnlich verrichtete, gerade abwesend war. Als ich mich hineingequetscht hatte, fand ich, daß meine Nase und meine Knie in Gefahr kamen, durch dichte Berührung nähere Bekanntschaft mit einander zu machen, aber nichtsdestoweniger und obschon ich herzlich wünschte, dieser fürchterlichen Lage sobald als möglich wieder überhoben zu sein, hielt ich ein lebendiges Eichhörnchen in der Hand und war bereit, ihm die Kette einer Uhr um den Hals zu wickeln und es, sobald es gebraucht würde, durch die Fallthür hinaufzureichen.

Pentland's Vasen, Becher, Kugeln und andere Taschenspielergeräthschaf-

ten waren auf dem Tische arrangirt. Sobald es Zeit war, verlangte er eine Uhr mit einer goldenen Kette. Einer der Zuschauer überreichte ihm das Gewünschte und es gelangte bald durch eine bodenlose Vase und durch die kleine, in dem Tischblatte angebrachte Fallthür hindurch in meinen Besitz. Da ich etwas ungeschickt zu Werke ging, so biß mich das Eichhörnchen in die Hand; ich schrie vor Schmerz laut auf, streckte erst den Hals und dann die Beine aus, warf den Tisch über den Haufen, zerschmetterte alles Zerbrechliche, was darauf stand und eilte hinter den Vorhang! Das Eichhörnchen rannte mit der an seinem Halse hängenden Uhr davon. Pentland war sprachlos vor Entsetzen; wenn aber jemals eine Zuschauermasse gepfiffen und geschrien hat, so geschah es an jenem Abend!

Als wir von Columbus, Staat Georgia, nach Montgomery im Staate Alabama reisten, hatten wir einen Weg von achtzig Meilen durch einen sehr dünn bevölkerten und öden Theil des Landes, der unter dem Namen der „Indianischen Nation" bekannt ist, zu passiren. Unsere Regierung war damals eben beschäftigt, die Indianer zusammenzutreiben und sie an verschiedenen Punkten unter hinreichender Bewachung in einzelnen Lagern beisammen zu halten, um sie dann nach Arkansas überzusiedeln. Die Mehrzahl der Indianer fand sich freiwillig ein und war mit der Wanderung nach der neuen Heimath einverstanden; dagegen gab es aber auch eine ziemliche Anzahl „Feindselige", die sich nicht fügen wollten, sondern die Sumpfgegenden in der Nähe der von Columbus nach Montgomery führenden Straße unsicher machten und fast täglich Reisende ermordeten, welche ihr Weg durch die „Indianische Nation" führte. Viele Reisende hielten es daher für gewagt, diese Straße ohne eine zahlreiche Escorte zu passiren. Am Tage vor unserm Aufbruche war der Postwagen angehalten, sämmtliche Passagiere ermordet und der Wagen verbrannt worden, während der Postillon fast nur durch ein Wunder entrann. Wir beschlossen daher nicht ohne bange Befürchtungen, es auf diese Gefahr ankommen zu lassen. Unsere Hoffnung beruhte vornehmlich darauf, daß wir glaubten, in Folge der zahlreichen Mitglieder, aus welchen unsere Gesellschaft bestand, während die Indianer nur in kleinen Banden umherstreiften, werde unser Erscheinen ein zu imposantes sein, als daß sie einen Angriff wagten. Wir bewaffneten uns alle mit Pistolen, Büchsen, Messern u. s. w. und traten dann unsere Reise an.

Keiner von uns schämte sich, seine Befürchtungen offen zu gestehen, als Vivalla. Wahrscheinlich war er gerade der größte Feigling von uns allen, aber gleich den meisten Leuten dieser Art, wenn sie sich s i c h e r fühlen, stolzirte er keck einher, lachte uns wegen unserer Furcht aus und schwur, er fürchte sich vor nichts, sondern wenn er auch fünfzig Indianern begegne, so würde er sie sofort wieder in ihre Sümpfe zurückjagen. Diese Großsprecherei ärgerte uns und wir beschlossen, wenn wir glücklich durchkämen, seinen Muth auf die Probe zu stellen.

Den ersten Tag reisten wir dreißig Meilen, ohne einen Indianer zu sehen und machten noch vor Einbruch der Nacht Halt an dem Hause eines Baumwollenpflanzers, der uns bis zum nächsten Morgen beherbergte. Den nächsten Tag kamen wir wohlbehalten bis nach Tuskenga — einem kleinen Dorfe, wo sich ein Lager von fünfzehnhundert Indianern mit Einschluß ihrer Weiber und Kinder befand. Den dritten Tag gelangten wir nach Mount Megs, wo wir abermals ein aus zweitausend fünfhundert Rothhäuten bestehendes Lager antrafen. Nun hatten wir blos noch vierzehn Meilen bis nach Montgomery und glaubten aller Gefahr überhoben zu sein. Da wir uns aber vorgenommen hatten, dem muthigen Vivalla einen Streich zu spielen, so theilten wir ihm den nächsten Morgen mit, daß wir nun noch den gefährlichsten Theil der Straße zu passiren hätten, weil derselbe, wie das Grücht erzähle, durch eine Menge wilder feindlicher Krieger unsicher gemacht werde. Vivalla war wie gewöhnlich lauter Muth und sagte, er wünsche weiter nichts als einige der kupferfarbenen Halunken zu sehen, um ihnen „entsetzlich flinke Beine" zu machen.

Als wir ungefähr sechs Meilen gereist waren und an eine öde dichtbewaldete Stelle kamen, rannte ein großes Fuchseichhörnchen quer über die Straße unter die Bäume hinein. Vivalla schlug vor, es zu verfolgen. Das war gerade das, was wir wünschten. Ich gab daher Mehreren, die in das Geheimniß eingeweiht waren, einen Wink; wir machten Halt und gingen dann mit Vivalla, das Eichhörnchen zu verfolgen. Mittlerweile fuhr Pentland in einen alten Indianeranzug mit einem Jagdhemd und Lederstrümpfen, den wir heimlich in Mount Megs gekauft, färbte sich das Gesicht mit Spanischbraun, setzte eine buntfarbige Federmütze auf den Kopf, nahm eine Muskete auf die Schulter und folgte der Spur Vivalla's und seiner Begleiter. Er sah den Indianern, die wir den Tag vorher in dem Lager gesehen, in der That täuschend ähnlich. Als er nahe genug kam, ging er ganz leise und ward nicht eher bemerkt, als bis er mitten unter die Eichhörnchenjäger hineinsprang und ein furchtbares Geheul anstimmte.

Vivalla's Begleiter, die alle von dem Scherz unterrichtet waren, flohen sofort zurück nach den Wagen und Vivalla selbst, der von einem tödtlichen Schrecken gepackt zu sein schien, entwickelte eine bedeutende Geschwindigkeit bei seinen Bemühungen, denselben Weg einzuschlagen. Der nachgemachte Indianer aber verrieth eine ganz sonderbare Hartnäckigkeit, indem er alle Andern entwischen ließ und seine ganze Aufmerksamkeit dem Italiener widmete. Der arme kleine Kerl heulte wie ein Wilder, als er die Muskete des Indianers auf sich gerichtet sah und fand, daß er keine andere Aussicht hatte zu entrinnen, als wenn er in der Richtung flöhe, welche dem Punkte, wo wir warteten, entgegengesetzt war. Er rannte wie ein Reh, sprang über umgestürzte Bäume und Stümpfe mit merkwürdiger Schnelligkeit und wagte nicht, hinter sich zu blicken. Pentland, der noch schneller zu Fuße war, ließ dem Italiener unge-

fähr zwanzig Schritt Vorsprung, während er mit der Muskete in der Hand nachsetzte und von Zeit zu Zeit ein furchtbares Indianergeheul anstimmte. Dieses Wettrennen dauerte fast eine Meile weit, bis endlich der Signor, der ganz außer Athem war und bemerkte, wie sein rothhäutiger Gegner ihm immer näher kam, stehen blieb, sich auf die Knie niederwarf und um sein Leben bat. Der Indianer, welcher that, als ob er nicht Englisch verstünde, zielte mit seiner Flinte auf Vivalla's Kopf, aber der arme Kerl wand und krümmte sich wie ein Panther und gab dem Indianer durch Pantomimen zu verstehen, er bitte um nichts als um sein Leben, und wenn ihm dieses geschenkt würde, so stünde Alles, was er besäße, seinem Feinde zu Diensten. Der Wilde schien auf mildere Gedanken zu kommen und die Geberden des Italieners endlich zu verstehen. Er ergriff seine Muskete bei der Mündung und setzte den Kolben auf den Boden, indem er zugleich sein zitterndes Schlachtopfer bedeutete, seine Effecten herauszugeben.

Schnell wie der Blitz wendete Vivalla seine Taschen um und der Indianer ergriff seine Börse, in welcher sich eilf Dollars befanden. Es war dies das ganze Geld, welches er bei sich hatte, weil das Uebrige sich in einem Koffer auf einem unserer Wagen befand. Handschuhe, Taschentücher, Messer u. s. w. waren die nächsten Gegenstände, die dargeboten wurden, um den Blutdurst des Wilden zu beschwichtigen, aber er schien sie mit Verachtung zu betrachten. Er winkte dem Italiener aufzustehen; der arme Kerl erhob sich und ward dann von seinem Besieger fortgeführt wie ein Lamm zur Schlachtbank. Der Wilde schritt mit ihm bis zu einer großen stattlichen Eiche, wo er ihm mit Hilfe eines Taschentuchs auf die schulgerechteste Indianermanier die Arme um den Stamm des Baumes herum festband. Der rothhäutige Krieger entfernte sich dann und ließ den armen Vivalla mehr todt als lebendig zurück. Pentland eilte nun zu uns zurück, warf seinen Wampunanzug von sich, wusch sich das Gesicht und wir machten uns nun alle auf, um den Italiener aufzusuchen. Wir fanden den kleinen Kerl an den Baum angebunden und vor Angst fast todt; als er uns aber erblickte, kannte seine Freude keine Grenzen. Wir machten seine Hände los und er sprang und lachte und plapperte wie ein Affe. Sein Muth kehrte augenblicklich zurück und er schwur, daß, nachdem seine Kameraden ihn verlassen, noch ein halbes Dutzend andere Indianer hinzugekommen seien; hätte er seine Flinte gehabt, so würde er einen niedergeschossen und den andern sechs die Köpfe eingeschlagen haben, da er aber unbewaffnet gewesen sei, so habe er sich wohl ergeben müssen. Wir thaten, als ob wir seine Geschichte glaubten und ließen ihn noch eine ganze Woche lang seine Abenteuer erzählen und damit renommiren, bis wir ihm endlich den Spaß erzählten. Ueberraschung und Aerger malten sich in jedem Zuge seines Gesichts, aber bald faßte er sich wieder und schwur, es sei Alles eine nichtswürdige Lüge. Pentland bot ihm seine eilf Dollars wieder an, aber er nahm sie nicht an und vermaß sich hoch und theuer, dieses Geld könne nicht das seine sein, weil es ihm durch sieben Indianer abge-

nommen worden. Wir lachten noch oft über die Tapferkeit des kleinen Italieners, doch sahen wir uns endlich genöthigt, die Sache ruhen zu lassen, denn schon die entfernteste Anspielung darauf machte ihn so wüthend und mürrisch, daß er eine ganze Woche lang kein freundliches Wort sprach. Von dieser Zeit an jedoch hörten wir den Signor nicht wieder mit seinem Muth prahlen oder gegen einen wirklichen oder eingebildeten Feind Drohungen ausstoßen.

Wir erreichten Montgomery, Staat Alabama, am 28. Februar 1837. Hier trafen wir einen Taschenspieler, Namens Henry Hawley. Er war ungefähr fünfundvierzig Jahre alt; da aber sein Haar sehr frühzeitig grau geworden, so hatte er ganz das Aussehen eines ehrwürdigen siebzigjährigen Greises. Er kaufte einen halben Antheil an meinem Unternehmen.

Hawley besaß viel Witz und Geistesgegenwart; er verstand die meisten seiner Künste der Oertlichkeit anzupassen — war in den Gegenden, wo er seit mehreren Jahren gespielt, sehr beliebt und ich konnte niemals bemerken, daß er in Verlegenheit gerathen wäre. Eins seiner beliebten Kunststücke hieß der „Eiersack und die alte Henne.“ Dasselbe wird auf folgende Weise gemacht.

Der Künstler hat einen Sack, in welchem, wie er sagt, eine alte Henne steckt, die so viel Eier legt, als ihm beliebt. Er wendet den Sack um. Es ist anscheinend nichts darin, aber dennoch ist zwischen dem Ueberzug des Sackes und dem Futter eine kleine Tasche mit Abtheilungen so angebracht, daß sie sechs Eier faßt. Nachdem er die Zuschauer überzeugt, daß nichts in dem Sacke ist, befiehlt er der Henne zu legen und zieht ein Ei heraus. Dies thut er, indem er allemal dabei den Sack umwendet, bis sämmtliche Eier bis auf eins heraus sind. Indem er nun den Sack an der Stelle faßt, wo sich dieses letzte Ei befindet, legt er den übrigen Theil des Sackes auf den Boden und stampft mit den Füßen darauf, um zu beweisen, daß keine Täuschung stattfinde; dann nimmt er mit der Bemerkung, daß er noch so viele Eier produciren könne, als ihm beliebt, das letzte heraus. „Ehe ich noch mehr herausnehme,“ sagt er, „will ich die Herrschaften überzeugen, daß die Eier auch wirkliche Eier sind.“ In diesem Augenblicke steht er vor seinem Tische und während er auf einem Teller ein Ei zerschlägt, welches er in seiner rechten Hand hält, befindet sich der leere Sack in seiner linken. Aller Augen sind jetzt auf das Ei gerichtet, um zu sehen, ob es ächt ist oder nicht. Während der Künstler auf diese Weise die Aufmerksamkeit der Zuhörer ablenkt, fährt er verstohlen mit der linken Hand hinter den Tisch und hängt den leeren Sack an einen daselbst angebrachten Haken. Gleichzeitig nimmt er von einem zweiten Haken hinter dem Tisch einen Sack weg, der dem, in welchem sich die Eier befanden, vollkommen ähnlich ist, worin sich aber eine Henne befindet. „Nun,“ sagt der Künstler, „nachdem Sie gesehen haben, daß die Eier ächt sind, will ich Ihnen auch die alte Henne zeigen, die sie gelegt hat.“ Mit diesen Worten dreht er die Oeffnung des Sackes nach unten und schüttelt zum großen Erstaunen der Zuschauer die alte Henne heraus.

Nach den Vorstellungen in den kleinen Ortschaften saß Hawley gewöhnlich

im Schenkzimmer, wo sich dann eine Anzahl neugieriger und leichtgläubiger Personen um ihn zu versammeln pflegten. Daneben wurden sie auch noch durch die wunderbaren Geschichten angelockt, die er zu erzählen wußte. Sein graues Haar, sein würdiges Antlitz und sein ernsthaftes Wesen verschafften seinen wahrscheinlicheren Geschichten unbedingten Glauben. Die kaum möglichen wurden ebenfalls verschluckt, wenn sie auch ein wenig zu würgen schienen — wenn er aber sich in allzutollen Münchhausiaden erging, so vergaßen einige seiner Zuhörer sein ehrwürdiges Aeußere und riefen: „Das ist eine Lüge! Das ist eine Lüge!" Hawley lachte dann herzlich und antwortete: „Es ist eben so wahr, wie das Andere, was ich Euch erzählt habe."

Er besaß eine sehr lebendige Einbildungskraft und seine Erfindungsgabe nahm in ihrer Thätigkeit auf nichts Rücksicht. Hätte er zur Zeit von Tausend und eine Nacht gelebt, so wäre er berühmt geworden, wie man dies aus einigen Proben seiner Schenkstubengeschichten leicht abnehmen kann.

„Meine Herren, Sie haben ohne Zweifel schon gehört, daß die Wahrheit seltsam ist, seltsamer als die Erdichtung. Niemals gab es ein treffenderes Sprichwort. Als Bruce, der große afrikanische Reisende, nach England zurückkam und erzählte, daß einige der schmutzigen schwarzen Menschenstämme daselbst sich Stücken aus ihrem Zuchtvieh schneiden, während es noch lebt, nannte man ihn einen Lügner. Catlin erzählt uns, daß ein Indianer, der einen unserer Seehäfen besuchte, bei seiner Rückkehr zu seinem Stamme umgebracht ward. Sein Verbrechen bestand in weiter nichts, als daß er die Wahrheit sprach, aber das, was er von den Schiffen, die er gesehen, erzählte, erschien seinen Stammesgenossen so unglaublich, daß sie sagten: „Unser Bruder lügt" und diese Beschuldigung war für sie hinreichend, um ihn zu scalpiren. Ich erwähne diese Thatsachen, weil einige meiner eigenen Erfahrungen seltsamer sind, als irgend etwas, wovon Ihr vielleicht jemals gehört habt. Ich bemerke dies als Einleitung, weil Ihr mir sonst nicht glauben würdet."

„O, es fällt uns nicht ein, Eure Worte zu bezweifeln," sagten die Zuhörer.

„Hat einer von Euch wohl jemals die Felsengebirge besucht?" fragte Hawley, indem er seine Zuhörer nach der Reihe anschaute. Alle antworteten mit Nein. „Ich bin häufig dort gewesen," fuhr er fort, „und kenne viele sonderbare Thatsachen in Bezug auf jene Gegend. So giebt es dort einen Ort, wo alle amerikanischen Jäger und Fallensteller in jener Umgegend sich am 4. Juli versammeln, um das Unabhängigkeitsfest zu feiern. Ich freue mich sagen zu können, daß sie dann vortrefflichen Eispunsch machen, wozu man das Eis aus einer ungeheuren Höhle holt, wo es zu allen Jahreszeiten in großen Quantitäten zu finden ist. Einmal tranken wir alle so tüchtig, daß wir eine ganze Wagenladung Eis verbrauchten, weshalb wir ein paar Irländer fortschickten, um eine zweite Ladung zu holen.

„Es dauerte nicht lange, so kamen sie ganz entsetzt zurück. Beim Auf-

hacken des Eises stießen sie nämlich auf ein Paar Stiefeln mit wirklichen Beinen darin, und wagten nun nicht weiter zu hacken. Einige von uns gingen sogleich hinunter in die Höhle, halfen das Eis wegschaffen, welches wahrscheinlich seit fünfzig Jahren so gelegen, und es gelang ihnen, einen Menschen hervorzuziehen. Der Cadaver sah so frisch aus, als wenn er noch lebte. Er war nach altväterischer Weise gekleidet — mit kurzen Hosen mit Knieschnallen, einem Rock von sonderbarem Schnitt und einem dreieckigen Hut. Wir legten den Cadaver auf den Wagen und brachten ihn nach unserm Sammelplatz. Er sah so frisch und lebensfähig aus, daß mehrere der alten Jäger behaupteten, er befände sich blos in einem Zustand des Schlafs und der Erstarrung und könnte durch Anwendung der geeigneten Mittel wieder ins Leben gerufen werden. Mir schien dies lächerlich, aber meine Genossen bereiteten einen großen Kessel warmes Wasser, in welchen sie den Körper, nachdem sie ihn ausgekleidet, legten und begannen dann, ihm heißen Branntwein in den Mund zu gießen.

„Ihr könnt Euch mein Erstaunen denken, als ich nach Verlauf von etwa zwanzig Minuten den Mann die Augen öffnen und die Muskeln seines Gesichts verändern sah! Man legte ihn hierauf in wollene Decken und begann ihn tüchtig zu reiben. Nach einer Viertelstunde fing er an zu sprechen und nun dauerte es nicht mehr lange, so war er vollkommen wiederhergestellt. Wir kleideten ihn wieder an, er schloß sich unserem Zechgelage an und schien eine Stunde lang so fröhlich und heiter zu sein, wie irgend einer von uns. Dann aber sprang er plötzlich auf, dankte uns für unsere freundliche Bewirthung und sagte, er müsse nun seine Reise weiter fortsetzen, indem er zugleich nach seinem Pferde fragte.

„‚Was für ein Pferd?‘

„Das Pferd, welches ich gestern Abend ritt.

„Keiner konnte ihm darauf Antwort geben.

„‚Meine Herren, haltet mich nicht auf, ich bitte Euch,‘ rief er. „‚Ich habe höchst dringende und wichtige Geschäfte zu besorgen, verschafft mir ein Pferd und ich will Euch gut dafür bezahlen. Ihr seht, ich habe Geld.‘

„Mit diesen Worten zog er einen Beutel oder eine Börse heraus, welche mit unter der Regierung Georg's III. geprägten Guineen gefüllt war. Die ganze Sache hatte etwas Geheimnißvolles, was wir nicht ergründen konnten und unsere Neugier war eben so groß, als die Ungeduld des Fremden.

„‚Wenn Ihr uns sagt, wo Ihr hinwollt, so wollen wir Euch ein Pferd verschaffen‘, sagten wir.

„‚Gegen Euer Versprechen, mich nicht aufzuhalten, will ich es sagen.‘

„Wir versprachen es ihm.

„‚Ich will zur Armee und habe Depeschen von der Regierung zu überbringen.‘

„‚O!' sagten wir und betrachteten nochmals die seltsame Kleidung des Mannes, ‚Ihr wollt also nach Florida?'

„‚Nein, nach —'

„‚Aber, Freund, dort giebt es keine Armee und weshalb tragt Ihr so sonderbare altväterische Kleider?'

„Als wir dies sagten, schien er zum ersten Mal unser Costüm zu betrachten und verrieth kein geringeres Erstaunen, als das, welches wir empfanden.

„‚Wer und was seid Ihr?' riefen wir, denn wir vermochten unsere Neugier nicht mehr zu zügeln.

„‚Ich bin in Eurer Macht,' sagte er; „‚ich verschmähe es, mich herauslügen zu wollen. Macht mit mir, was Ihr wollt. Ich bin Offizier des Königs Georg und stolz darauf, ihm zu dienen.'

„Um die Sache kurz zu machen, Ihr Herren, will ich Euch ohne weitere Umschweife sagen, daß dieser Offizier, wie wir später aus seinem eigenen Munde erfuhren, während des Revolutionskrieges mit einem Auftrage an einige Indianerstämme geschickt worden war und sich auf dem Rückwege zur Armee befand, als er sich in jene Höhle legte, um ein wenig zu schlafen. Es war vollkommen finster darin und er fiel und verlor das Bewußtsein. Weiter wußte er nichts, bis wir ihn wieder zum Leben brachten."

Diese Geschichte rief eine ungeheure Sensation hervor. Die Zuhörer schauten den alten Hawley an, sahen, daß sein Gesicht so ernst war, wie das eines Richters, betrachteten sein graues Haar und schluckten den Offizier mit Stiefeln und Allem hinunter. Dadurch dreist gemacht, erzählte Hawley weiter, daß in derselben Gegend ein Flächenraum von zwanzig Meilen sei, in welchem die Luft so rein wäre, daß dort Niemand, ausgenommen durch einen gewaltthätigen Fall, stürbe.

„Was! es stürbe dort Niemand?" riefen mehrere seiner Zuhörer ganz erstaunt.

„Nein, meine Herren, es war ganz unmöglich. Die seltene Reinheit der Luft verhinderte es; wenn die Leute zu alt wurden, um noch etwas nützen zu können, so stieß man sie über die Grenze und sobald sie den Zauberkreis im Rücken hatten, waren sie verloren."

„Ist das wirklich möglich?" rief einer seiner Zuhörer, der seinen Zweifel doch nicht verschweigen konnte.

„Es ist Thatsache, auf Ehre," entgegnete der alte Hawley. „Vor mehreren Jahren erbauten einige Philanthropen dort ein Museum, wo Personen, die zu alt geworden waren, um noch irgendwelche Dienste leisten zu können, in Säcke gethan, mit einer Etiquette versehen, in das Register des Büreaus eingetragen und aufgehängt wurden. Wenn dann später ihre Freunde sich mit ihnen zu unterreden wünschten, so ward gegen Entrichtung einer Gebühr von fünfzig Cents der alte Freund vom Haken genommen, in einen Kessel laues Wasser gelegt und dadurch sehr bald in den Stand gesetzt,

eine halbstündige Conversation zu halten, worauf er dann wieder abgewischt und an seinen Platz gehängt ward."

„Das scheint aber doch unglaublich!" bemerkte einer der Zuhörer.

„Allerdings," entgegnete Hawley, „aber nichtsdestoweniger ist es wahr. Einmal," fuhr er fort, „ging ich in dieses Museum und fragte, ob sie ein Subject, Namens Samuel Hawley dahätten. Ich hatte nämlich einen Onkel dieses Namens, der vor dreißig Jahren nach den Felsengebirgen gegangen war und von dem wir seit langer Zeit nichts gehört hatten. Der Secretair antwortete, nachdem er in dem Register nachgeschlagen, dieser Samuel Hawley befinde sich in dem Sack Nr. 367 und hänge schon seit neunzehn Jahren da. Ich bezahlte die Gebühr und verlangte eine Unterredung. Der Inhalt des bezeichneten Sacks ward in warmes Wasser gelegt und nach kurzer Zeit theilte ich meinem alten Onkel mit, wer ich sei. Er schien sich zu freuen, mich zu sehen, obschon ich ein Kind war, als er unsere Gegend verließ. Er erkundigte sich nach meinem Vater und andern Freunden. Seine Stimme war sehr schwach und nachdem wir uns etwa zwanzig Minuten unterredet, sagte er, das Athmen werde ihm sehr schwer und wenn ich ihm weiter nichts mitzutheilen hätte, so wünsche er sich wieder aufhängen zu lassen. Ich bemerkte noch, daß man mir gesagt, er habe früher ein gutes Schießgewehr besessen und fragte ihn, wo dasselbe sei. Er theilte mir mit, es läge auf dem Kreuzbalken in meines Vaters Dachkammer und ich könne es mir immerhin aneignen. Ich dankte ihm, wünschte ihm Lebewohl und der Wärter des Museums erfaßte ihn und brachte ihn sofort wieder an seinen Platz. Wenn einer von Euch vielleicht einmal in jene Gegend kommen sollte, Ihr Herren, so hoffe ich, daß Ihr meinen Onkel besuchen und ein Compliment von mir an ihn ausrichten werdet. Vergeßt nicht, seine Nummer ist 367."

Hawley hatte es sich so sehr angewöhnt, seine fingirten Erfahrungen zu erzählen, daß es schwierig war, die Wahrheit aus ihm herauszubringen. Ich konnte keinen Ort in irgend einem Theile der Welt nennen, wo er nach seiner Behauptung nicht gewesen wäre. Eines Tages sagte ich zu ihm: „Hawley, ich glaube doch, ich kann einen Ort nennen, wo Ihr nicht gewesen seid."

„Das ist wohl möglich," antwortete er; „aber wo wäre dieser?"

„Ihr seid niemals mit einem Luftballon aufgestiegen," sagte ich.

„Da irrt Ihr Euch sehr," antwortete er, denn im Jahre 1832 bin ich mit Wise von der Stadt Louisville dreimal aufgestiegen. Die eine dieser Fahrten war die höchste, welche bis jetzt unternommen worden."

Es hätte nichts nützen können, dies zu bestreiten, denn ich war überzeugt, daß an seiner Geschichte kein Wort wahr sei.

Unsere Gesellschaft spielte in zahlreichen Ortschaften, in Alabama, Kentucky und Tennessee und löste sich in Nashville im Mai 1837 auf. Vivalla reiste von nun an auf eigne Rechnung, spielte einige Monate in New-York und ging dann im Herbste nach Cuba, wo er, wie ich hörte, das nächste Jahr starb.

In einer spätern Periode meiner Geschichte taucht jedoch der kleine Kerl wieder auf.

Hawley blieb in Tennessee, um unsere Pferde zu hüten, die wir auf die Weide gebracht hatten und ich kehrte in die „Heimath, die süße Heimath" zurück, um einige Wochen bei meiner theuren Familie zuzubringen. In den ersten Tagen des Juli ging ich mit einer neuen Gesellschaft wieder nach dem Westen, suchte Hawley wieder auf und begann in Kentucky mein Heil zu versuchen. Wir machten keine guten Geschäfte. Einer unserer gewöhnlichen Künstler leistete nichts Ordentliches — einer war ein Säufer — Beide wurden fortgeschickt; unser Negersänger ertrank bei Frankfort in dem Flusse. Unsere Baarschaft nahm ab — ich mußte in dieser Stadt ein Pferd, in jener einen Wagen und in einer dritten meine Uhr zurücklassen, um unsere Rechnungen zu decken. Obschon diese Gegenstände später in Folge besserer Geschäfte wieder eingelöst wurden, so fühlte ich doch mehrere Wochen lang, daß die Sterne ungünstig waren.

Im August trennte ich mich von Hawley, bildete ein Compagniegeschäft mit Z. Graves, übergab ihm die Aufsicht über unser Unternehmen und ging dann nach Ohio, um Pentland aufzusuchen und wieder zu engagiren. Ich traf ihn endlich in Tiffin.

Ich war in dieser Stadt gänzlich fremd, aber eine Unterhaltung über religiöse Gegenstände in dem Gasthof machte mich mit mehreren Herren bekannt, die mich ersuchten, über die Themata unseres Gesprächs einige öffentliche Vorträge zu halten. Ich entsprach diesem Wunsche und das Stadtschulhaus vermochte die Menge der aufmerksamen Zuhörer am Nachmittag und Abend des nächstfolgenden Sonntag kaum zu fassen. Ein Herr aus Republic forderte mich auf, an den Abenden des 4. und 5. Septembers zwei Vorträge in dieser Stadt zu halten, was ich auch that.

Nachdem ich Pentland und mehrere Musikanten engagirt, kaufte ich seine Pferde und Wagen und wir machten uns auf den Weg nach Kentucky.

Die vorzüglichsten Ortschaften, in welchen unsere Gesellschaft auf dieser westlichen und südlichen Tour spielte, waren Nashville — wo wir General Jackson in der „Eremitage" besuchten — Huntsville, Tuscaloosa und Vicksburg -- wobei wir natürlich noch zahlreiche dazwischen liegende Plätze besuchten. Wir machten bald bessere, bald schlechtere Geschäfte, obschon wir uns im Ganzen genommen nicht beklagen konnten.

In Vicksburg verkauften wir unser ganzes Landfuhrwerk mit Ausnahme von vier Pferden und des Personenwagens, kauften das Dampfboot „Ceres" für 6000 Dollars, mietheten den Capitain und die Mannschaft und fuhren dann flußabwärts, indem wir an uns geeignet scheinenden Punkten anlegten, um unsere Künste „loszulassen."

In Natchez verließ uns unser Koch und ich suchte vergebens einen andern zu bekommen. Ich wendete mich an eine weiße Wittwe, welche, wie man mir

gesagt hatte, diesen Platz gut ausfüllen würde. Sie weigerte sich aber, weil sie binnen kurzer Zeit einen jungen Maler zu heirathen hoffte. Wir brauchten einen Koch, unsere Lage war eine förmlich verzweifelte; ich suchte daher den vorgeblichen Bräutigam auf, erzählte ihm die Sache und fragte ihn, ob er wirklich die Absicht habe, die Wittwe zu heirathen. Er hatte sich noch nicht fest entschlossen.

„Können Sie sich denn nicht etwas schneller resolviren? Warum wollen Sie sie nicht sofort heirathen?"

Das ginge nicht, meinte er, er wüßte nicht, ob sie ihn, und auch nicht, ob er sie haben wollte.

Dies war allerdings ein vollwichtiger Verzögerungsgrund, aber unsere Lage war, wie ich eben sagte, eine wirklich verzweifelte. „Wenn Sie sie morgen früh heirathen, so engagire ich die Frau mit fünf und zwanzig Dollars monatlich als Köchin und Sie gegen eine gleiche Summe als Maler — natürlich mit freier Station für Beide — und überdies mit einem Geschenk von fünfzig Dollars baar."

Am nächsten Morgen war am Bord unseres Bootes Hochzeit. Die Braut warf sodann ihre weißen Kleider von sich und zu Mittag hatten wir eine ganz famose Mahlzeit.

Die Zeitungen von New-Orleans vom 9. März 1838 melden die „Ankunft des Dampfers Ceres, Capitain Barnum, mit einer Schauspielergesellschaft." Nachdem wir hier eine Woche gespielt, traten wir die Reise nach dem Attakapas-Lande an. In Opelousas vertauschten wir den Dampfer gegen Zucker; unsere Gesellschaft ward aufgelöst und ich machte mich wieder auf die Heimreise. Am 4. Juni 1838 langte ich wieder in New-York an.

Ich hatte das Leben eines reisenden Schaustellers nun herzlich überdrüssig und obschon ich überzeugt war, daß ich es bei diesem Geschäft zu etwas bringen würde, so betrachtete ich es doch immer nicht als einen Zweck, sondern blos als ein Mittel zu etwas Besserem in späterer Zeit. Ich wünschte ein anständiges dauerndes Geschäft und suchte daher in den Zeitungen einen Compagnon, indem ich erwähnte, daß ich 2500 Dollars baar zur Einlage in das Geschäft hätte und demselben ungetheilte persönliche Aufmerksamkeit widmen würde. Ich bekam nicht weniger als drei und neunzig Offerten — und was für Offerten! Wer da für einen Dollar sich die Kenntniß zu verschaffen wünscht, wie die Menschen leben oder zu leben hoffen, der verwende diesen kleinen Betrag auf ein Gesuch nach einem Compagnon, wobei er jedoch nicht vergessen darf zu bemerken, daß vier bis fünf tausend Dollars „zu schmecken" sind.

Ein Drittheil meiner Briefe kam von Schenkwirthen. Eben so befanden sich auch darunter Offerten von Maklern, Lotteriecollecteuren, Pfandleihern, Erfindern, Verfertigern von Patentmedikamenten u. s. w. Mehrere meiner Correspondenten lehnten es ab, ihr Geschäft zu nennen, versprachen aber, in einer vertraulichen Unterredung mir goldene Berge zu zeigen. Ich suchte

mehrere dieser geheimnißvollen Personen auf und eine davon gab sich, nach langem Zögern ihrerseits und wiederholten Verschwiegenheitsbetheuerungen meinerseits, als einen Falschmünzer zu erkennen, welcher sich erbot, mit mir gemeinschaftliche Sache zu machen. Er zeigte mir gefälschte Münzen und Banknoten und sagte, wenn ich ihn verriethe, so wäre sein Tod gewiß, wollte ich dagegen mit ihm in Compagnie gehen, so sollte ich eine reiche und sichere Ernte schneiden. Er brauchte die 2500 Dollars, um Papier und Schwärze zu kaufen und neue „Stempel" anzuschaffen.

Ein gesetztes, fast wie ein Farmer aussehendes Individuum in Quäkertracht meldete sich ebenfalls bei mir. Er wünschte, daß ich mit ihm gemeinschaftlich eine Haferspekulation unternehmen möchte. Er sagte, er wäre ein herabgekommener Kaufmann, dadurch aber, daß er sich als Quäker kleidete und wenn er Pferd und Wagen kaufte, glaubte er ein einträgliches Geschäft zu begründen, wenn er Hafer im Ganzen kaufte und dann in der Nähe von Nr. 21. Bowery in Säcken von seinem Wagen wieder verkaufte. Fuhrleute und Reitknechte, sagte er, würden vertrauensvoller kaufen und nicht so genau nachmessen, wenn sie glaubten, daß sie es mit einem Quäker-Farmer zu thun hätten.

„Also habt Ihr die Absicht, beim Messen Eures Hafers zu betrügen?" sagte ich.

„Wenigstens würde ich nicht allzu reichlich messen," sagte er mit einem verschmitzten Blicke, der mich überzeugte, daß im Staatsgefängniß bessere Menschen sitzen als dieser war.

Auch ein Wollhändler aus Pearlstreet kam zu mir. Ich bemerkte, daß er ungefähr einen Monat später Bankerott machte. Ein Anderer hatte ein Perpetuum mobile erfunden, mit welchem er uns reich zu machen suchte; unglücklicherweise aber entdeckte ich bei Untersuchung dieses Kunstwerks eine in einer der hohlen Säulen schlau angebrachte Feder, durch welche die Bewegung allerdings perpetuirlich gemacht ward — bis sie abgelaufen war.

Endlich ging ich in Compagnie mit einem Deutschen, Namens Proler, der mir Empfehlungen von einer Magistratsperson brachte. Diese versicherte mir auch bei einer persönlichen Unterredung, daß Mr. Proler ein Ehrenmann sei. Er fabrizirte wasserdichten Lack für Leder, Glanzwichse, Eau de Cologne und Bärenfett. Wir nahmen den Kaufladen Nr. 1 Bowery, gegen einen Zins (mit Einschluß der Wohnung) von 600 Dollars jährlich und eröffneten eine große Fabrik der ebengenannten Artikel. Proler fabrizirte und verkaufte die Waaren en gros in Boston, Charleston, Cleveland und verschiedenen andern Theilen des Landes. Ich führte die Bücher und besorgte den Verkauf im Laden, sowohl en gros als auch en detail.

Einige Monate lang schien das Geschäft recht gut zu gehen. Als aber mein ganzes Kapital aufgewendet war und unsere Anweisungen, die wir außerdem noch ausgestellt, fällig wurden, während wir unsere Waaren mittlerweile

auf langen Credit verkauft hatten, begann ich die Schönheiten des Creditsystems einzusehen. Auch fühlte ich sie, denn ich verbrachte manche schlaflose Nacht, gequält von dem Gedanken an die Anweisung auf die Bank, welche den nächsten Morgen meine nähere Bekanntschaft beanspruchen würde.

Proler war ein schöner Mann von angenehmen Manieren, erwies sich aber als ein Taugenichts ersten Grades. Die Einzelheiten dieser Entdeckung würden für den Leser wenig Interesse besitzen. Unser Compagniegeschäft ward im Jahre 1840 wieder aufgelöst, indem Proler meinen Antheil für 2600 Dollars, natürlich ebenfalls nach dem Creditsystem, zurückkaufte. Ehe aber noch sein Wechsel fällig ward, machte er sich bei Nacht und Nebel auf und davon und ging, nachdem er mich vollständig um meine ganze Forderung betrogen, nach Rotterdam. Alles, was mir von diesem ganzen Geschäft übrig blieb, waren die folgenden Recepte, die ich hiermit dem Publikum gratis übermache:

1. „Eau de Cologne. — Auf 6 Gallonen Alkohol nehme man 4 Unzen Lavendelöl, Thymianöl, Rosmarinöl, Nelkenöl, Bergamottenöl und Citronenöl. Dies mische man dreimal täglich tüchtig durcheinander. Man lasse es 24 Stunden stehen und setze dann anderthalb Gallonen reinen Weingeist zu. Man rührt es nochmals gut um, läßt es 4 Stunden lang stehen und filtrirt es dann durch rothes Löschpapier."

NB. Da die Amerikaner eine große Vorliebe für ausländische Produkte haben, so wird es dienlich sein, wenn man „deutsche Eau de Cologne" ankündigt und die deutschen Etiquetten für Flaschen und Kisten nachdrucken läßt.

2. „Bärenfett (ohne Bären zu machen!) — Man nimmt 3 Pfund Schweinefett und 1½ Pfund Schöpstalg. Man schmilzt es gut untereinander. Dann mischt man in getrennten Gefäßen 2 Unzen Nelkenöl und Bergamottenöl und 1 Unze Lavendelöl, Thymianöl und Rosmarinöl. Dann schüttet man Alles in das zerlassene Fett und rührt es gut um."

PS. Dies ist das wirkliche „ächte Bärenfett", welches einen kahlen Kopf mit schönem, glänzendem, lockigem Haar bedeckt — wenigstens eben so rasch als irgend eine andere bis jetzt entdeckte Composition. NB. Um den Kunden die Sache noch plausibler zu machen, stelle man einen lebenden Bär vor dem Kaufladen aus und versehe den Käfig mit der Ueberschrift: „Wird nächstens geschlachtet." Morgen stellt man wieder dasselbe Thier hin. Dann und wann versehe man die Ankündigungen mit der Ueberschrift: „Gestern wieder zwei Bären geschlachtet."

3. „Stiefelwichse (welche 1838 auf der in Niblo's Etablissement abgehaltenen großen Messe des amerikanischen Instituts den Preis erhielt). — Man bringe in eine Tonne sechs Gallonen Syrup und drei Pinten Fischthran. Man mische Alles und setze dann 25 Pfund gebranntes Elfenbein unter fortwährendem Umrühren hinzu. Wenn 20 Pfund gemischt sind, gieße man ein Quart Weinessig zu, dann füge man die noch übrigen fünf Pfund gebranntes Elfenbein und 1½ Pinten Weinessig zu. Dies Alles muß gut gemischt wer-

den. Dann gießt man ein Quart Salzsäure zu und mischt wieder Alles gut durcheinander. Dann setzt man ein Quart Vitriolöl zu, rührt die Mischung eine halbe Stunde lang tüchtig und die Wichse ist fertig. Hierbei ist wohl Acht zu haben, daß man nicht an einem Platze arbeite, wo die Sonne scheint.“

4. „Wasserdichter Lack. Zehn Pfund Talg und fünf Pfund Schweinefett werden in einen eisernen Topf gethan und über ein gelindes Feuer gebracht. In einem andern Topfe zerlasse man möglichst langsam 2½ Pfund Wachs, in kleine Stücken geschnitten. Dies gießt man dann unter beständigem Umrühren in den großen Topf. Nachdem dies geschehen, nimmt man denselben vom Feuer und bringt 2½ Pfund Olivenöl und ein Quart und eine halbe Pinte Terpentingeist hinein. Dann setzt man noch 10 oder 12 Pfund gebranntes Elfenbein immer in kleinen Quantitäten zu und läßt es wenigstens eine halbe Stunde lang fortwährend umrühren. Dann setzt man die Mischung beiseite, um sie kalt werden zu lassen, worauf man sie in die Büchsen füllt. Auch dies darf nicht an einem Orte geschehen, wo die Sonne scheint.“

Während meiner Geschäftsverbindung mit Proler (es war im Frühling 1839) lernte ich einen jungen Menschen Namens John Diamond kennen, der ein wirkliches Tanzgenie war. Ich traf ein Abkommen mit seinem Vater, übergab ihn einem Agenten, lenkte die öffentliche Aufmerksamkeit auf sein außerordentliches Talent (obschon ich dabei nicht selbst hervortrat) und er ward mit Recht als der beste Negertänzer und Vertreter der äthiopischen Groteskkünstler im ganzen Lande bekannt. Er war in der That das Vorbild der zahlreichen Künstler dieser Art, welche nun schon seit vielen Jahren das Publikum überrascht und amüsirt haben.

Im Frühling 1840 miethete ich von Mr. Bradford Jones den Salon in Vauxhall Garden in New-York und eröffnete ihn mit einer Reihe von Vorstellungen, mit Einschluß von Gesang, Tanz, Yankeegeschichten u. s. w. Miß Mary Taylor, die berühmte Sängerin, begann hier ihre theatralische Laufbahn.

Mein Unternehmen in Vauxhall entsprach meinen Erwartungen nicht und ich gab das Etablissement daher im August wieder auf. Nun war die Frage, was ich weiter beginnen sollte. Niemand weiß, wie ich mich gegen den Gedanken sträubte, wieder das Leben eines herumziehenden Schaustellers zu beginnen, ich hatte aber eine Familie zu ernähren, meine Mittel waren sehr zusammengeschmolzen und da sich nichts Besseres darbot, so beschloß ich abermals die Entbehrungen, Strapazen und Mißlichkeiten einer Reise im Westen und Süden auf mich zu nehmen.

Meine große Gesellschaft von Künstlern bestand aus Mr. C. D. Jenkins, einem ganz vortrefflichen Sänger und Nachahmer von Yankee- und andern excentrischen Charakteren, Master Diamond und einem Geiger! In Troy, Staat New-York, engagirte ich noch Francis Lynch, einen verwaisten vierzehnjährigen Vagabunden, dessen Talent später dazu diente, unsere Unterhaltungen

interessanter und abwechselnder zu machen. Mein Schwager, Mr. John Hallet, reiste als Agent und Verkündiger voraus.

Unsere Reiseroute führte über Buffalo, Toronto in Canada, Detroit, Chicago, Ottawa, Springfield, St. Louis und zahlreiche dazwischenliegende Plätze. Von der letztern Stadt an fuhren wir mit dem Dampfer direct nach New-Orleans, nachdem meine Gesellschaft durch Desertionen bis auf Master Diamond und den Geiger zusammengeschmolzen war. Am 2. Januar 1841 kamen wir in New-Orleans an und ich hatte noch 100 Dollars in der Tasche.

Mit einem gleichen Betrage war ich von New-York abgereist und viermonatliche Sorgen und Mühen hatten mit Ausnahme einiger kleinen Sendungen an meine Familie nichts abgeworfen, als die laufenden Ausgaben. In weniger als vierzehn Tagen später war in meinen Taschen tiefe Ebbe. Unserer guten Wirthin Mistreß Gillies waren wir eine Woche Kost- und Logisgeld schuldig und ich ward bedeutet „zu bezahlen oder auszuziehen.“ Ich bat um einigen Aufschub und versicherte ihr, daß ich wieder zu Geld kommen würde, sobald Diamond sein Benefiz hätte. Er spielte damals auch, aber das Theater war schwach besucht und der Gewinn gehörte noch der dunkeln Zukunft an. Da die würdige Frau von reisenden Künstlern eben keine hohe Meinung zu haben schien, so verlangte sie Bürgschaft und ich übergab ihr meine Uhr zum Pfand.

Am 16. begann die Ebbe wieder in Fluth umzuschlagen. An diesem Abend erhielt ich beinahe fünfhundert Dollars als meinen halben Antheil von Diamond's Benefiz, während die andere Hälfte laut Abkommen dem Director Caldwell des St. Charles-Theaters zufiel. Die Fluth hielt an, denn den nächstfolgenden Abend erhielt ich fünfzig Dollars und den dritten 479, die letztere Summe als meinen Antheil an der Einnahme bei einem großen Wetttanze, der ziemlich auf dieselbe Weise zu Stande gekommen war und ausgeführt ward, wie der Wettstreit zwischen Vivalla und Roberts in Philadelphia.

Die Engagements in Vicksburg und Jackson fielen nicht so günstig aus; bei unserer Rückkehr nach New-Orleans aber machten wir wieder ganz ausgezeichnete Geschäfte, eben so auch später in Mobile. Master Diamond jedoch brannte, nachdem er mir bedeutende Summen abgepreßt, endlich ganz durch und ich reiste am 12. März auf dem Mississippi und Ohio wieder nach der Heimath.

Diese siebenmonatliche Tour war nicht unfruchtbar an interessanten Ereignissen, sondern das Gegentheil. Ich habe hier blos eine Skizze unserer Reiseroute mitgetheilt und will nun blos noch einige andere Erinnerungen hinzufügen.

Als wir in New-Orleans ankamen, stand Tyrone Power, der mit Recht berühmte irische Schauspieler, im Begriff, mit dem Director Caldwell vom St. Charles-Theater ein Engagement abzuschließen. Ich freute mich sehr, seine

Bekanntschaft zu machen. Er war ein sehr trefflicher und liebenswürdiger Mann. Als er — es war am 18. Januar 1841 — von mir Abschied nahm, wünschte er mir von Herzen Glück zu meinen fernern Unternehmungen und sprach die Hoffnung aus, daß wir uns wiedersehen würden. Armer Power! Das Schiff, auf welchem er von New-York nach Liverpool unter Segel ging, verließ unsere Küste und nur das Auge des Herrn sah es in den Schoos der unendlichen Tiefe niedersinken.

Fanny Elsler kam in den ersten Tagen des März in New-Orleans an, um in St. Charles eine Reihe von Vorstellungen zu geben. Die besten Sitze im Parkett wurden auf dem Wege der Auction am 4. März durchschnittlich zu $4^1/_2$ Dollars verkauft. Dieser Preis schien mir ganz enorm zu sein und ich gestand bei mir selbst, daß der Director nach meiner Meinung fast Unmögliches geleistet, weil es ihm gelungen war, den öffentlichen Enthusiasmus bis zur Fieberhitze zu steigern. Ich ahnte nicht, daß ich, ehe noch zwölf Jahre um wären, in dieser selben Stadt Billets noch zu weit, weit höheren Preisen verkaufen würde. Als ich am 30. März in Pittsburg ankam, erfuhr ich, daß Jenkins, welcher Francis Lynch in St. Louis aus meinem Dienste gelockt, diesen jungen Menschen unter dem angenommenen Namen Master Diamond in dem Museum auftreten ließe. Ich besuchte die Vorstellung incognito und schrieb den nächsten Tag an Jenkins eine ironische Recension, indem ich ihm mittheilte, daß er mich wahrscheinlich in Pittsburg und bereit finden würde, unsern Prozeß sofort auszufechten, obschon ich, wenn ihm dies lieber wäre, die Sache noch ruhen lassen wollte, bis wir uns in New-York träfen.

Den nächsten Tag sprachen wir uns. Er drohte mich wegen verläumderischen Recensirens zu belangen und mein Gelächter reizte ihn wahrscheinlich noch mehr zu der Rache, die er am nächsten Tage versuchte. R. W. Lindsay, von welchem ich Joice Heth in Philadelphia 1835 gekauft und den ich seit jener Zeit nicht wieder gesehen, befand sich damals in Pittsburg. Auf Jenkins' Antrieb verklagte mich Lindsay auf den Werth einer Tonne Branntwein, welche ich ihm, wie er behauptete, außer dem Kaufgeld versprochen hatte. Der Magistrat verlangte, daß ich 500 Dollars Caution stelle. Ich war hier unter Fremden, konnte nicht sogleich Jemanden finden, der sich für mich verbürgte und ward demzufolge verhaftet! Mein Anwalt, dem ich Alles, was ich gerade in meinem Besitz hatte, zur Verfügung stellte, bewirkte gegen vier Uhr Nachmittags meine Freilassung.

Den nächsten Morgen ließ ich Jenkins unter der Anklage, daß er mir Francis Lynch abspenstig gemacht und diesem fälschlich „Master Diamond's Namen und Ruf" beigelegt habe, ebenfalls verhaften. Er spazierte eben so wie ich ins Gefängniß und ward eben so wie ich gegen vier Uhr Nachmittags wieder freigelassen! Da wir nun Beide uns im Gefängniß umgesehen, so vertagten wir unsern Streit, bis wir nach New-York kämen — und hier zog er ...utend den Kürzern. Was Lindsay betraf, so war dieser blos ein Werkzeug

in Jenkins' Hand gewesen und ich hörte nichts mehr von seinem Anspruche. Zwölf Jahre später besuchte er mich in Boston, um sich zu entschuldigen. Er war sehr arm und ich befand mich in sehr guten Umständen. Man wird es mir nicht verübeln, wenn ich hinzufüge, daß ich mich nicht unfreundlich gegen ihn erwies.

Am 23. April 1841 kam ich nach einer Abwesenheit von acht Monaten in New-York an. Ich fand meine Familie gesund und wohl, und nahm mir nochmals vor, nie wieder ein reisender Schausteller zu werden.

Neuntes Kapitel.

Das amerikanische Museum.

Am 26. April 1841 besuchte ich Robert Sears, den Verleger von Sears' Bilderbibel, und übernahm fünfhundert Exemplare dieses Werkes für 500 Dollars. Zugleich übergab er mir die Agentur für die Vereinigten Staaten und ich eröffnete am 10. Mai ein Büreau an der Ecke von Beckman- und Nassaustreets, welches später von Mr. Redfield in einen Buchladen umgewandelt ward, und worin sich gegenwärtig die Nassaubank befindet. Auf diese Weise machte ich einen abermaligen Versuch, dem Leben eines Schaustellers für immer Valet zu sagen und mich einem anständigen Berufe zu widmen. Ich ließ es nicht an Ankündigungen fehlen, ernannte Agenten und Unteragenten, und es gelang mir, im Laufe von sechs Monaten Tausende von Exemplaren abzusetzen, gleichzeitig aber auch eine hinreichende Anzahl in die Hände gewissenloser Agenten zu geben, welche mich wieder um allen Gewinn brachten.

Mittlerweile pachtete ich wieder den Vauxhall-Salon und eröffnete ihn am 14. Juni 1841. Ich dachte, es vertrüge sich nicht mit meiner Würde als „Bibelmann", wenn mich das Publikum auch als Pachter eines Theaters kennen lernte, und das Geschäft ward daher unter meiner Leitung durch Mr. John Hallet, meinen Schwager, besorgt. Wir schlossen den Salon am 25. September, nachdem wir ungefähr zweihundert Dollars Nettogewinn gehabt.

Das Leben in New-York, während ich nichts zu thun und eine Familie zu ernähren hatte, erschöpfte meine Fonds in kurzer Zeit und ich ward wieder so arm, als ich je zu sein wünschen konnte. Vergebens sah ich mich nach einer mir zusagenden Beschäftigung um, die mir einigen Verdienst abwürfe. Endlich erlangte ich den Posten eines Verfassers von Ankündigungen und Notizen für das Bowery-Amphitheater, wobei mir zugleich die Pflicht auferlegt ward, täglich eine Menge Zeitungsbüreaux zu besuchen, um meine Produkte abzugeben

und darauf zu sehen, daß sie auch wirklich inserirt würden. Dafür erhielt ich vier Dollars wöchentlich und war froh, daß ich wenigstens so viel hatte.

Eben so schrieb ich auch Artikel für die Sunday Press, um dadurch noch Einiges zur Erhaltung meiner Familie zu erwerben.

Diese Arbeiten wurden mir nicht schlecht bezahlt, aber dabei war der Erwerb doch immer nur ein höchst unsicherer, und ich begann in allem Ernste zu glauben, daß ich wieder auf der tiefsten Sprosse der Glücksleiter angelangt sei, während ich doch nun ein Alter erreicht hatte, wo es nothwendig ward, mich durch eine gewaltige Anstrengung über den Mangel zu erheben und ernsthaft daran zu denken, einen Nothpfennig zurückzulegen. Bisher hatte ich daran noch gar nicht gedacht. Ich hatte mich in verschiedene Unternehmungen eingelassen und mich um den Erfolg wenig gekümmert, dafern ich nur für die Gegenwart den nöthigen Unterhalt für meine Familie herausschlug. Jetzt sah ich, daß es die höchste Zeit ward, für die Zukunft zu sorgen.

Um diese Zeit erhielt ich einen Brief von meinem werthen Freund Thomas T. Whittlesey in Danbury. Er hatte schon seit langer Zeit eine Hypothekforderung von 500 Dollars auf ein Grundstück, welches ich in dieser Stadt besaß. Er schrieb mir, er sei überzeugt, ich würde nie eher etwas sparen, als bis ich ein Sieb erfände, welches das Wasser hielte, und da diese Erfindung keine sehr wahrscheinliche sei, so könnte ich ihn jetzt eben so gut bezahlen, als später. Dieser Brief bestärkte mich in den Entschlüssen, die ich gefaßt. Ich legte ihn unbeantwortet beiseite und sagte bei mir selbst: „Von jetzt an, Mr. Barnum, keinen Unsinn weiter; nun wird nicht mehr aus der Hand in den Mund gelebt; von diesem Augenblick an wirst Du gefälligst alle Deine Willenskraft darauf richten, Dir einen dauernden Erwerb für die Zukunft zu sichern."

Während ich als Annoncenverfertiger für das Bowery-Amphitheater beschäftigt war, erfuhr ich zufällig, daß die Sammlung von Sehenswürdigkeiten an der Ecke des Broadway und der Annstreet, die unter dem Namen von „Scudder's Amerikanischem Museum" bekannt war, zu verkaufen sei. Sie gehörte den Töchtern Mr. Scudder's und ward für Rechnung derselben von John Furzman, unter der Autorität Mr. John's Heath, als Administrator, geleitet. Der Preis, den man für die ganze Sammlung verlangte, war 15,000 Dollars. Ihrem Gründer, Mr. Scudder, hatte sie wahrscheinlich wenigstens 50,000 Dollars gekostet und er war durch den Ertrag des Etablissements in den Stand gesetzt gewesen, seinen Kindern ein ziemliches Vermögen zu hinterlassen. Seit mehreren Jahren jedoch war bei dem Geschäft fortwährend zugesetzt worden und den Erben lag daher viel daran, es zu verkaufen.

Man wird es unter den obwaltenden Umständen nicht überraschend finden, wenn mein spekulativer Geist diese Gelegenheit zu einem dauernden Etablissement sofort in Erwägung zog. Meine letzten Unternehmungen waren allerdings nicht einträglich gewesen und meine Fonds sehr schwach; aber in meiner Familie herrschten öfters Krankheiten, ich wünschte einmal die Segnung

eines festen Wohnsitzes zu genießen — und deshalb besuchte ich dieses Museum mehrmals als gedankenvoller Zuschauer. Ich sah, oder glaubte zu sehen, daß es nur Energie, Takt und Umsicht bedürfe, um ihm neues Leben einzuhauchen und es auf einen einträglichen Fuß zu bringen, und obschon es von meiner Seite anmaßend scheinen konnte, mit dem Gedanken an den Ankauf eines so werthvollen Besitzthums umzugehen, ohne das nöthige Geld dazu zu haben, so nahm ich mir doch ernstlich vor, diesen Ankauf womöglich zu bewirken.

Eines Tages begegnete ich einem Freund auf der Straße und setzte ihn von meinen Absichten in Kenntniß. „Du willst das Amerikanische Museum kaufen?" sagte er erstaunt, denn er wußte, daß in meinen Taschen tiefe Ebbe herrschte; „womit denn?"

„Mit Messing," antwortete ich, „denn Silber und Gold habe ich nicht."

So war es auch.

Das Museumgebäude gehörte, wie ich erfuhr, Mr. Francis W. Olmsted, einem ehemaligen Kaufmann, der seine Wohnung in Parkplace hatte. Wie man sich diesem großen Manne nähern könne, war eine schwierige Frage. Ich kannte Niemanden, der ihn kannte, und ohne Empfehlung zu ihm zu gehen wagte ich nicht, weil ich glaubte, ich liefe Gefahr, zum Hause hinausgeworfen zu werden. Deshalb schrieb ich an ihn einen Brief, in dem ich ihm meldete, daß ich die Sammlung des Museums zu kaufen wünschte, und daß, obschon ich keine baaren Mittel dazu hätte, ich doch, wenn ich den Kauf mit billigem Credit bewirken könnte, nicht zweifelte, daß mein Takt und meine Erfahrung, in Verbindung mit eifriger Entschlossenheit, mich in den Stand setzen würden, die Zahlungen zur Verfallzeit zu leisten. Auf diese Basis hin ersuchte ich ihn, die Sammlung in seinem Namen zu kaufen — mir sie schriftlich zuzusichern, unter der Bedingung, daß ich die Zahlungen, mit Einschluß des Miethzinses, pünktlich abführte — und mir von der Einnahme wöchentlich zwölf und ein halb Dollars zur Unterhaltung meiner Familie zu gewähren. Wenn ich ein einziges Mal verfehlte, den fälligen Termin zu bezahlen, so machte ich mich verbindlich, das Haus zu räumen und auf Wiedererstattung aller bis dahin gezahlten Summen ausdrücklich zu verzichten. „In der That, Mr. Olmsted," fuhr ich in meiner dringenden Vorstellung fort, „Sie können mich auf jede beliebige Weise binden und so fest als Sie wollen — nur machen Sie mir es möglich, den gehofften Schatz zu graben oder herauszukratzen, und ich werde ihn entweder heben, oder alle darauf verwendete Mühe und Arbeit verloren geben."

Ich bemühte mich dabei auch, Mr. Olmsted darzuthun, daß er, wenn er dieses Arrangement einginge, sich dadurch auf die Dauer einen Abmiether sichern würde, während man, wenn ich den Kauf nicht machte, das Museum wahrscheinlich bald schließen würde. Ich setzte hinzu, wenn er die Güte haben wollte, mir eine mündliche Unterredung zu gönnen, so würde ich es mir zur Ehre machen, ihm über meine Befähigung und Vergangenheit den genügend-

sten Aufschluß zu geben, überhaupt würde ich mich in alle von ihm vorzuschlagenden Bedingungen, dafern sie nur einigermaßen annehmbar wären, bereitwilligst fügen.

Ich besorgte den Brief selbst, übergab ihn seinem Diener und erhielt zwei Tage später eine Antwort, worin ich aufgefordert ward, zu einer bestimmten Stunde zu ihm zu kommen. Ich fand mich mit dem Schlage ein und Mr. Olmsted gab seine Zufriedenheit mit meiner Pünktlichkeit zu erkennen. Er faßte mich scharf ins Auge und stellte mehrere genaue Fragen in Bezug auf meine zeitherige Lebensweise und Geschichte. Ich erzählte ihm unumwunden, welche Erfahrungen ich als ein Mann, der das Publikum zu unterhalten gesucht, in verschiedenen Fächern gemacht — nannte Vauxhall-Garten, den Circus und verschiedene Schaustellungen, die ich im Süden dirigirt. Mr. Olmsted's äußere Erscheinung und sein Benehmen machten einen sehr günstigen Eindruck auf mich. Allerdings versuchte er einen strengen Blick anzunehmen und den Aristokraten zu spielen, aber nach meinem Dafürhalten sah der offene, gutmüthige und edle Mensch zum Auge heraus und eine spätere genaue Bekanntschaft bewies, daß dieser erste Eindruck ein vollkommen richtiger gewesen war.

„Auf wen können Sie sich berufen?“ fragte er.

„Auf Jeden meines Faches,“ entgegnete ich; „von Edmund Simpson, Director des Parktheaters, oder Niblo an bis auf die Herren Welch, Dune, Titus, Turner, Angevin oder andere Circus- oder Menageriebesitzer. Auch nenne ich Moses Y. Beach von der New-York Sun.“

„Können Sie einige dieser Herren veranlassen, mich zu besuchen?“ fuhr er fort.

Ich entgegnete, daß ich das könnte, und es ward besprochen, daß sie ihn den nächsten Tag besuchen und ich den darauf folgenden wiederkommen sollte. Mein Freund Niblo fuhr sogleich in seinem Wagen vor und hatte eine Unterredung mit Mr. Olmsted. Mr. Beach und mehrere andere der genannten Herren begaben sich auch hin und den nächstfolgenden Morgen machte ich dem Schiedsrichter meines Schicksals wieder meine Aufwartung.

„Ihre Empfehlungen gefallen mir nicht,“ sagte Mr. Olmsted kurz, als ich in das Zimmer trat.

Ich ward verlegen und sagte, es thäte mir leid, es zu hören.

„Sie sprechen alle zu gut von Ihnen,“ setzte er lachend hinzu; „in der That, sie reden, als ob sie alle gemeinschaftliche Sache mit Ihnen machen und den Gewinn theilen wollten.“

Diese Mittheilung erfreute mich sehr. Mr. Olmsted fragte nun, ob ich nicht einen Freund hätte, der sich für die richtige Abführung der Terminzahlungen verbürgte. Ich meinte, dies sei zweifelhaft.

„Können Sie mir irgend eine Sicherheit bieten, im Fall ich wirklich den Kauf für Sie bewirkte?“ war seine noch gründlichere Frage. Ich dachte so-

gleich an einige Feldgrundstücke, die ich noch in Connecticut besaß, aber sie waren schon mit Hypotheken belastet.

„Ich besitze einige Grundstücke und Gebäude in Connecticut, aber es haften Schulden darauf,“ entgegnete ich.

„Ja, ja, von bereits verpfändetem Grundbesitzthum mag ich nichts wissen,“ sagte Mr. Olmsted; „wahrscheinlich müßte ich sie später freimachen.“

Im fernern Verlaufe der Unterredung kamen wir überein, daß, wenn er den Kauf für mich machte, er das Eigenthumsrecht behalten sollte, bis Alles bezahlt wäre; ebenso sollte er auch auf meine Kosten einen Billeteinnehmer und Rechnungsführer ernennen, der ihm einen wöchentlichen Rechnungsauszug zustellte. Ferner ward bedungen, daß ich auch noch ein Zimmer in dem anstoßenden Gebäude, welches bis jetzt als Billardstube benutzt worden, übernehmen und dafür fünfhundert Dollars bezahlen sollte, so daß der ganze Miethzins dreitausend Dollars jährlich betrug. Der Miethcontrakt sollte auf zehn Jahre lauten. Ich war überzeugt, daß ich bei allen diesen Forderungen und Bewilligungen mein Möglichstes gethan und hoffte, daß der reiche Hausbesitzer keine weiteren Concessionen verlangen würde. Aber er war noch nicht zufrieden.

„Na,“ sagte er, „wenn Sie nur ein einziges schuldenfreies Grundstück hätten, welches Sie als Bürgschaft anbieten könnten, so glaube ich, ich würde es riskiren, das Geschäft mit Ihnen abzuschließen.“

Dies schien der Wendepunkt meines Schicksals zu sein. „Jetzt oder nie,“ dachte ich bei mir selbst und ließ im Geiste alle meine kleinen Besitzungen die Revue passiren, um zu sehen, ob nicht ein solches Grundstück darunter wäre. Plötzlich fiel mir die E p h e u i n s e l ein — und ich stellte mir sie wieder in all der Schönheit vor, mit welcher meine jugendliche Phantasie sie ausgestattet hatte. Ich zögerte einen Augenblick. Er ist schon hinreichend gedeckt — dachte ich bei mir selbst — aber wenn ich nicht irgend ein Grundstück nenne, so gehe ich am Ende des ganzen Museums verlustig. Ich sah nichts besonders Unrechtes darin und nachdem ich noch einen Augenblick nachgedacht, antwortete ich:

„Ich habe fünf Acker Land in Connecticut, auf welchen keinerlei Schuld oder Verbindlichkeit haftet.“

„So? was haben Sie dafür bezahlt?“

„Es war ein Geschenk von meinem Großvater Phineas Taylor, welches er mir wegen meines Namens machte.“

„War er reich?“ fragte Mr. Olmsted.

„Man hielt ihn in der dortigen Gegend für einen wohlhabenden Mann,“ antwortete ich.

„Das war hübsch von ihm, daß er Ihnen das Grundstück schenkte. Ohne Zweifel ist es werthvoll. Wahrscheinlich aber werden Sie, da es ein Geschenk ist, sich nicht gern davon trennen wollen.“

„Ich werde mich nicht davon zu trennen brauchen, sobald ich meine Zahlungen pünktlich leiste," antwortete ich, „und ich bin überzeugt, daß ich dies thun werde."

„Wohlan," sagte Mr. Olmsted, „ich glaube, ich werde den Ankauf für Sie bewirken. Auf alle Fälle werde ich mir die Sache überlegen und mittlerweile müssen Sie mit dem Administrator und den Erben des Museums sprechen und mit ihnen über den genauesten Preis handeln. Kommen Sie heut über acht Tage wieder zu mir."

Ich entfernte mich und begab mich sofort zu Mr. John Heath, dem Administrator. Sein Preis war 15,000 Dollars. Ich bot ihm 10,000 Dollars in sieben gleichen jährlichen Raten und gegen gute Bürgschaft zahlbar. Er erklärte, daß er zu diesem Preis nicht verkaufen könne und ich versprach wiederzukommen.

Während der nächstfolgenden Tage hatte ich noch mehrere Unterredungen mit Mr. Heath und man kam endlich überein, daß ich das Museum für 12,000 Dollars, auf die eben angegebene Weise zahlbar, bekommen und am 15. November den Besitz antreten sollte. Mr. Olmsted war damit einverstanden und es ward ein Morgen zur Ausfertigung und Unterschrift bestimmt. Mr. Heath erschien, erklärte aber, er müsse die fernere Unterhandlung mit mir ablehnen, denn er habe die Sammlung an die Directoren von Peele's Museum für 15,000 Dollars verkauft und bereits 1000 Dollars abschläglich darauf erhalten.

Ich war wie vom Donner gerührt. Ich appellirte an seine Ehre. Er entgegnete, er habe mir nichts Schriftliches gegeben, sei deshalb nicht gesetzlich gebunden und hielte es für seine Pflicht, für die verwaisten Töchter sein Bestes zu thun. Mr. Olmsted sagte, ich thäte ihm leid, aber er könne mir nicht helfen. Er hatte nun permanente Miether, hinsichtlich deren er durchaus nichts zu riskiren hatte und ich ward nothwendigerweise über Bord geworfen.

Ich entfernte mich mit Empfindungen, die ich nicht versuchen will zu schildern. Ich erkundigte mich sogleich näher nach der Gesellschaft, welcher Peele's Museum gehörte. Dieselbe bestand aus einer Anzahl Spekulanten mit einem verunglückten Bankpräsidenten an der Spitze, welche Peele's Sammlung für einige tausend Dollars gekauft hatten, um das Amerikanische Museum damit zu verschmelzen, für fünfzigtausend Dollars Actien darauf ausgeben, 30,000 Dollars Gewinn einstecken und es dann den Actieninhabern überlassen wollten, selbst zuzusehen, wie sie wieder zu ihrem Gelde kämen.

Ich ging sogleich zu mehrern Journalredacteuren, wie Major M. M. Noah, M. Y. Beach, meinen guten Freunden West, Herrick und Ropes vom „Atlas" und Andern und setzte sie von meinem Vorhaben und den Schwierigkeiten, worauf dasselbe gestoßen, in Kenntniß.

„Seht," sagte ich, „wenn Ihr mir Eure Spalten öffnen wollt, so sprenge ich diese Spekulation sofort in die Luft!" Sie waren alle damit

einverstanden und ich schrieb nun eine Menge kleiner Artikel, in welchen ich das Publikum vor dem Ankauf der Museumactien warnte, mich lustig darüber machte, daß ein Directorium von verunglückten Bankpräsidenten sich mit der Ausstellung ausgestopfter Affen und Gänserichhäute befassen wolle, erinnerte an das Schicksal des zoologischen Instituts, welches durch eine ähnliche Spekulation zu Grunde gegangen und sagte dem Publikum schließlich, daß ein solches Unternehmen eben so unklug sei, wie Dickens' „Große vereinigte Metropolitan-Gesellschaft für Fabrikation und pünktliche Ablieferung von warmen Semmeln und Brezeln."

Das Actienunternehmen war damit sofort aufs Haupt geschlagen. Ich ging nun zu Mr. Heath und bat ihn um eine vertrauliche Unterredung. Er gewährte sie mir. Ich fragte ihn, wenn die Directoren die andern vierzehntausend Dollars bezahlen würden. „Am 26. December, bei Verfall der bereits eingezahlten tausend Dollars," war die Antwort. Ich versicherte ihm, daß sie diese Summe niemals bezahlen würden, daß sie sie nicht aufbringen könnten, daß ihm zuletzt das Museum auf dem Halse bleiben werde und daß ich, wenn ich einmal wieder eine Schaustellung im Süden unternähme, das Museum dann um keinen Preis haben möchte.

„Sehen Sie," sagte ich, „wenn Sie mit mir unter der Hand ein Abkommen dahin treffen wollen, daß ich, wenn diese Herren am 26. December nicht bezahlen, das Museum am 27. für 12,000 Dollars bekommen soll, so will ich es darauf ankommen lassen und bis dahin warten."

Er war mit diesem Vorschlage einverstanden, meinte aber, er sei überzeugt, daß sie ihre tausend Dollars nicht im Stiche lassen würden.

„Sehr gut," sagte ich; „Alles, was ich von Ihnen verlange, ist, daß von dem zwischen uns besprochenen Arrangement nichts bekannt werde."

Er willigte ein.

„Am 27. December um zehn Uhr Vormittags wünsche ich Sie in Mr. Olmsted's Zimmer zu treffen, bereit, die Urkunden zu unterzeichnen, dafern jene Gesellschaft die 14,000 Dollars am 26. nicht bezahlt."

Er war damit einverstanden und brachte es auf meinen Wunsch zu Papier.

Von diesem Augenblicke an war ich fest überzeugt, daß das Museum mein sei. Ich begab mich zu Mr. Olmsted und sagte ihm dies. Er versprach, die Sache verschwiegen zu halten und die Urkunden zu unterzeichnen, wenn die andere Partei ihrer übernommenen Verbindlichkeit nicht nachkäme.

Dies war etwa am 15. November. Allen, die mit mir über das Museum sprachen, sagte ich einfach, ich würde es nicht bekommen. Mittlerweile konnte die neue Gesellschaft auch nicht für einen Dollar Actien verkaufen, denn ich setzte meine Angriffe auf das Unternehmen durch die Zeitungen mit unermüdlicher Heftigkeit fort.

Etwa am 1. December erhielt ich einen Brief von dem Secretair der „Peele's Museum-Compagnie" oder vielmehr der „New-York Museum-

Compagnie", wie sie sich nannte, worin ich ersucht ward, den nächstfolgenden Montag Vormittag mich bei der Direction im Museum einzufinden, wo ich wahrscheinlich etwas für mich Vortheilhaftes hören würde. Ich sah, daß die Journalmedicin wirkte. Es war klar, daß diese Herren mein Stillschweigen zu erkaufen wünschten.

Ich fand mich pünktlich zu der bestimmten Zeit ein. Das „ehrenwerthe Directorium" war versammelt. Der ehrwürdige Präsident, ein grauköpfiger, mit Falkenaugen versehener alter Mann, der zuletzt Präsident einer zusammengebrochenen Bank gewesen, redete mich mit dem freundlichsten Lächeln und den glattesten Worten an. Das Kurze und Lange der Sache war, daß sie mir das Anerbieten machten, mich als Aufseher für die beiden vereinigten Museen zu engagiren. Ich that, als ob ich die Sache ganz ernstlich nähme und als ich aufgefordert ward, den Gehalt zu nennen, den ich fordern würde, so erklärte ich, daß ich es für 3000 Dollars jährlich thun wollte. Die Herren machten mir viele Complimente über den Ruf meiner Geschicklichkeit in diesem Fache und engagirten mich gegen die von mir geforderte Summe, so daß mein Salair mit dem 1. Januar 1842 beginnen sollte. Als ich die Nähe dieser hohen Herren wieder zu verlassen im Begriff stand, bemerkte der liebenswürdige Präsident freundlich:

„Natürlich, Mr. Barnum, werden Sie nun keine weiteren Angriffe auf uns in den Zeitungen machen."

„Ich werde mich stets bemühen, dem Interesse meiner Chefs zu dienen," antwortete ich.

Die schalkhaften Directoren stimmten höchst wahrscheinlich, sobald ich weit genug fort war, ein herzliches Gelächter an. Sie glaubten, wenn sie mich auf diese Weise zum Schweigen brächten, so könnten sie ihre Actien verkaufen und dann den Actieninhabern erlauben, mich, sobald sie beliebten, wieder über Bord zu werfen. Sie dachten mich nun sicher gefangen zu haben; ich aber wußte, daß ich *sie* gefangen hatte.

Da ich nun nach ihrer Meinung beseitigt war, so fürchteten diese Directoren nicht, daß irgend ein anderer Mensch einen Versuch machen würde, das Amerikanische Museum zu kaufen und sie beschlossen, ihre Actien nicht eher anzukündigen, als bis zum 1. Januar, um den Leuten desto länger Zeit zu lassen, die von mir darauf unternommenen Angriffe zu vergessen. Was die für den 26. December versprochene Zahlung betraf, so glaubten sie, weil sie nichts davon wußten, daß Mr. Heath mit mir auf 12,000 Dollars contrahirt, er werde sehr gern warten, bis es ihnen beliebte, ihn zu bezahlen. In der That waren sie in dieser Beziehung so naiv, daß sie den Administrator am 26. December gar nicht aufsuchten, ja ihm nicht die mindeste Entschuldigung oder Notiz zugehen ließen!

Am Morgen des 27. war ich mit meinem Rechtsanwalt Chas. T. Cromwell, Esq., um halb zehn Uhr in Mr. Olmsted's Zimmer. Mr. Heath kam

mit seinem Anwalt pünktlich um Zehn und ehe es noch zwei Uhr schlug, war ich in formellen Besitz des Amerikanischen Museums gesetzt. Das Erste, was ich, nachdem ich auf diese Weise installirt war, that, war, daß ich das folgende Billet schrieb und absendete:

„Amerikanisches Museum, New-York 27. December 1841.

„An den Präsidenten und die Directoren des New-York-Museums.

„Meine Herren, — es macht mir großes Vergnügen, Ihnen mittheilen zu können, daß Ihnen bis auf Weiteres der freie Zutritt gestattet ist.“

„P. T. Barnum, Eigenthümer.“

Der Präsident erstaunte nicht wenig und konnte kaum seinen Augen trauen. Er begab sich sofort zu Mr. Heath und erfuhr hier, daß ich in der That das Amerikanische Museum gekauft hätte und im Besitz desselben sei. Seine Entrüstung kannte keine Grenzen. Er drohte mit gerichtlicher Klage, aber als er einsah, daß eine solche ihm nichts helfen würde, verlangte er wenigstens die Rückgabe der tausend Dollars, die bereits abschläglich bezahlt worden. Auch dies ward ihm verweigert, weil die Summe verfallen war, und die Gesellschaft verlor sie demgemäß.

Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß ich nun meine ganze Energie entwickelte. Es hieß jetzt so recht eigentlich: „Wurst oder Schale.“ Entweder mußte ich binnen der festgesetzten Frist das Etablissement bezahlen oder es mit allen darauf geleisteten Abschlagszahlungen im Stiche lassen, dafern Mr. Olmsted auf dem Buchstaben des Contraktes beharrte. Doch, mochte auch kommen, was da wollte, so war ich fest entschlossen, das Gelingen meines Vorhabens wenigstens zu verdienen, und Kopf, Hand und Fuß waren gleich geschäftig, die Interessen des Museums zu fördern.

Das Ersparungssystem, welches nothwendig war, um meine Familie in der Stadt New-York mit sechshundert Dollars jährlich zu erhalten, ward nicht blos von meiner Gattin gebilligt, sondern sie erklärte sich auch bereit, die Ausgaben, da nöthig, bis auf vierhundert Dollars pr. Jahr zu vermindern.

Eines Tages, ungefähr sechs Monate, nachdem ich das Museum gekauft, war mein Freund Mr. Olmsted zufällig gegen zwölf Uhr in meinem Billetverkaufbüreau und traf mich, als ich eben beschäftigt war, mein Mittagsmahl zu mir zu nehmen, welches aus einigen Schnitten Pökelfleisch und Brod bestand, die ich mir am Morgen von zu Hause mitgebracht.

„Diniren Sie auf diese Weise?“ fragte er.

„Ich habe, seitdem ich das Museum gekauft, außer des Sonntags, noch niemals etwas Warmes zu Mittag genossen,“ entgegnete ich, „und ich habe mir vorgenommen, es auch an Wochentagen nicht eher zu thun, als bis ich mich aus meinen Schulden herausgearbeitet habe.“

„O dann sind Sie schon so gut wie heraus und werden das Museum bezahlen, ehe noch das Jahr um ist,“ entgegnete er, indem er mich vertraulich

auf die Schulter klopfte, und er hatte Recht, denn in weniger als einem Jahre nach diesem Tage war ich in vollem Besitz des Museums als meines Eigenthums, weil ich es von dem Ertrage des Etablissements bis auf den letzten Cent bezahlt hatte.

Das Amerikanische Museum war zur Zeit, wo ich es kaufte, wenig mehr als der Kern Dessen, was es jetzt ist. Während der dreizehn Jahre, wo es sich in meinem Besitz befindet, habe ich den Werth der permanenten Merkwürdigkeiten und Schönheiten des Etablissements mehr als verdoppelt. Diese Vermehrungen stammen theils aus Peele's Museum, welches ich im Herbst 1842 kaufte und mit meiner frühern Sammlung vereinigte; theils aus der großen und seltenen Sammlung, die unter dem Namen des Chinesischen Museums bekannt war und welche ich 1848 mit dem Amerikanischen Museum verschmolz; theils auch durch Ankäufe von allen Orten, wo ich Curiositäten fand, sowohl in Amerika, als in Europa.

Der Raum, der jetzt durch meine Museumszwecke in Anspruch genommen wird, ist mehr als noch ein Mal so groß, als er 1841 war. Das Lesezimmer, welches ursprünglich klein, schlecht eingerichtet und unbequem war, ist mehrmals erweitert und verbessert worden, so daß es jetzt als einer der bequemsten und schönsten Unterhaltungssäle in New-York betrachtet werden kann.

Auch in anderen Beziehungen haben Erweiterungen und Verbesserungen stattgefunden. Anfangs war das Museum weiter nichts als eine Sammlung von Curiositäten bei Tage und Abends fand eine Vorstellung statt, die aus unzusammenhängenden, heterogenen Amüsements bestand, so wie man sie noch jetzt in vielen der untergeordneten Schaustellungen findet. Bei mir fanden sehr bald regelmäßig alle Sonnabend Nachmittag Vorstellungen statt und nicht lange darauf geschah dies auch am Mittwoch-Nachmittag. Jahrelang haben nach Ausweis unserer Programme an allen Wochentagen Nachmittag und Abends (natürlich mit Ausnahme des Sonntags) Vorstellungen stattgefunden und an großen Feiertagen haben wir zuweilen bis zu zwölf Vorstellungen gegeben.

Hierin sind nun allmälig viele Veränderungen vorgegangen, um so viel Abwechselung zu bieten als möglich. Betriebsame Flöhe, gelehrte Hunde, Jongleure, Automaten, Bauchredner, lebende Bilder, Tableaux, Zigeuner, Albinos, dicke Kinder, Zwerge, Riesen, Seiltänzer, phrenologische Karrikaturen und „lebendige Yankees", Pantomimen, Instrumentalmusik, Sänger und Tänzer (mit Einschluß von Aethiopiern) u. s. w. sind in meinem Museum eben so zu sehen und zu hören gewesen wie Dioramen, Panoramen, Modelle von Dublin, Paris, dem Niagarafall, mechanische Figuren, Glasbläserei, Knetemaschinen und andere Triumphe der Künste, Nebelbilder, amerikanische Indianer nebst ihren kriegerischen und religiösen Ceremonien u. s. w. u. s. w.

Ich brauche nicht die Reihenfolge anzugeben, in welcher diese mannigfaltigen Dinge dem Publikum vorgeführt wurden. In einer Beziehung hat

in dem allgemeinen Plan eine gründliche, obschon allmälige Veränderung stattgefunden, denn das moralische Drama ist jetzt, und schon seit mehreren Jahren der wichtigste Gegenstand in dem sogenannten Lesesaal des Amerikanischen Museums.

Abgesehen von dem Werthe und Interesse dieser Vorstellungen und abgesehen von Allem, was auf die Bühne Bezug hat, ist auch schon die permanente Sammlung von Sehenswürdigkeiten ohne Zweifel den gleichförmigen Eintrittspreis für alle Unterhaltungen des Etablissements reichlich werth und ich kann es mir daher gefallen lassen, daß man mich des „Humbug" beschuldige, wenn ich einige vorübergehende Neuigkeiten hinzufüge, welche den Reiz vermehren und die Neugier anlocken. Wenn ich eine zweifelhafte Seejungfer in meinem Museum ausgestellt habe, so darf man nicht übersehen, daß ich auch Kameloparden, ein Rhinoceros, braune Bären, Orangutangs, große Schlangen u. s. w. dem Publikum gezeigt, hinsichtlich deren keinerlei Irrthum stattfinden konnte, weil sie lebendig waren, und ein wenig „Effectmacherei" in Gestalt von Transparenten, Fahnen, übertriebenen Gemälden und lobpreisenden Ankündigungen findet in einem solchen Labyrinth von wunderbaren, lehrreichen und unterhaltenden Wahrheiten wohl einige Entschuldigung. Ich zweifle überhaupt nicht, daß die Art Effectmacherei, welche ich hier meine, vollkommen erlaubt ist und daß das Publikum selbst sie gern sieht. Die Prädicate „Humbug" und „Fürst der Humbugs" habe ich mir zuerst selbst beigelegt. Ich machte sie zu einem Theil meines „Materials" und führe hier einige Worte aus den von dem beliebten englischen Schriftsteller Albert Smith geschriebenen „Schicksalen der Familie Scattergood" an:

„Es ist nichts Kleines, ein Humbug zu sein," sagte Mr. Roffat; „ich bin oft einer genannt worden. Das Wort bedeutet, daß man dem Publikum wirklich zu imponiren verstehe. Jeder, der dies im Stande ist, kann auch darauf rechnen, von Jemandem, der es nicht im Stande ist, ein Humbug genannt zu werden."

Zu meinen ersten Extraausstellungen in dem Amerikanischen Museum gehörte ein Modell des Niagarafalles, welches dem Künstler Grain gehörte. Es war unzweifelhaft ein schönes Modell, ganz genau nach den mathematischen Proportionen dieses großen Wasserfalles gearbeitet, mit allen Bäumen, Felsen u. s. w. in seiner unmittelbaren Umgebung. Die Abgeschmacktheit der Sache bestand aber darin, daß man auch Wasser dazu nahm und auf diese Weise ein wirkliches Facsimile dieses großen Naturwunders herzustellen gedachte. Der ganze Wasserfall war ungefähr achtzehn Zoll hoch und alles Andere im Verhältniß!

Ich gestehe, daß ich mich selbst der Sache ein wenig schämte, aber auf dem Zettel machte sie sich ganz gut und ich kaufte das Modell für zweihundert Dollars. Meine Ankündigungen meldeten nun, daß unter den übrigen Sehenswürdigkeiten des Museums sich auch

Das große Modell des Niagarafalls mit wirklichem Wasser

befinde.

Eine einzige Tonne Wasser reichte bei diesem Modell für die ganze Saison hin, denn es floß von dem Falle herab in einen hinter den Couliffen angebrachten Behälter, aus welchem es mittelst einer kleinen Pumpe fortwährend wieder in die Höhe getrieben ward, so daß es einen ununterbrochenen Kreislauf machte.

Viele Besucher, denen ihre Mittel nicht erlaubten, nach Niagara zu reisen, sahen sich bewogen, das „Modell mit wirklichem Wasser" zu besuchen, und wenn sie die Sache ziemlich winzig fanden, so hatten sie für ihre 25 Cents auch noch das ganze Museum und man war zufrieden.

Eines Tages ward ich plötzlich aufgefordert, bei dem Directorium der Croton-Wasserleitungs-Gesellschaft den nächsten Morgen um zehn Uhr zu erscheinen. Ich fand mich pünktlich ein.

„Sir", sagte der Präsident, „Sie bezahlen blos 25 Dollars jährlich für das Croton-Wasser in dem Museum. Dieses Quantum ist aber blos für die gewöhnlichen Bedürfnisse Ihres Etablissements berechnet. Das Wasser zu Ihrem Niagarafalle können wir Ihnen nicht ohne eine bedeutende Extravergütung liefern."

Ich bat den Präsidenten, nicht Alles zu glauben, was er in den Zeitungen läse und eben so auch meine Anschlagzettel nicht allzu buchstäblich zu deuten. Hierauf erklärte ich den Mechanismus des großen Wasserfalles und erbot mich, das Wasser, welches ich über eine Tonne pro Monat für den Niagarafall brauchte, mit einem Dollar für den Tropfen zu bezahlen, vorausgesetzt, daß meine Pumpe in gutem Stande bliebe. Man entließ mich unter dem herzlichen Gelächter der Commissäre, in welches der würdige Präsident herablassend mit einstimmte.

Eines Tages besuchte Louis Gaylord Clark, Esq., der witzige und beliebte Redacteur des „Knickerbocker," mein Museum. Ich hatte noch nie das Vergnügen gehabt, ihn zu sehen und er gab sich mir zu erkennen. Es lag mir sehr viel daran, daß mein Etablissement in seinem allgemein beliebten Journal auf möglichst vortheilhafte Weise besprochen werde und ich führte ihn daher selbst in dem Museum herum und machte ihn auf alle interessanten Gegenstände aufmerksam. Wir passirten den Eingang des Saales, in welchem der Niagarafall stand, gerade in dem Augenblick, wo die Zuschauer nach Beendigung der Vorstellungen im Lesesaale hereinkamen, und da ich die Pumpe gehen hörte, so wußte ich, daß der große Wasserfall bereits in vollem Gange sei.

Ich wünschte diese Schaustellung zu umgehen, denn ich war überzeugt, daß, wenn Mr. Clark das Niagaramodell sähe, er von dem ganzen Etablissement eine üble Meinung fassen und es in seinem „Knickerbocker" tüchtig heruntermachen oder (was ich stets als noch weit schlimmer für mich betrachte)

gänzlich mit Verachtung und Stillschweigen übergehen würde. Da ich ihn sich dem Eingang nähern sah, so bemühte ich mich, seine Aufmerksamkeit auf einen interessanten Gegenstand in dem andern Saale zu lenken, aber es war zu spät. Er hatte einen Zusammenlauf von Zuschauern in dem „Wasserfallsaale" bemerkt und er ward neugierig zu wissen, was dort vorgehe.

„Kommen Sie, Barnum," sagte Clark, „lassen Sie uns doch sehen, was Sie hier haben."

„Es ist weiter nichts als ein Modell des Niagarafalls," entgegnete ich.

„Aha, ja, jetzt besinne ich mich. Ich habe Ihre Ankündigungen und Anschlagzettel bemerkt, welchen zufolge hier der Niagarafall mit wirklichem Wasser zu sehen ist. Ich möchte doch einmal den Wasserfall in Thätigkeit sehen," sagte Clark, indem er gleichzeitig auf einen Stuhl stieg, um über die Köpfe der Zuschauer hinwegzusehen.

Ich ward außerordentlich verlegen, als ich diese Bewegung sah und das Arbeiten der alten Pumpe hörte, deren Knarren mir jetzt viel toller zu sein schien als früher. Ich hielt den Athem an und erwartete, den scharfsinnigen Redacteur dies für den einfältigsten Humbug erklären zu hören, den er je gesehen. Gleich darauf aber war ich eben so überrascht als erfreut, ihn sagen zu hören:

„Wirklich, Barnum, das ist eine ganz neue Idee. So etwas habe ich noch nie gesehen."

Ich lebte sofort wieder auf und in der Meinung, daß Louis Gaylord Clark, wenn er dieses alte Modell sehr interessant finde, noch sehr „grün" sein müsse, beschloß ich sofort, Alles, was in meinen Kräften stünde, zu thun, um seiner „Grünheit" Vorschub zu leisten.

„Ja," antwortete ich, „es ist eine ganz neue Idee."

„Ich gestehe, daß ich in meinem ganzen Leben noch nicht etwas dem Aehnliches gesehen habe!" rief Clark mit wirklichem Enthusiasmus.

„Ich schmeichle mir allerdings, daß es in Bezug auf Originalität und Scharfsinn Alles übertrifft, was die Erfindungen der Neuzeit bieten," entgegnete ich mit dem Gefühl des Frohlockens, als ich sah, daß ich den großen Kritiker gefangen hatte und eines Puffs von der besten Sorte gewiß sein könne.

„Originell!" rief der Redacteur. „Ja, es ist ganz gewiß originell, ich hätte mir nie so etwas träumen lassen; seit meiner Geburt habe ich nie etwas der Art gesehen — und hoffe von ganzem Herzen, daß ich es auch niemals wieder sehen werde!"

Ich brauche nicht erst zu sagen, daß ich sofort verstummte und mich tausend Meilen hinwegwünschte. Wir begaben uns nun in die oberen Stockwerke des Museums und endlich auf das Dach, wo ich einen „hängenden Garten" angekündigt hatte, der aus zwei Kübeln mit verkümmerten oder verdorrten Cedern und zehn oder zwölf Töpfen mit verwelkten Blumen bestand und durch ein Dutzend kleiner Tische und Stühle zur Bequemlichkeit Derer vervollständigt ward, die in dieser schönen, auf Kübel und Töpfe beschränkten Natur eine Por=

tion Eis zu genießen wünschten. Der „Knickerbocker" erschien und ich freute mich zu sehen, daß, während er den Fleiß und Eifer des neuen Besitzers des Museums lobte und diesem Etablissement eine glückliche Zukunft prophezeite, der „Niagarafall mit wirklichem Wasser" freundlich und rücksichtsvoll unbesprochen gelassen war.

Einige Monate später kam Mr. Clark fast ganz außer Athem ins Museum und redete mich ganz eifrig und ernsthaft mit den Worten an: „Freund Barnum, ich komme, Sie zu fragen, ob Sie in Ihrem Museum die Keule haben, mit welcher Capitain Cook erschlagen wurde?"

Ich besann mich, daß ich eine ganze Menge indianischer Kriegskeulen unter der Sammlung uramerikanischer Merkwürdigkeiten hatte, und da ich mich bei Clark für seine Persiflage wegen des Niagarafalls wieder abzufinden wünschte, so antwortete ich sofort, daß ich allerdings im Besitz der fraglichen Keule sei.

„Nun, das freut mich zu hören," sagte er; „wissen Sie, daß ich schon seit langer Zeit einen ganz sonderbaren und unüberwindlichen Wunsch hege, die fragliche Keule zu sehen?"

„Warten Sie einige Minuten und ich werde sie Ihnen zeigen," antwortete ich.

Ich ging eine Treppe höher, suchte in einer Menge Kriegskeulen herum, wählte endlich eine möglichst schwere aus, die ganz so aussah, als hätte Capitain Cook oder sonst Jemand, mit dessen Kopf sie in Berührung gekommen wäre, damit erschlagen werden können.

Nachdem ich schnell einen kleinen Zettel mit der Aufschrift: „Die Capitain Cook-Keule" daran befestigt, trug ich sie hinunter zu Mr. Clark und versicherte ihm, daß dies die Todeswaffe sei, welche er zu sehen gewünscht.

„Ist es möglich!" rief er, indem er sie in die Hand nahm. Er hob sie hierauf in die Höhe und rief: „Ja, in der That, es ist eine furchtbare Waffe!"

„Ja," antwortete ich mit ernsthafter Miene, während ich mich innerlich schon freute, jetzt Mr. Clark mit Zinsen wieder zu bezahlen, „ich glaube, das arme Schlachtopfer ist damit auf den ersten Streich getödtet worden."

„Der arme Capitain Cook!" rief Clark seufzend; „ich möchte wissen, ob er noch eine Zeit lang die Besinnung behalten hat, nachdem er den tödtlichen Streich empfangen."

„Ich glaube kaum," antwortete ich mit verstellt trauriger Miene.

„Aber Sie wissen ganz gewiß, daß dies wirklich dieselbe Keule ist?" fragte Clark.

„Wir haben Documente, welche ihre Identität außer allen Zweifel setzen."

„Der arme Cook, der arme Cook!" sagte Clark nachdenklich. „Wohlan, Mr. Barnum," fuhr er mit ernster, feierlicher Miene fort, indem er gleichzeitig seine Hand ausstreckte und die meine herzlich schüttelte, „ich bin Ihnen wirklich für Ihre Güte sehr verbunden. Ich empfand einen unüberwindlichen Wunsch die Keule zu sehen, mit welcher Capitain Cook erschlagen

worden und war im Voraus überzeugt, daß Sie meinen Wunsch würden befriedigen können. Ich bin schon in einem halben Dutzend kleinerer Museen gewesen und da diese sie alle hatten, so konnte ich mit Sicherheit darauf rechnen, daß sie in einem so großen Etablissement, wie dem Ihrigen, auch nicht fehlen würde!"

Meine Lorbeeren welkten sehr rasch und ich fühlte, daß ich, wenn ich nicht all meinen Witz zusammenraffte und Clark wenigstens eine Abschlagszahlung auf Das leistete, was er nun von mir zu fordern hatte, für alle seine Bekannten ein Gegenstand des Gelächters werden würde. Einige Wochen darauf schrieb ich ihm daher ein Billet und theilte ihm mit, ich wünschte ihn wegen einer für mich sehr wichtigen Angelegenheit auf einige Augenblicke in meinem Büreau zu sprechen.

Er kam sofort.

„Jetzt," sagte ich, „wünsche ich nichts weiter von Ihrem Unsinn zu hören, sondern Ihren nüchternen, ernsten guten Rath."

„Lieber Barnum," antwortete er in der Fülle seines wahrhaft edeln Herzens, „nichts wird mir größeres Vergnügen machen, als Ihnen auf irgend eine Weise, die in meinen Kräften steht, zu dienen."

Ich theilte ihm nun mit, daß ein Herr, welcher in Aegypten gewesen, aus dem Nil einen höchst merkwürdigen lebenden Fisch mitgebracht habe, den er mir miethweise zur Schaustellung überlassen wolle. Der Fisch, sagte ich, sei ganz eigenthümlich geformt und der Besitzer wolle 5000 Dollars bei einem Banquier deponiren und diese für verfallen erklären, wenn der Fisch nicht binnen sechs Wochen eine Transformation erführe, in Folge deren sein Schwanz verschwinden und statt dessen Beine zum Vorschein kommen würden.

„Ist es möglich?" rief Clark höchst erstaunt.

Ich versicherte ihm, daß die Sache ihre volle Richtigkeit habe. „Aber," sagte ich, „er verlangt einen ziemlich hohen Preis und deshalb wollte ich Sie erst um Ihre Meinung wegen des muthmaßlichen Erfolgs fragen. Er verlangt für die Woche hundert Dollars Miethe."

„Das ist doch nicht viel, lieber Freund. Der Fisch muß Ihnen doch in einem Tage mehr als noch einmal so viel einbringen. Die ganze Sache ist ja ganz unglaublich. Sie wird die Naturforscher stutzig machen — die ganze wissenschaftliche Welt aufrütteln und die Massen anlocken."

„Glauben Sie das wirklich?" fragte ich.

„Auf Ehre, ich bin fest überzeugt davon," antwortete Clark mit großem Enthusiasmus. „Schließen Sie ein Engagement auf sechs Monate oder wo möglich auf ein Jahr, dann rücken Sie heraus und erzählen die Thatsachen in Bezug auf diese wunderbare Umgestaltung. Sie theilen mit, daß 5000 Dollars deponirt worden, welche der Armenkasse unserer Stadt verfallen sind, wenn die Veränderung nicht in der beschriebenen Weise stattfindet und ich gebe Ihnen mein Wort darauf, daß Ihr Museum nicht groß genug sein wird, um

die Zahl der Besucher alle zu fassen. Ich glaube, Sie können bei diesem Geschäft Ihre 20,000 Dollars verdienen."

Ich dankte Mr. Clark innig für seinen freundlichen Rath und versicherte ihm, daß ich nicht verfehlen würde, seinen Rath zu befolgen.

„Ich muß gestehen," sagte ich, „daß mir die Speculation gleich auf den ersten Blick vortheilhaft erschien, nur will mir der Name des Fisches nicht recht gefallen. Und auf den Namen kommt doch auch etwas an."

„Ach, dummes Zeug, der Name thut gar nichts zur Sache. Wie heißt denn der Fisch?"

„Kaulquappe — Sie wissen schon, es wird später ein Frosch daraus!" antwortete ich mit unerschütterlichem Ernste.

„Zum Teufel! Da bin ich einmal richtig auf die Leimruthe gegangen!" rief Clark, indem er aufsprang und die Treppe hinuntereilte.

Die „Seejungfer von Fedschih" war eine Curiosität, von welcher Viele glaubten, ich hätte sie selbst fabricirt oder fabriciren lassen. Dies ist nicht der Fall. Allerdings habe ich das Meinige dazu beigetragen, um das Publikum damit bekannt zu machen, und da ich jetzt einmal zum Beichten aufgelegt bin, so will ich auch in dieser Beziehung „reinen Wein einschenken". Vorher jedoch muß ich berichten, wie sie in meinen Besitz kam und welche Geschichte man mir davon erzählte.

Zu Anfange des Sommers 1842 kam Moses Kimball, Esq., der bekannte Besitzer des Boston-Museums, nach New-York und zeigte mir eine vorgebliche Seejungfer. Er sagte, er habe sie von einem Matrosen gekauft, dessen Vater während seines Aufenthalts in Calcutta im Jahre 1817 — als Capitain eines Schiffes von Boston, dessen Hauptbesitzer Capitain John Elleyrie war — sie gekauft habe, in dem Glauben, es sei ein wohlerhaltenes Exemplar von einer wirklichen Seejungfer, die, wie man ihm versicherte, durch japanesische Seeleute dorthin gebracht worden. Nicht zweifelnd, daß dieses Geschöpf für Andere eben so interessant sein werde als für ihn selbst und in der Hoffnung, damit als einer außerordentlichen Rarität eine gute Speculation zu machen, verwendete er sechstausend Dollars vom Schiffsgelde auf diesen Ankauf, übergab das Schiff der Obhut des Maat und reiste nach London.

Hier sah er sich aber in seinen Erwartungen getäuscht und kehrte nach Boston zurück. Immer noch in der Meinung, seine Rarität sei ein ächtes Thier und deshalb höchst werthvoll, bewahrte er sie mit der größten Sorgfalt, versicherte sie mit einem bedeutenden Betrag und trat wieder als Schiffscapitain in den Dienst seiner frühern Chefs, um die Summe wiederzuersetzen, die er von dem Gelde derselben zur Bezahlung der Seejungfer verwendet. Er starb ohne anderes Eigenthum zu hinterlassen, und sein einziger Sohn und Erbe, der von der Acquisition seines Vaters keine hohe Meinung hatte, ver-

kaufte sie an Mr. Kimball, der sie nun nach New-York brachte, um sie von mir in Augenschein nehmen zu lassen.

So lautete die Geschichte. Da ich meinem eigenen Scharfsinn in solchen Dingen nicht traute, so ersuchte ich meinen Naturkundigen, mir seine Meinung über die Aechtheit des Thieres mitzutheilen. Er antwortete, er könne nicht begreifen, auf welche Weise es fabricirt sei, denn er kenne keinen Affen mit so eigenthümlichen Zähnen, Armen, Händen u. s. w. und eben so wenig einen Fisch mit so eigenthümlichen Flossen.

„Aber warum glauben Sie, daß es fabricirt sei?“ fragte ich.

„Weil ich nicht an Seejungfern glaube,“ antwortete der Naturkundige.

„Das ist gar kein Grund,“ sagte ich, „und deshalb werde ich an die Seejungfer glauben und sie miethen.“

Dies war der leichteste Theil des Experiments. Nun aber kam die wichtige Frage, wie es anzufangen sei, den allgemeinen Unglauben an Seejungfern so weit zu modificiren, daß das Publikum neugierig würde, dieses Exemplar zu sehen und zu prüfen. Es mußte zu irgend einem außerordentlichen Mittel gegriffen werden und ich sah kein anderes Mittel, als die Kugel in einiger Entfernung von dem Mittelpunkte der Attraction in Bewegung zu setzen.

Nach einiger Zeit erschien eine Mittheilung in dem „New-York Herald“, von Montgomery in Alabama datirt, welche allerhand Tagesneuigkeiten brachte, Handelsangelegenheiten, den Stand der Ernte, politische Vorfälle u. s. w. besprach und nebenher einen gewissen Dr. Griffin erwähnte, der als Agent des Lyceums für Naturgeschichte in London kürzlich von Pernambuco zurückgekehrt sei und eine höchst merkwürdige Rarität besitze, nämlich eine ächte Seejungfer, die unter den Fedschih-Inseln gefangen und in China einbalsamirt worden, wo der Doctor sie für eine hohe Summe für das Lyceum der Naturgeschichte gekauft.

Acht bis zehn Tage später erschien ein Brief ähnlichen Inhalts, von Charleston in Südcarolina datirt und dort auf die Post gegeben, in einem andern New-Yorker Blatte, der dieselbe Nachricht mit einigen localen Abänderungen brachte.

Hierauf folgte ein dritter Brief aus Washington in einem andern New-Yorker Blatt, worin noch die Hoffnung ausgesprochen ward, daß die Journalisten von New-York sich bemühen würden, dieser außerordentlichen Seltenheit ansichtig zu werden, ehe Dr. Griffin sich nach England einschiffte.

Einige Tage nach Veröffentlichung dieser drei Mal wiederholten Nachricht ward Mr. Lyman (den ich schon für Joice Heth in meinen Diensten hatte) in einem der ersten Hôtels in Philadelphia als Dr. Griffin, von Pernambuco auf der Reise nach London begriffen, ins Fremdenbuch eingetragen. Sein feines, würdevolles und doch gefälliges Benehmen, sowie seine Freigebigkeit, erwarben ihm binnen wenig Tagen die Achtung und Gunst Aller, die ihn kennen lernten, und als er eines Nachmittags seine Rechnung bezahlt, weil er den nächsten Tag nach New-York abreisen wollte, bedankte er sich bei dem Wirth

für die ihm bewiesene Aufmerksamkeit. „Wenn Sie jetzt einmal mit auf mein Zimmer kommen wollen", sagte Lyman, auch Griffin genannt, „so will ich Ihnen etwas zeigen, worüber Sie sich nicht wenig wundern werden".

Hierauf ward dem Wirth die außerordentlichste Seltenheit von der Welt gezeigt, nämlich — eine Seejungfer. Er freute sich darüber so sehr und interessirte sich für das Wunder in solchem Grade, daß er inständig um die Erlaubniß bat, einigen seiner Freunde, mit Einschluß mehrerer Journalisten, den Anblick dieser Seltenheit ebenfalls verschaffen zu können.

„Obschon mir weiter nicht viel daran liegt", sagte der Curiositätenjäger, „so wird doch das Lyceum der Naturgeschichte, dessen Agent ich bin, keinen Schaden davon haben, wenn ich Ihnen diesen Gefallen thue".

Und somit ward dem Gastwirth gestattet, seine Freunde für den nächsten Abend kommen zu lassen.

Das Resultat ist aus den Columnen der Journalnummern zu ersehen, welche in den nächsten Tagen nach dieser geheimen Schaustellung der Seejungfer in Philadelphia erschienen. Es genüge, wenn ich sage, daß die List vortrefflich gelang und die Presse von Philadelphia der Presse von New-York treulich in ihrem Bemühen beistand, eine immer höher steigende Neugier, die Seejungfer zu sehen, zu verbreiten und anzufachen.

Ich kann hier gleich bekennen, daß jene drei Mittheilungen aus dem Süden von mir selbst geschrieben und an Freunde befördert worden waren, die ich ersuchte, sie an dem Tage, unter welchem sie geschrieben worden, auf die Post zu geben. Die Thatsachen und die entsprechenden Postzeichen trugen viel dazu bei, dem Verdacht einer Mystification vorzubeugen und die Journalisten von New-York halfen so, ohne es zu wissen und zu wollen, die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Seejungfer lenken.

Lyman reiste nun mit seinem kostbaren Schatze nach New-York zurück, kehrte abermals unter dem Namen des Dr. Griffin in Greenwich Street im Pacific Hotel ein und bald erfuhren die stets nach Neuigkeiten ausschauenden Berichterstatter der Journale, daß die Seejungfer da sei. Sie begaben sich in das genannte Hotel und der höfliche Agent des britischen Lyceums der Naturgeschichte erlaubte ihnen gütig, ihre Neugier zu befriedigen. Die Zeitungen von New-York enthielten viele Berichte über diese Besichtigungen, die sämmtlich vollkommen zufriedenstellend lauteten.

Ich bin überzeugt, daß die Berichterstatter und Redacteure, welche dieses Thier besichtigten, fest und ehrlich glaubten, es sei, wofür es ausgegeben ward — eine wirkliche Seejungfer. Man darf sich darüber nicht wundern, denn, wenn es wirklich ein Werk der Kunst war, so war doch der Affe und der Fisch so sauber zusammengefügt, daß kein menschliches Auge den Punkt entdecken konnte, wo die Verbindung bewirkt war. Das Rückgrat des Fisches ragte in gerader und anscheinend ununterbrochener Linie bis an die Basis des Schädels — das Haar des Thieres war bis auf mehrere Zoll an den Schultern des

Fisches heruntergewachsen und bei Anwendung des Mikroskops entdeckte man eine Menge kleiner Fischschuppen, die in Myriaden unter dem Haar lagen. Die Zähne und die Bildung der Finger und Hände war wesentlich von der irgend eines bekannten Affen oder Orangutang verschieden, während der Ansatz der Flossen ebenfalls ein ganz anderer war als bei irgend einer den Naturforschern bekannten Fischgattung. Das Thier war ein häßliches, zusammengetrocknetes, schwarzaussehendes kleines Exemplar von etwa drei Fuß Länge. Das Maul stand offen, der Schwanz war zurückgebogen und die Arme nach oben gerichtet, so daß es aussah, als sei es einen schweren, qualvollen Tod gestorben.

Nimmt man an, daß die Seejungfer, wie sich nicht bezweifeln läßt, fabricirt war, so muß man zugestehen, daß sie als ein Meisterstück von Scharfsinn und unermüdlicher Geduld angesehen werden mußte. Was mich betraf, so hatte ich mir damals wirklich noch gar nicht die Mühe genommen, mir eine Meinung von dem Ursprunge dieses Geschöpfs zu bilden, sondern ich dachte mir, es sei das Werk eines sinnreichen Japanesen, Chinesen oder irgend eines andern orientalischen Genies und gehöre wahrscheinlich zu den vielen abscheulichen Gegenständen des buddhistischen oder Hindugötzendienstes.

Kürzlich jedoch, als ich mich über die Geschichte Japans genau zu unterrichten suchte, fand ich den folgenden Artikel in einem Werke unter dem Titel: „Sitten und Gebräuche der Japanesen im neunzehnten Jahrhundert, nach den Berichten neuerer holländischer Reisenden in Japan und nach dem deutschen Werke des Dr. von Siebold".

„Ein anderer japanesischer Fischer entwickelte seinen Scharfsinn in weniger ehrenvoller und nützlicher Form als Kiyemon, um die Vorliebe seiner Landsleute zu allem Seltsamen und Wunderbaren auszubeuten. Er verstand die obere Hälfte eines Affen mit der untern Hälfte eines Fisches so sauber zu verbinden, daß der gewöhnliche Blick nothwendig dadurch getäuscht werden mußte. Hierauf gab er vor, er habe das Geschöpf lebendig in seinem Netz gefangen, es sei aber kurz darauf, nachdem er es aus dem Wasser genommen, gestorben, und diese List gewährte ihm auf verschiedene Weise bedeutenden Geldgewinn. Die Schaustellung des Meerwunders machte sich bei der Neugier der Japanesen sehr gut bezahlt, aber noch einträglicher war die Versicherung, daß der halbmenschliche Fisch während der wenigen Minuten, wo er sich außerhalb seines angeborenen Elements befunden, gesprochen und eine gewisse Anzahl außerordentlich fruchtbarer Jahre prophezeit habe, auf welche eine unheilvolle Epidemie folgen würde, vor welcher man sich nur durch den Besitz einer Abbildung des Seepropheten schützen könne. Der Verkauf dieser gemalten Seejungfern war unermeßlich. Entweder ward dieses zusammengesetzte Thier oder ein anderes, welches durch den Erfolg des ersten erzeugt worden, an eine holländische Factorie verkauft und nach Batavia gesendet, wo es einem verschmitzten Amerikaner in die Hände fiel, der es nach Europa brachte und hier in den Jahren 1822 und 1823 als eine wirkliche Seejungfer zur

großen Bewunderung der Unwissenden in allen Hauptstädten für Geld sehen ließ. Die Gelehrten wußten nicht, was sie dazu sagen sollten, der kluge Schausteller aber füllte sich dabei die Taschen".

Steht nicht zu vermuthen, daß die Seejungfer, von welcher hier gesprochen wird, ganz dieselbe ist, welche in dem Amerikanischen Museum gezeigt ward? Das von Siebold erzählte Verfahren, durch welches die Leute auch noch veranlaßt wurden, sich das Bild dieses fabelhaften Geschöpfes zu kaufen, gewährt meinem japanesischen Collegen gegründeten Anspruch auf die Palme des Sieges und den Titel eines „König der Humbugs".

Während Lyman in dem Pacific Hotel die öffentliche Meinung auf die Seejungfern vorbereitete, war ich — obschon natürlich ganz im Geheimen — eifrig bemüht, Holzschnitte und Transparente, sowie eine Flugschrift fertig zu machen, in welcher die Aechtheit der Seejungfern verfochten ward. Ich ließ drei verschiedene Abbildungen von Seejungfern stechen, zu jeder eine besondere Beschreibung liefern und diese in zehntausend Exemplaren der Flugschrift abdrucken, die ich fertig gemacht und ruhig in Bereitschaft gelegt hatte, um davon Gebrauch zu machen, sobald die geeignete Zeit da sein würde.

Nun besuchte ich die Redacteure des „New-York Herald" und mehrerer Sonntagsblätter und bot jedem den freien Gebrauch eines Seejungferbildes mit einer gut geschriebenen Schilderung für die am nächsten Sonntag erscheinenden Nummern ihrer Blätter an. Ich theilte einem jeden dieser Redacteure mit, daß ich gehofft, diese Abbildung bei der Schaustellung der Seejungfer von Fedschih zu verwenden; da Mr. Griffin aber erklärt habe, er könne als Agent des naturgeschichtlichen Lyceums nicht zugeben, daß diese Seltenheit in Amerika gezeigt werde, so wüßte ich nun nicht, was ich damit machen sollte und wolle daher die anderweite Verwendung des Bildes und der Beschreibung gern gestatten. Demzufolge erschienen die Seejungfern in drei verschiedenen Blättern Sonntag früh am 17. Juli 1842.

Jeder Redacteur glaubte, er allein bewirthe seine Leser mit diesem Seejungfergericht; als sie aber entdeckten, daß ich mit den drei verschiedenen Blättern ein und dasselbe Spiel getrieben, erklärten sie, daß ich sie nicht schlecht „beschuppt" habe.

Das Seejungferfieber fing nun allmälig an zu grassiren. Wenige Journalleser hatten verfehlt, wenigstens eine der Abbildungen zu sehen, und da die verschiedenen gedruckten Beschreibungen directe Hindeutung auf Mr. Griffin's jetzt in New-York befindliche Seejungfer enthielten, so sprach sich der Wunsch, sie zu sehen, immer allgemeiner aus. Nun engagirte ich eine Menge Jungen, durch welche ich meine 10,000 Seejungferbüchelchen um die Hälfte des Kostenpreises, nämlich zu einem Penny das Stück, in allen Schankwirthschaften, Kaufläden u. s. w. u. s. w. colportiren ließ.

Als ich glaubte, daß die Neugier des Publikums hinreichend gespannt sei, schickte ich einen Agenten ab, welcher die Concerthalle auf dem Broadway

für die Schaustellung miethete und die Zeitungen brachten nun sofort die Ankündigung:

„**Die Seejungfer und andere wunderbare Exemplare der thierischen Schöpfung.** — Das Publikum wird hiermit ergebenst benachrichtigt, daß in Folge zahlreicher und dringender Aufforderungen von vielen Gelehrten dieser Stadt J. Griffin, Besitzer der Seejungfer und so eben erst aus Pernambuco in Südamerika angelangt, sich dazu verstanden hat, sie zur Schau aufzustellen, aber nur auf eine einzige Woche! Zu diesem Zweck hat er den geräumigen Saal gemiethet, welcher unter dem Namen der Concerthalle 404 Broadway bekannt ist und Montags den 8. August 1842 geöffnet werden wird, um Sonnabend den 13. dieses wieder geschlossen zu werden.

„Dieses Thier ward in der Nähe der Fedschih-Inseln gefunden und von dem gegenwärtigen Besitzer für eine bedeutende Summe für das Lyceum der Naturgeschichte in London angekauft. Der Besitzer wird es kurze Zeit lang mehr zur Befriedigung der Neugier des Publikums als um des Gewinnes willen ausstellen. Da er mehrere Jahre lang in verschiedenen Theilen der Welt beschäftigt gewesen ist, Seltenheiten aus dem Reiche der Naturgeschichte zu sammeln, so wird er gleichzeitig noch folgende Gegenstände mit zur Schau stellen: Den Ornithorhinchus aus Neuholland, welcher den Uebergang vom Seehund zur Ente bildet; den fliegenden Fisch in zwei verschiedenen Gattungen, die eine aus dem Golfstrom, die andere aus Westindien, welches Thier offenbar den Vogel mit dem Fisch verbindet; die Schaufelschwanzschlange aus Südamerika; die Syrane oder Schlamm-Iguana, ein Zwischending zwischen Schlange und Fisch; den Proteus Sanguineus, ein unterirdisches Thier aus einer Grotte in Australien, nebst vielen andern Thieren, welche die Verbindungsglieder in der großen Kette der belebten Natur bilden. Eintrittspreis 25 Cents."

Eine große Anzahl Zuschauer besuchten die Concerthalle und Lyman, jetzt Griffin genannt, zeigte die Seejungfer mit vieler Würde. Ich konnte nicht ganz die Befürchtung unterdrücken, daß einige der Joice Heth-Schlachtopfer in Professor Griffin den Schausteller der „Wärterin Washington's" erkennen würden, aber glücklicherweise trat eine solche Katastrophe nicht ein. Lyman hielt, umgeben von zahlreichen „Verbindungsgliedern der Natur", wie es in der Ankündigung hieß, und während das abscheuliche Meerweibchen der Betastung seitens der Zuschauer durch einen Glaskasten entzogen war, seinem Publikum sehr interessante Vorträge über seine Reisen und Abenteuer und schwatzte allerhand über die Werke der Natur im Allgemeinen und über Meerweibchen im Besonderen.

Das Publikum schien zufrieden zu sein, da es aber Leute giebt, die durchaus Alles buchstäblich nehmen und selbst in Bezug auf Seejungfern keine poetische Licenz gestatten, so mußte freilich ein solcher Besucher, nachdem er

den großen Transparent vor der Halle gesehen, auf welchem ein schönes Geschöpf, halb Weib und halb Fisch, von ungefähr acht Fuß Länge, dargestellt war, sich ein wenig überrascht fühlen, wenn er sah, daß es hier in der That weiter nichts zu sehen gab, als ein schwarzes Exemplar von gedörrtem Affen und Fisch, welches ein Knabe von fünf Jahren ganz bequem unter dem Arme forttragen konnte.

Die Seejungfer blieb nur eine Woche in der Concerthalle; dann ward angezeigt, daß sie „ohne Erhöhung des Eintrittspreises" in dem Amerikanischen Museum zu sehen sei. Später ward sie in verschiedenen Theilen des Landes gezeigt und endlich ihrem Besitzer Mr. Kimball zurückgegeben, der ihr seit dieser Zeit eine hervorragende Nische in seinem wahrhaft schönen und anziehenden Boston-Museum eingeräumt hat. Hier wird sie bleiben bis zum 31. März 1855. Von dem darauf folgenden 1. April an (man wird zugeben, daß der Tag passend gewählt ist) wird sie wieder in meinem Amerikanischen Museum in New-York zum Erstaunen und zur Bewunderung vieler Tausend meiner zahlreichen Gönner bis zum 1. Januar 1856 zu sehen sein. Am 2. Januar 1856 wird die räthselhafte Fischperson wieder ihr altes Quartier unter Aufsicht ihres Besitzers, des ehrenwerthen Moses Kimball, (denn da er kürzlich zum Mitglied des Staatssenats gewählt worden ist, so gebührt ihm dieser Titel) beziehen und von dieser Zeit an ein interessantes Inventarienstück des Boston-Museums bleiben. Daß dieses Geschöpf nicht ohne Anziehungskraft war, kann man aus nachstehenden Zahlen und Thatsachen schließen:

Die Einnahme des Amerikanischen Museums während der vier Wochen, unmittelbar vor Ausstellung der Seejungfer, betrug 1272 Dollars; während dagegen in den ersten vier Wochen der Ausstellung der Seejungfer die Einnahme auf 3341 Dollars 93 Cents stieg.

Als ich im November 1842 mich in Geschäften zu Albany befand, war der Hudsonfluß fest zugefroren und ich kehrte daher mit der Housatonischen Eisenbahn nach New-York zurück. Eine Nacht verweilte ich in Bridgeport, Staat Connecticut, weil mein Bruder Philo damals das dortige Franklin Hotel bewirthschaftete.

Ich hatte schon früher gehört, daß in Bridgeport ein auffallend kleiner Knabe lebe, und mein Bruder holte ihn auf meinen Wunsch in das Hotel. Er war auch in der That das kleinste allein gehende Kind, welches mir jemals vorgekommen. Er war noch nicht zwei Fuß hoch und wog weniger als sechzehn Pfund. Dabei war er ein kleiner munterer Bursche mit hellen Augen, blondem Haar und rothen Wangen, vollkommen gesund und ebenmäßig geformt wie ein Apollo. Anfangs war er sehr schüchtern, nachdem ich ihm jedoch eine Weile geschmeichelt, begann er sich mit mir zu unterhalten und sagte mir, sein Name sei Charles S. Stratton, Sohn von Sherwood E. Stratton.

Er war erst fünf Jahre alt und die Ausstellung eines Zwerges von diesem Alter hätte leicht die Frage hervorrufen können: Wie wißt Ihr, daß er ein

Zwerg ist? Allerdings konnte man sich mit den Thatsachen einige Freiheit herausnehmen, aber selbst dann war ich überzeugt, daß der Versuch eben weiter nichts sein würde, als ein Versuch. Ich engagirte den Knaben auf die kurze Zeit von vier Wochen, für drei Dollars die Woche, und außerdem freie Reisekosten und Station für ihn und seine Mutter.

Am Danksagungsfeste, am 8. December 1842, kamen sie in New-York an und Mistreß Stratton war nicht wenig erstaunt zu finden, daß auf meinen Museumzetteln ihr Sohn als „General Tom Thumb, ein elfjähriger, so eben aus England angekommener Zwerg," angekündigt war!

Diese Bekanntmachung enthielt zwei Unwahrheiten. Ich werde nicht versuchen, sie zu rechtfertigen, doch wird man mir erlauben, einige mildernde Umstände anzuführen. Der Knabe war unzweifelhaft ein Zwerg, und ich hatte die zuverlässigsten Beweise in den Händen, daß er seit einem Alter von sechs Monaten nur wenig, ja fast gar nicht gewachsen war. Hätte ich ihn aber als fünf Jahre alt ankündigen wollen, so wäre es unmöglich gewesen, das Interesse und die Neugier des Publikums zu erregen. Ich beabsichtigte weiter nichts, als den Zuschauern zu versichern, daß er wirklich ein Zwerg sei und darin wenigstens wurden sie auch nicht getäuscht.

Wo er geboren war oder wo er herkam, das war natürlich im Grunde genommen einerlei, und wenn das Vorgeben, daß er ein Ausländer sei, meinem Zwecke entsprach, so hatten die Zuschauer es sich selbst zuzuschreiben, wenn sie ihr Geld für etwas Anderes hingaben, als sie zu sehen glaubten. Ich hatte die Vorliebe der Amerikaner für europäische Erzeugnisse schon mehrmals bemerkt (und zuweilen, wie z. B. mit Vivalla, auch ausgebeutet) und wenn die vorübergehende Täuschung, die ich mir bei meinem Zwerg-Experiment zu Schulden kommen ließ, etwas dazu beigetragen hat, dieser schmachvollen Vorliebe für ausländische Menschen und Produkte Einhalt zu thun, so wird man mir das Vergehen, dessen ich mich hier schuldig bekenne, um so leichter verzeihen.

Ich gab mir viel Mühe, mein kleines Wunderkind zu dressiren und widmete diesem Zwecke viele Stunden bei Tag und bei Nacht. Meine Bemühungen waren auch nicht vergebens, denn der Knabe besaß viel angeborenes Talent und eine große Vorliebe für das Komische. Er faßte viel Zutrauen und Liebe zu mir. Ich hatte und habe ihn noch ebenfalls sehr lieb und glaube aufrichtig, daß er in diesem Augenblick die interessanteste und außerordentlichste Naturmerkwürdigkeit ist, von welcher die Welt Kenntniß hat.

Die vier Wochen vergingen und ich engagirte ihn aufs Neue auf ein Jahr, für sieben Dollars die Woche (und ein Geschenk von fünfzig Dollars nach Ablauf dieser Zeit), wofür mir das Recht zugestanden ward, ihn in irgend einem Theile der Vereinigten Staaten auszustellen. Seine Eltern sollten ihn begleiten und ebenfalls freie Station haben. Lange noch zuvor, ehe das Jahr um war, erhöhte ich seinen wöchentlichen Gehalt freiwillig auf 25 Dollars und er verdiente ihn auch redlich, denn er ward binnen kurzer Zeit ein Liebling des Pub-

likums. Ich stellte ihn häufig wochenlang hinter einander in meinem Museum aus, und wenn ich hier anderweite frische Neuigkeiten hatte, so schickte ich ihn, in Begleitung meines Freundes Fordyce Hitchcock, nach vielen andern größern und kleinern Städten der Union.

Mittlerweile hatte ich das Amerikanische Museum vollständig bezahlt und schloß mit General Tom Thumb ein abermaliges Engagement auf ein Jahr gegen ein Honorar von fünfzig Dollars die Woche, wogegen mir das Recht zugestanden ward, ihn in Europa auftreten zu lassen.

Zehntes Kapitel.

Reise in Europa. — Tom Thumb.

Donnerstag, den 18. Januar 1844 bestieg ich das neue und prachtvolle, nach Liverpool bestimmte Packetschiff „Yorkshire," Capitain D. G. Bailey. Meine Gesellschaft bestand aus General Tom Thumb, seinen beiden Eltern, seinem Lehrer, Professor Guillaudeu, französischem Naturforscher, und mir selbst. Das Stadtmusikchor erbot sich freiwillig, uns nach Sandy Hook zu escortiren und viele unserer persönlichen Freunde begleiteten uns.

Halb zwei Uhr verkündete die Glocke eines der Dampfer, welche die Bai hinabbugsirten, die Trennungsstunde. Man nahm nun rasch und doch zu wiederholten Malen Abschied, die Freunde drückten einander zum letzten Mal die Hand und ich gestehe, daß es mir ganz weich um das Herz ward.

Mein Name ist so lange in Verbindung mit Ereignissen spaßhafter und heiterer Art genannt worden, daß wahrscheinlich Viele nicht ahnen, daß ich auch wehmüthiger Gemüthsregungen fähig bin und es ist leicht möglich, daß der Ton, in welchem das vorliegende Buch größtentheils geschrieben ist, diese Vermuthung bestätigt. Ohne Zweifel neige ich mich von Natur der Heiterkeit zu und ich habe meinen Hang zur „Komödie" ermuthigt, weil ohnedies genug „Tragödie" sich der Aufmerksamkeit eines Jeden aufzwingt, mag er sich dagegen wehren wie er will. Aber ich wäre mehr oder weniger als ein Mensch, wenn ich ernsthafter Gedanken unfähig wäre oder mich nicht oft jener nüchternen Anschauung widmete, welche den ernsten Erscheinungen des Lebens geziemt.

Ich meine damit nicht blos die Augenblicke, wo man sich von Freunden trennt, oder wo man Vaterland und Heimath auf einige Monate oder auch Jahre verläßt, sondern ich spreche von den gewöhnlichen Gelegenheiten der Erfahrung. Ich habe meine einsamen und sogar wehmüthigen Augenblicke gehabt und hoffe sie stets zu haben und obschon viele Leute nicht einsehen werden,

wie mein Handwerk als Schausteller mit den höheren Anforderungen der menschlichen Natur etwas zu schaffen haben kann, so muß ich dennoch Anspruch darauf machen, daß ich stets die christliche Religion hochgehalten und geehrt habe. Dem Christenthum verdanke ich die frohesten Stunden meines Lebens und um Alles in der Welt möchte ich nicht seine Tröstungen entbehren. Auf allen meinen Reisen als „Schausteller" ist die Bibel meine Begleiterin gewesen und ich habe sie mehrmals von Anfang bis zum Ende gelesen. Ob ich ihre Vorschriften und Lehren zu benutzen verstanden und dadurch weiser und besser geworden, dies ist eine Frage, die hier nicht beantwortet werden kann; wohl aber ist die biblische Lehre von der allwaltenden Macht Gottes, in diesem und in jenem Leben, in Betrübniß und Kummer mein größter Trost gewesen, und ich hoffe in ihr stets mein größtes Kleinod zu wahren.

Ich befand mich also, wie gesagt, in etwas gerührter Stimmung, denn der Weg des Schiffes führte nach dem unendlichen Ocean mit seinen unergründlichen Geheimnissen und mein Herz hing an Familie und Heimath. Wiederholt drückte ich zum letzten Male die Hand jedes scheidenden Freundes, indem er in das Schleppboot hinabstieg und als das Musikchor das schöne Lied „O Heimath, süße Heimath!" anstimmte, konnte ich die Thränen nicht mehr bemeistern.

Die Entfernung zwischen dem Schiff und dem Dampfer nahm rasch zu. Wir standen auf dem Quarterdeck, wehten mit unsern Taschentüchern und als die Töne des „Yankee-Doodle" über die Fluthen zitterten und uns aus der Ferne nochmals grüßten, stimmten wir alle ein dreimaliges Hurrah an und ich weinte vor Schmerz und vor Freude. Um zwei Uhr verließ uns der Lootse und somit zerriß das letzte sichtbare lebende Band, welches uns an unsere Heimath knüpfte.

Die Reise nach Liverpool ist schon so häufig beschrieben worden, daß ich nicht weiter hierüber in Einzelheiten eingehen will. In den ersten beiden Nummern einer Reihe von hundert Briefen, die ich während meines Aufenthalts in Europa als Correspondent des „New-York Atlas" lieferte, liegt ein reichhaltiges Material vor mir, doch werde ich blos solche Thatsachen und Abenteuer mittheilen, welche dazu dienen, den Faden meiner Geschichte weiter zu spinnen.

In Folge von Windstillen sowie auch widriger Winde brachten wir neunzehn Tage auf der Ueberfahrt zu. Nie gab es ein besseres Schiff oder einen bewunderungswürdigeren Capitain. Nur wenige von den Passagieren sahen sich in die Nothwendigkeit versetzt, dem Neptun oder den Fischen das gewohnte Opfer darzubringen, und ganz gegen meine Erwartung gehörte ich auch zu den glücklichen Ausnahmen. Es herrschte dabei das beste Einvernehmen und die Zeit verging ziemlich rasch.

Am achtzehnten Tag bewog uns der Ruf: „Land ho!" erfreut auf das Deck zu eilen. Bald wurden die Schneegipfel der Gebirge von Wales sichtbar

und nach drei Stunden liefen wir wohlbehalten in den Docks von Liverpool ein. Eine zahlreiche Menschenmenge hatte sich auf dem Werft versammelt und Viele erkundigten sich begierig nach Tom Thumb, weil es schon in Liverpool bekannt war, daß er im „Yorkshire" ankommen würde. Seiner Mutter gelang es, ihn unbemerkt ans Land zu schmuggeln, denn man ahnte nicht, daß er klein genug war, um wie ein Säugling auf dem Arme getragen zu werden.

Unser Gepäck ward nach dem Zollhause gebracht und nachdem wir Alles versteuert, wovon wir nicht eidlich versichern konnten, daß es ein Erzeugniß der englischen Industrie sei, gestattete man uns weiter zu ziehen. Wir nahmen Zimmer im Waterloo Hotel — dem besten in der Stadt — und nachdem wir einem halben Dutzend Trägern jedem eine halbe Krone für das Ansehen unseres Gepäcks bezahlt, denn nicht die Hälfte von ihnen rührte es an, spülten wir unsere Entrüstung mit einer Flasche Portwein hinunter und hatten zu unserem Diner köstliches englisches Roastbeef nebst einer anderen Delikatesse, die unter dem Namen „gebackene Schollen und Schrimpsauce" bekannt ist.

Als wir unsere Mahlzeit beendet hatten, ging ich aus, um mir die Stadt ein wenig zu besehen. Nachdem ich einige Plätze überschritten, erblickte ich das Nelson-Monument. Während ich die vielen Schönheiten desselben bewunderte, erbot sich ein sehr gut gekleideter alter Herr von ehrwürdigem Aussehen, mir die verschiedenen Inschriften und Embleme zu erklären. Er schien so zu sagen mit ganzer Seele an dieser Säule zu hängen, die zur Verewigung des Ruhmes eines tapfern und edlen Helden errichtet worden. Während er fortfuhr, mir die vielen interessanten Einzelheiten dieses großen Kunstwerkes auseinander zu setzen, begann ich eine förmliche Zuneigung zu diesem Manne zu fassen. Ich hatte viel von der Kälte und dem Hochmuth der Engländer gehört und freute mich daher, so bald schon überzeugt zu werden, daß man sie schändlich verläumdet habe.

Hier, sagte ich bei mir selbst, steht einer ihrer eigenen Krieger, ohne Zweifel reich und angesehen, der sich mit der freundlichsten Vertraulichkeit erbietet, einem Fremden eine Stunde zu widmen und ihn auf die Schönheiten eines Kunstwerks aufmerksam zu machen, welches seinem und seines Landes Stolz und Patriotismus schmeichelt. Ich begann unwillkürlich Vermuthungen anzustellen, wie viel er wohl im Vermögen habe und schätzte endlich sein Einkommen auf 10,000 Pfd. jährlich. Die Menschheit stieg um wenigstens hundert Grad in meiner Achtung, indem ich bedachte, daß ein „alter englischer Gentleman" gleichzeitig so reich und so freundlich und uneigennützig sein könne. Schon erwartete ich jeden Augenblick, daß er mich einladen würde, eine Woche in seinem Schlosse zu verleben und mit ihm in seiner prachtvollen Equipage in der Stadt umherzufahren und deshalb dankte ich ihm beim Abschied mit einer tiefen Verbeugung und bat um Entschuldigung, daß ich seine

Güte so lang in Anspruch genommen, als er auf einmal die Hand ausstreckte und im Tone eines Bettlers bemerkte, daß er mir für jede Erkenntlichkeit, die ich ihm für seine Mühe gewähren wollte, sehr dankbar sein würde.

Mein schöner Traum zerrann mit einem Mal. Ich drückte ihm einen Schilling in die Hand und ging rasch davon, nachdem ich die Schnur meiner Börse fester als gewöhnlich zugezogen, ehe ich sie wieder in die Tasche steckte. Ich war noch nicht zwanzig Schritt weit, so fielen meine Begriffe von dem Edelmuth der menschlichen Natur auf 20 Grad unter Null und ich betrachtete es als feststehende Thatsache, daß es in England 2 Schilling 6 Pence kostet, wenn man Jemanden ansieht und gerade eine Krone, wenn man mit ihm spricht. Doch war dies natürlich blos ein erster Eindruck und ich ward sehr bald daran erinnert, daß es auch in andern als in britischen Wassern sonderbare Fische giebt.

Abends besuchte mich der Besitzer eines Wachsfigurenkabinets, welches gegen einen Eintrittspreis von anderthalb Pence zu sehen war. Da er von der Ankunft der großen amerikanischen Rarität gehört, so wollte er schleunigst die Gelegenheit benutzen, um mir Engagementsanträge zu machen. Er bot für den General und mich selbst ungefähr zehn Dollars wöchentlich, um dadurch die Anziehungskraft seiner schon merkwürdigen Schaustellung zu erhöhen.

Ich konnte darüber nur lachen und dennoch ward mir auch etwas unheimlich bei dem Gedanken, daß, nach diesem Antrage zu urtheilen, Zwerge unter den Luxusartikeln Englands ziemlich tief im Werthe zu stehen schienen. Unter andern Umständen würde dieser Schatten auf meinem Pfade schnell vorübergegangen sein, aber es hatte sich eine Art Heimweh meiner bemächtigt und die Welt begann sehr finster auszuschauen. Ich war fremd in einem fremden Lande. Meine Empfehlungsbriefe hatte ich noch nicht abgegeben. Außer dem kleinen Kreise meiner eigenen Gesellschaft hatte ich noch kein vertrautes Gesicht gesehen und keine vertraute Stimme gehört. Die wimmelnden Straßen von Liverpool verödeten allmälig, so wie der Schleier der Nacht auf die Erde herabsank. Ich fühlte mich fürchterlich einsam und muß, selbst auf die Gefahr hin, ausgelacht zu werden, gestehen, daß ich mich im Stillen recht herzlich ausweinte. Meine Träume in dieser Nacht zauberten mich zurück in die „Heimath, die süße Heimath!"

Den nächsten Morgen schon glänzte mir ein Sonnenstrahl. Er war in dem folgenden Billet enthalten:

„Madame Celeste empfiehlt sich Mr. Barnum und erlaubt sich ihm mitzutheilen, daß ihre Privatloge jeden Abend ihm und seinen Freunden zu Diensten steht.

„Theatre Royal, Williamson Square."

Diese höfliche Einladung ward schon am Abend ihres Empfangs dankbar angenommen.

Ich hatte die Absicht gehabt, mich direct nach London zu begeben und meine Operation an der höchsten Stelle — das heißt, wo möglich im königlichen Palaste zu beginnen. Ich erfuhr jedoch, daß die königliche Familie in Folge des Ablebens von Prinz Albert's Vater jetzt Trauer angelegt habe und deshalb keine derartigen Amüsements gestatten würde. Meine Empfehlungsbriefe brachten mich bald in freundschaftliche Beziehungen zu vielen ausgezeichneten Familien und ich sah mich bewogen, einen Saal zu miethen und den General kurze Zeit in Liverpool auftreten zu lassen.

Mittlerweile ward mir unter der Hand von London aus gemeldet, daß Mr. Maddocks, Director vom Princeß-Theater, nach Liverpool kommen werde, um meine Schaustellung in Augenschein zu nehmen und nach Befinden ein Engagement abzuschließen. Er kam incognito, aber ich war nun von seiner Anwesenheit und Absicht unterrichtet. Ein Freund zeigte ihn mir, als er in den Saal trat und als ich auf ihn zuging und ihn beim Namen nannte, erschrak er förmlich und gestand, in welcher Absicht er nach Liverpool gekommen sei. Eine Unterredung führte zu dem Engagement des Generals auf drei Abende im Princeß-Theater. Ich wollte nicht auf längere Zeit contrahiren und selbst dieses kurze Engagement betrachtete ich, obschon es unter günstigen Bedingungen abgeschlossen ward, blos als ein Ankündigungsmittel.

Der General machte auf dem Princeß-Theater so entschieden Furore, daß es schwierig gewesen sein möchte, zu bestimmen, wer sich am meisten freute, ob die Zuschauer oder der Theaterdirector, oder ich. Die Erstern freuten sich, weil sie nicht anders konnten, der Zweite freute sich, weil er durch die Operation Geld verdiente, und ich freute mich, weil ich nun eine sichtbare Garantie für meinen Erfolg in London hatte.

Man erbot sich zu einer Verlängerung des Engagements unter sehr vortheilhaften Bedingungen, aber mein Zweck war nun ziemlich erreicht. Man sprach überall von General Tom Thumb als einer Seltenheit, die nicht ihres Gleichen habe und ich hatte nun weiter nichts zu thun, als ihn auf eigene Rechnung und nach meiner eigenen Weise dem Publikum vorzuführen.

Ich hatte in Graftonstreet, Bondstreet, Westend, im Mittelpunkt der feinen Welt, ein meublirtes Haus gemiethet. Lord Brougham und ein halbes Dutzend hochadelige und andere aristokratische Familien waren meine Nachbarn. Das Haus war vorher mehrere Jahre lang von Lord Talbot bewohnt gewesen. Aus dieser prachtvollen Wohnung sendete ich Einladungsbriefe an die Redacteure der Zeitungen und an mehrere adelige Personen, den General zu besuchen. Die Meisten kamen und waren freudig überrascht. Es dauerte nicht lange, so ward in hohen Cirkeln so viel davon gesprochen, daß uneingeladene Personen in Equipagen vorfuhren und nicht vorgelassen wurden.

Dieses Verfahren war, obschon gewissermaßen blos Politik, unter den obwaltenden Umständen weder sonderbar, noch gewagt. Ich hatte noch keine

öffentliche Ausstellung angekündigt und als amerikanischer Gentleman geziemte es mir, die Würde meiner Stellung aufrecht zu halten. Ich instruirte daher meinen nach dem betreßten und gepuderten Style Englands uniformirten Diener, Niemandem, der in der Absicht käme, meinen „Mündel" zu sehen, den Zutritt in mein Haus zu gestatten, ausgenommen Denen, welche eine Einladungskarte vorzuzeigen hätten. Er that dies auf das Höflichste und man konnte es nicht übel nehmen, obschon ich niemals vergaß, den auf diese Weise abgewiesenen Personen sofort eine Einladung zu senden.

Während unserer ersten Woche in London besuchte uns Mr. Everett, der amerikanische Gesandte, an den ich Empfehlungsbriefe hatte. Er fand an seinem kleinen, obschon berühmten Landsmann großes Vergnügen. Den nächstfolgenden Tag waren wir bei ihm zu Tische und seine Familie überhäufte den kleinen Amerikaner mit Geschenken. Mr. Everett versprach mir freundlichst, sich persönlich für mich zu verwenden und Tom Thumb bei der Königin Victoria zu empfehlen.

Einige Abende später ließ uns die Baronesse Rothschild in ihrer Equipage abholen. Sie wohnt in Piccadilly in einem schönen Hause, welches von einer hohen Mauer umschlossen ist, durch deren Thor unser Wagen vor den Haupteingang hineinfuhr. Hier wurden wir von einem halben Dutzend elegant gekleideten Dienern in schwarzen Fracks und Pantalons mit weißen Westen, Cravatten und Glacéhandschuhen empfangen, die selbst wie ganz vornehme Herren aussahen. Ein einziger alter Bursche trug Livree — einen breitbetreßten Rock, kurze Hosen, eine große, weißgepuderte gekräuselte Perrücke und was sonst noch dazu gehörte. Die Halle war glänzend erleuchtet und zu beiden Seiten mit den schönsten Bildhauerarbeiten geschmückt. Wir wurden eine breite Marmortreppe hinaufgeführt und unsere Namen an der Thür des Gesellschaftssalons von einem elegant gekleideten Diener angemeldet, den ich unter andern Umständen für ein Mitglied dieser vornehmen Familie selbst gehalten haben würde.

Als wir in den Salon traten, strahlte uns ein Glanz entgegen, den ich unmöglich beschreiben kann. Die Baronesse saß auf einem prachtvollen, mit seidenem Damast überzogenen Sopha — es standen deren mehrere im Zimmer — und mehrere vornehme Herren und Damen saßen in elegant geschnitzten goldenen Stühlen, die wie massives Gold aussahen, mit Ausnahme der Polster, die von kostbarem Sammet waren. Zu beiden Seiten des Kamins standen Marmorbildsäulen und rechts davon mehrere Glasschränke mit Urnen, Vasen und tausend anderen Kunstgegenständen von Gold, Silber, Diamanten, Alabaster, Perlmutter u. dergl. Der Mitteltisch und mehrere andere Tische von der Größe und ziemlich auch von der Form eines Pianoforte, alle vergoldet oder von mit bunten Perlen eingelegtem Ebenholz, waren mit Kleinodien aller Art beladen, deren Pracht Alles übertraf, was ich mir bis jetzt träumen lassen. Die Stühle an dem einen Ende des Zimmers waren von Ebenholz

mit Perlen und Gold eingelegt und elegant mit Damast gepolstert. Die Wände waren getäfelt und schwer vergoldet, die Vorhänge und Zierrathen von der kostbarsten Art. Die ungeheuern Kronleuchter und Kandelaber waren über alle Beschreibung schön und ich gestehe, daß ich nicht im Stande bin, dem Leser nur einen Begriff von der Pracht zu geben, in welcher die Gattin des reichsten Bankiers in der Welt lebte.

Hier brachten wir ungefähr zwei Stunden zu. Gegen zwanzig Lords und Lady's waren zugegen. Als wir Abschied nahmen, ward mir eine zierliche wohlgefüllte Börse in die Hand gedrückt und ich fühlte, daß der goldene Regen nun zu fallen begönne!

Es konnte keine Täuschung sein, denn kurz darauf ward mir in dem Hause Mr. Drummond's, eines andern reichen Bankiers, derselbe angenehme Streich gespielt.

Nun miethete ich den Aegyptischen Saal in Piccadilly und auf die Ankündigung meiner Schaustellung folgte ein Zudrang von Besuchern, unter welchen sich viele reiche und vornehme Personen Londons befanden.

Ich traf dieses Arrangement, weil ich aus dem schon erwähnten Grunde wenig Hoffnung hatte, schon in der nächsten Zeit bei Hofe empfangen zu werden, doch erreichte ich durch Mr. Everett's freundliche Verwendung endlich meinen Zweck. Ich frühstückte eines Morgens bei ihm, und zwar in Gesellschaft mit Mr. Charles Murray, einem bekannten Schriftsteller, der bei Hofe das Amt eines Hausmeisters bekleidet.

Im Laufe der Unterhaltung fragte mich Mr. Murray nach meinen Plänen und ich theilte ihm mit, daß ich die Absicht hätte, binnen Kurzem nach dem Continent abzureisen, obschon ich gern noch dabliebe, wenn der General eine Audienz bei der Königin erhalten könnte, was für mich von großem Nutzen sein würde.

Mr. Murray erbot sich freundlichst, sich ebenfalls dafür zu verwenden und bald nachher brachte mir ein langer, stattlicher, gebührend herausgeputzter Leibgardist ein Billet, in welchem die Königin den General Tom Thumb und seinen Führer, Mr. Barnum, einlud, an einem bestimmten Abend im Buckingham-Palaste zu erscheinen. An demselben Tage theilte mir Mr. Murray auf Befehl der Königin noch mündlich mit, daß ich den General vor ihr erscheinen lassen sollte, wie er überall erschiene und ohne ihn vorher im Gebrauche der königlichen Titel zu unterrichten, weil die Königin ihn natürlich und unbefangen zu sehen wünschte.

Entschlossen, diese Gelegenheit nach Möglichkeit auszubeuten, klebte ich an die Thür des Aegyptischen Saales einen Anschlagzettel, auf welchem zu lesen war: „Heute Abend geschlossen, weil General Tom Thumb sich auf Befehl der Königin im Buckingham-Palaste befindet.“

Als ich in dem Palaste ankam, „dressirte“ mich der dienstthuende Kammerherr in Bezug auf die Art und Weise, wie ich mich in Gegenwart der Kö-

nigin zu benehmen hätte. Ich sollte alle Fragen, welche die Königin thun würde, durch ihn beantworten und auf keinen Fall direct zu der Königin sprechen. Wenn ich mich entfernte, sollte ich rücklings gehen und meine Augen fortwährend auf die Königin gerichtet halten. Der Kammerherr war so gütig, mir diese rückgängige Bewegung ein paar Mal vorzumachen. Wie weit ich seine Lehren und sein Beispiel begriff und befolgte, wird sich sogleich zeigen.

Wir wurden durch einen langen Corridor und eine breite Marmortreppe hinaufgeführt, welche zu der prachtvollen Gemäldegallerie der Königin führte, wo Ihre Majestät und Prinz Albert, die Herzogin von Kent und zwanzig oder dreißig andere vornehme Personen unsere Ankunft erwarteten. Sie standen an dem andern Ende des Zimmers, als die Thüren sich öffneten und der General wie eine wandelnde Wachspuppe hineintrat. Ueberraschung und Vergnügen malten sich in den Mienen des königlichen Cirkels, als man diese Milbe der Menschheit sah und sie so viel kleiner fand als man erwartet hatte.

Der General faßte sich, trat mit festem Schritte vor und als er nahe genug gekommen war, machte er eine sehr graziöse Verbeugung und rief: „Guten Abend, meine Herren und Damen!"

Ein lautes Gelächter folgte auf diesen Gruß. Die Königin nahm ihn sodann bei der Hand, führte ihn in der Galerie herum und that viele Fragen an ihn, deren Beantwortung die Damen in fortwährend heiterer Stimmung erhielt. Der General theilte der Königin mit, ihre Gemäldegallerie sei wirklich „famos" und sagte ihr, er wünschte den Prinzen von Wales zu sehen. Die Königin antwortete, der Prinz sei bereits zu Bette, doch solle er ihn bei einer künftigen Gelegenheit sehen. Der General sang nun seine Lieder, tanzte, machte seine Stellungen u. s. w. und nach einer längeren Unterhaltung mit Prinz Albert und allen Anwesenden, die über eine Stunde dauerte, gestattete man, daß wir uns wieder entfernten.

Ehe ich die Art und Weise des „Rückwärtshinausgehens" und was sich dabei ereignete, erzähle, muß ich gestehen, daß ich den Rath des dienstthuenden Kammerherrn allerdings außer Acht gelassen hatte. Während Prinz Albert und noch einige andere Personen mit Tom sprachen, erkundigte sich die Königin bei mir nach seiner Geschichte rc. Zwei oder drei Fragen wurden auf die bei meiner Dressur angegebene Weise gestellt und beantwortet. Die Sache war sehr umständlich und sagte mir durchaus nicht zu, und der Lordkammerherr mochte wohl nicht wenig erschrecken, als ich plötzlich mit Ihrer Majestät direct zu conversiren begann. Die Königin schien jedoch durchaus nicht geneigt, meiner Keckheit Einhalt zu thun, denn sie redete mich sofort ebenfalls direct an. Ich fühlte mich in ihrer Gegenwart ganz unbefangen und konnte nicht umhin, im Stillen ihr verständiges und liebenswürdiges Wesen mit der Steifheit und Formalität reicher Emporkömmlinge bei uns und in andern Ländern zu vergleichen.

Die Königin trug ein einfaches schwarzes Kleid ohne irgendwelchen Schmuck. Wenn man sie so umgeben von prachtvoll gekleideten, von Dia-

manten funkelnden Damen sah, hätte man kaum glauben sollen, daß sie die mächtige Königin von England sei.

Der Lordkammerherr bekam vielleicht wieder eine günstigere Meinung von mir, als er sah, daß ich bei meiner Entfernung aus der königlichen Nähe seinem hochadeligen Beispiel zu folgen versuchte. Er war natürlich an dergleichen Dinge gewöhnt und daher in den Stand gesetzt, einigen Vorsprung (oder vielmehr Nachsprung) vor mir zu behalten, aber selbst ich ging für die anderen Mitglieder der sich entfernenden Gesellschaft etwas zu rasch. Wir hatten in dieser langen Gallerie eine bedeutende Strecke zurückzulegen, ehe wir die Thür erreichten und so oft der General fand, daß er die rechte Richtung verlor, drehte er sich herum und lief einige Schritte vorwärts, drehte sich dann wieder rückwärts, dann wieder vorwärts und lief und setzte diese abwechselnde Methode fort, bis die ganze Gallerie von dem Gelächter der königlichen Zuschauer wiederhallte. Es war in der That einer der köstlichsten Auftritte, denen ich je beigewohnt, besonders der Schluß. Schnelllaufen war unter den obwaltenden Umständen ein so himmelschreiendes Verbrechen, daß es sogar die Entrüstung des Wachtelhündchens der Königin erregte, welches sein Mißfallen durch ein so lautes Gebell zu erkennen gab, daß der General ein wenig darüber erschrak. Er faßte sich jedoch sofort wieder und begann mit seinem kleinen Stöckchen einen Angriff auf das Hündchen, so daß ein äußerst spaßhafter Kampf stattfand, welcher die Heiterkeit der königlichen Gesellschaft erneute und erhöhte.

Dies geschah in der Nähe der Ausgangsthür. Kaum waren wir in das Vorzimmer gelangt, so kam einer der Begleiter der Königin nachgeeilt und sprach im Namen derselben die Hoffnung aus, daß der General keinen Schaden genommen, wobei der Kammerherr scherzhaft hinzusetzte, daß, wenn dies der Fall wäre, am Ende eine Kriegserklärung von Seiten der Vereinigten Staaten zu befürchten stünde.

Die Artigkeiten des königlichen Hofes waren damit noch nicht erschöpft, denn wir wurden in ein Zimmer geführt, in welchem Erfrischungen für uns aufgetragen waren. Wir langten zu, obschon meine Gedanken mehr der Zukunft als der Gegenwart zugewendet waren. Es lag mir viel daran, daß das „Court Journal" vom nächstfolgenden Tage etwas mehr als eine bloße Zeile in Bezug auf den Empfang des Generals bei der Königin enthalten möchte und auf Nachfragen erfuhr ich, daß der Herr, der mit Abfassung dieser Notizen beauftragt sei, sich eben im Palaste befinde. Auf meine Bitte ward er herbeigerufen und willigte sofort in meinen Wunsch, eine die öffentliche Aufmerksamkeit anregende Notiz aufzunehmen. Er ersuchte mich sogar, ihm ungefähr anzudeuten, was ich erwähnt zu sehen wünschte und ich freute mich, später zu finden, daß er meine Notiz wörtlich aufgenommen hatte.

Der Besuch meiner Schaustellung ward nun immer stärker, so daß ich mich genöthigt sah, ein geräumigeres Lokal dazu zu miethen. Ich nahm daher

den größeren Saal in demselben Gebäude, welchen einige Zeit vorher unser Landsmann Mr. Catlin für seine große Gallerie von Abbildungen amerikanischer Indianer und indianischer Sehenswürdigkeiten inne gehabt hatte, welche alle als Ausschmückung noch hängen blieben.

Bei unserm zweiten Besuche bei der Königin wurden wir in dem sogenannten „gelben Gesellschaftszimmer" empfangen, einem Saale, der an Pracht Alles übertraf, was ich in dieser Beziehung bis jetzt gesehen. Er befindet sich auf der Nordseite der Gallerie und der Eingang geschieht von dieser. Der Saal war mit Draperien von gelbem Atlasdamast behangen und die Sophas und Stühle mit demselben Stoff überzogen. Die Vasen, Urnen und Zierrathen waren alle von moderner Façon und herrlich gearbeitet. Das Wandgetäfel war vergoldet und die massiven Simse schön geschnitzt und vergoldet. Die Tische, Pianos u. s. w. waren mit Gold beschlagen, mit Perlen von verschiedenen Farben eingelegt und auf die eleganteste Weise geformt.

In diesen prachtvollen Saal wurden wir geführt, ehe die Königin und der königliche Cirkel den Speisesaal verlassen hatten, und als sie kamen, verneigte sich der General ehrerbietig und sagte zu Ihrer Majestät, er habe sie schon einmal gesehen, indem er hinzufügte: „Dieses Zimmer gefällt mir noch besser als die Bildergallerie; dieser Kronleuchter ist sehr schön."

Die Königin nahm ihn lächelnd bei der Hand und sagte, sie hoffe, daß er sich wohl befinde.

„Ja, Madame," antwortete er, „ich befinde mich famos."

„General," fuhr die Königin fort, „dies ist der Prinz von Wales?"

„Wie befinden Sie sich, Prinz?" sagte der General, indem er ihm die Hand reichte, dann stellte er sich neben den Prinzen und bemerkte: „Der Prinz ist größer als ich, aber ich fühle mich eben so groß, wie irgend einer."

Und mit diesen Worten stolzirte er keck wie ein Pfauhahn unter dem schallenden Gelächter aller Anwesenden im Zimmer auf und ab.

Die Königin stellte ihm nun die älteste Prinzessin vor und der General führte sie sogleich nach seinem eleganten kleinen Sopha, welches wir mitgebracht hatten, und setzte sich sehr artig an ihre Seite. Nicht lange darauf erhob er sich, machte seine verschiedenen Künste vor und die Königin überreichte ihm dann ein elegantes und kostbares Souvenir, welches auf ihren Befehl ausdrücklich für ihn gefertigt worden und wofür er, wie er sagte, ihr gehorsamst verbunden war, indem er hinzusetzte, daß er dieses Andenken bewahren würde so lange er lebe. Die Königin der Belgier (Tochter von Ludwig Philipp) war bei dieser Gelegenheit gegenwärtig. Sie fragte den General, wo er hinreisen würde, wenn er London verließe.

„Nach Paris," antwortete er.

„Und wen erwarten Sie dort zu sehen?" fragte sie weiter.

Natürlich erwartete sie, daß er antworten würde: „den König der Franzosen", aber der kleine Kerl entgegnete:

„In Paris werde ich Monsieur Guillaudeu sehen.“

Die beiden Königinnen sahen mich fragend an und als ich ihnen mittheilte, daß dieser Monsieur Guillaudeu mein Freund sei, der mir nach Paris vorausgereist sei, lachten sie herzlich.

Bei unserm dritten Besuche im Buckingham-Palaste war Leopold, König der Belgier, ebenfalls zugegen. Er fand an dem General großes Vergnügen und richtete eine Menge Fragen an ihn. Die Königin Victoria ersuchte den General, ein Lied zu singen und fragte den General, welches er am liebsten sänge.

„Yankee-Doodle,“ antwortete er sofort.

Diese Antwort war mir eben so unerwartet, als der königlichen Gesellschaft. Als das Gelächter, welches sie erregte, wieder einigermaßen verstummte, bemerkte die Königin gutmüthig: „Das ist ein sehr hübsches Lied, General, singen Sie es, wenn Sie Lust haben.“

Der General that wie ihm geheißen ward, und bald nachher entfernten wir uns.

Ich darf nicht vergessen, zu erwähnen, daß nach jedem unserer drei Besuche im Buckingham-Palast mir auf Befehl der Königin ein ansehnliches Geldgeschenk übersendet ward. Dies war jedoch der kleinste Theil des Nutzens, den ich von diesen Vorstellungen hatte, wie sofort Jeder begreifen wird, welcher weiß, welche Macht das Beispiel des Hofes in England ausübt.

Das britische Publikum war nun gewaltig aufgeregt. General Tom Thumb nicht gesehen zu haben, war ein offenbarer Verstoß gegen den guten Ton, und vom 20. März bis 20. Juli waren die Levers des kleinen Generals im ägyptischen Saale fortwährend von einer Menge Zuschauern besucht, so daß die Einnahme während dieser ganzen Zeit durchschnittlich ungefähr fünfhundert Dollars, zuweilen aber bedeutend mehr betrug. Zu der fashionablen Stunde hielten oft fünfzig und sechzig adelige Equipagen vor unserem Ausstellungslokale in Piccadilly.

Portraits des kleinen Generals wurden in allen illustrirten Journalen veröffentlicht. Polkas und Quadrillen wurden nach ihm benannt und Lieder zu seinem Lobe gesungen. Er war ein fast stehendes Thema für Londoner „Punch“, welcher den General und mich so fein traktirte, daß unsere Einnahme dadurch ohne Zweifel ungeheuer vermehrt ward.

Die Ausgaben für das Lokal betrugen blos 44 Pfund Sterling monatlich und unsere Familienausgaben (denn jetzt wirthschafteten wir für uns selbst) betrugen durchschnittlich wöchentlich nicht mehr als 1 Pfund pro Kopf. Alles zusammen berechne ich unsere Gesammtausgabe mit Einschluß der Insertionsgebühren und Allem, was zu der Schaustellung gehörte, auf fünfzig Dollars pro Tag.

Außer seinen drei öffentlichen Vorstellungen täglich besuchte der General auch noch drei bis vier Privatgesellschaften wöchentlich, wofür wir acht bis

zehn Guineen von jeder bekamen. Oft besuchten wir auch zwei Gesellschaften an einem und demselben Abend, und die Nachfrage war in dieser Beziehung stärker als der Vorrath.

Eines Nachmittags wünschte die verwittwete Königin Adelaide, daß der General sie in Marlborough-House besuchen möchte. Er ging in seiner Hofuniform, bestehend aus einem reichgestickten braunsammtnen Rock mit kurzen Beinkleidern, einer weißen Atlasweste mit bunter Stickerei, weißseidenen Strümpfen und Tanzschuhen, einer Beutelperrücke, einem dreieckigen Hut und einem Galadegen.

„Aber, General," sagte die Königin Wittwe, „Sie sehen heute recht nett aus."

„Ja, das glaube ich," antwortete der General selbstgefällig.

Es war eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft vornehmer Personen zugegen. Der alte Herzog von Cambridge bot dem General eine Prise, welche er aber ablehnte.

Der General sang seine Lieder, führte seine Tänze auf und ließ seine Witze los, was Alles dem glänzenden Kreise ungemeines Vergnügen zu gewähren schien.

„Aber, mein lieber kleiner General," sagte die gutmüthige Königin, indem sie ihn auf ihren Schooß nahm, „ich sehe, daß Sie keine Uhr haben. Wollen Sie mir erlauben, Ihnen eine Uhr und Kette zu schenken?"

„Ei ja, das wäre mir sehr lieb," entgegnete der General, dessen Augen vor Freude funkelten.

„Ich werde sie ausdrücklich für Sie machen lassen," antwortete die Königin Wittwe, und gleichzeitig rief sie Lord H—, ihren Freund, und bat ihn, das Geeignete zu besorgen. Einige Wochen später wurden wir wieder nach Marlborough-House berufen.

Eine Anzahl Kinder aus mehreren hochadeligen Familien, zum Theil in Begleitung ihrer Eltern, war diesmal zugegen. Nachdem die Königin Adelaide mit dem General einige Complimente gewechselt, überreichte sie ihm eine schöne, kleine, goldene Uhr und hing ihm eigenhändig die Kette um den Hals. Der kleine Kerl war außer sich vor Freuden und wußte kaum, wie er seinen Dank auf genügende Weise zu erkennen geben sollte. Die gute Königin ertheilte ihm in Bezug auf sein sittliches Verhalten einige vortreffliche Rathschläge und Ermahnungen, denen er auf das Strengste nachzukommen versprach. Ich freue mich überhaupt, sagen zu können, daß ich von dem General in seinem ganzen Leben kein unsauberes oder gemeines Wort gehört habe. Sein sittliches Verhalten ist in jeder Beziehung tadellos und seine Gemüthsart eine sehr liebenswürdige.

Nachdem er mit seinen Vorstellungen zu Ende war, entfernten wir uns und die elegante kleine Uhr, welche er aus den Händen Ihrer Majestät der Königin Wittwe empfangen, ward nicht blos gebührend ausposaunt, sondern auch

in dem Ausstellungssaale nebst dem Geschenk der Königin Victoria in einer gläsernen Vase auf einem besonderen Piedestal ebenfalls zur Schau ausgestellt. Diese Geschenke, zu welchen später eine goldene Tabaksdose, mit Türkisen besetzt, von dem Herzog von Devonshire und viele andere kostbare Gaben von vornehmen und reichen Personen kamen, erhöhten die Anziehungskraft unserer Vorstellungen. Der Herzog von Wellington kam häufig, um den kleinen General bei seinen öffentlichen Levers zu sehen. Das erste Mal, wo er kam, spielte der General eben Napoleon Bonaparte, indem er auf seinem kleinen Theater auf und ab spazierte, zuweilen eine Prise nahm und in tiefe Gedanken versunken zu sein schien. Er war in volle militärische Uniform gekleidet. Ich stellte ihn dem „eisernen Herzog" vor, welcher ihn fragte, worüber er so ernsthaft nachdächte. „Ich dachte an den Verlust der Schlacht von Waterloo," lautete die sofortige Antwort des kleinen Generals. Diese so ungemein treffende Antwort ward im ganzen Lande wiedererzählt und war an und für sich für unsere Schaustellung viele tausend Pfund werth.

Während wir im Juni 1844 in London waren, besuchte der Kaiser von Rußland die Königin Victoria und ich sah ihn bei mehreren öffentlichen Gelegenheiten.

Am 5. Juni war ich bei einer großen Revue der königlichen Truppen zugegen, die im Windsor-Park zu Ehren und in Gegenwart des Kaisers von Rußland und des Königs von Sachsen abgehalten ward. General Tom Thumb hatte die Woche vorher sowohl das letztere gekrönte Haupt als auch Ibrahim Pascha besucht.

Die Straße nach Windsor war mit einer fast ununterbrochenen Reihe von Wagen und Fußgängern bedeckt und erinnerte mich an die Epsom-Straße am Derby-Tage, welchem Wettrennen ich beiwohnte, ohne es hier aber weiter beschreiben zu können. Die Königin und ihre hohen Gäste kamen gegen zwölf Uhr in dem großen Windsor-Park an. Die Annäherung der königlichen Suite aus der Großen Allee ward durch das laute Rufen vieler hundert Zuschauer verkündet. In einem der Wagen saßen der Prinz von Wales und die königlichen Prinzessinnen. Der Kaiser von Rußland ritt dem Wagen der Königin voraus, mit dem Prinzen Albert, der seine Feldmarschallsuniform trug, zur Linken und dem König von Sachsen zur Rechten. Der Kaiser trug eine russische Uniform von dunkelgrüner Farbe und einen schwarzen Helm mit weißem Federbusch. Der Herzog von Wellington ritt, von Edelleuten und Offizieren in Uniform umringt, unmittelbar hinter dem Kaiser. Sir Robert Peel ritt auch mit und sein gewöhnlicher blauer Frack und seine gelbe Weste stachen sonderbar gegen die prachtvollen Uniformen ab. Der Herzog von Cambridge ritt in der Nähe des Kaisers.

In den verschiedenen Gesellschaften, die wir besuchten, sahen wir im Laufe der Saison fast den gesammten Adel. Ich glaube nicht, daß ein einziges Mitglied des Adels verfehlt hat, General Tom Thumb entweder im eigenen Hause

oder im Hause eines Freundes, oder bei seinen öffentlichen Levers im Egyptischen Saale zu sehen.

Einige der ersten Personen des Landes hatten ihn ungemein lieb gewonnen. Von diesen erwähne ich Sir Robert und Lady Peel, den Herzog und die Herzogin von Buckingham, den Herzog von Bedford, Herzog von Devonshire, Graf d'Orsay, Lady Blessington, Daniel O'Connell, Lord Adolphus Fitzclarence, Lord Chesterfield, Mr. und Mrs. Josua Bates von der Firma Gebrüder Baring u. Comp., u. s. w. u. s. w.

Wir hatten freien Eintritt in alle Theater, öffentliche Gärten u. dergl., und trafen häufig mit den ersten Künstlern, Journalisten, Dichtern und Schriftstellern des Landes zusammen.

Albert Smith war und ist noch ein ganz besonders intimer Freund von mir. Er schrieb ein Theaterstück für den General unter dem Titel „Der kleine Däumling," worin unser kleiner Acteur auf dem Lyceum-Theater in London und auf mehreren Provinzialtheatern mit vielem Erfolg auftrat.

Wir waren über drei Jahre von Amerika abwesend und besuchten beinahe alle Städte in England und Schottland und außerdem Belfast und Dublin in Irland.

Daniel O'Connell hatte ich im Privatleben mehrmals schon gesehen, hier aber hörte ich ihn in Concialiation-Hall eine gewaltige Repealrede halten.

In Dublin betrug unsere Einnahme am letzten Tage, nachdem wir die Woche vorher in der großen Rotunda-Hall Vorstellungen gegeben, 261 Pfund Sterling oder 1305 Dollars, außerdem erhielten wir noch 50 Pfund Sterling oder 250 Dollars, weil wir denselben Abend auch im Theatre Royal spielten. Wir besuchten auch fast alle Städte in Frankreich, außerdem Brüssel und verschiedene andere Städte in Belgien. In Brüssel hatten wir die Ehre, vor König Leopold und seiner Gemahlin in ihrem Palaste zu erscheinen.

In Frankreich besuchten wir den König Ludwig Philipp und die königl. Familie bei vier verschiedenen Gelegenheiten, abgesehen davon, daß wir am Geburtstage des Königs auf erhaltene Einladung den Tuilerienpalast zu unserer eigenen Unterhaltung besuchten, um das Feuerwerk u. s. w. mit anzusehen. Ludwig Philipp und die Königin waren eben so wie die Schwester des Königs, Prinzessin Adelaide, ungewöhnlich freundlich gegen den General und verehrten ihm zahlreiche werthvolle Geschenke, was auch von der Herzogin von Orleans und den andern Mitgliedern der königlichen Familie geschah. Ludwig Philipp unterhielt sich mit mir längere Zeit über Amerika, erzählte mir, daß er in den Wigwams mehrerer Indianerstämme geschlafen habe, und die ganze Familie conversirte mit uns auf die ungezwungenste Weise und ohne alle Ceremonie.

Als wir diese vortreffliche Familie das letzte Mal besuchten, was in dem Palaste zu St. Cloud, fünf Meilen von Paris, geschah, sah ich einen Auftritt mit an, der meine Augen nicht weniger erfreute als mein Herz und welcher dem

englischen Adel sowohl, als unserer amerikanischen Aristokratie eine gute Lehre geben könnte.

Der kleine General brachte eine Stunde bei der königlichen Familie zu, die an diesem Abend nicht blos aus dem König und der Königin und der Prinzessin Adelaide, sondern auch aus der Herzogin von Orleans, ihrem Sohn, dem Grafen von Paris, dem Prinzen von Joinville, dem Herzog und der Herzogin von Nemours, der Herzogin von Aumale rc. bestand. Sie verehrten ihm beim Scheiden alle ein Geschenk, küßten ihn fast zu Tode und wünschten ihm „bon voyage" und langes und glückliches Leben. Bei dieser einzigen Gelegenheit, so lange wir in Frankreich waren (und auch da nur auf ausdrückliches Verlangen des Königs) trat der General als Napoleon Bonaparte in vollem Costüm auf. Nachdem wir von der königlichen Familie Abschied genommen, begaben wir uns in einen andern Theil des Palastes, um den General die Kleider wechseln zu lassen und einige Erfrischungen zu genießen, die hier für uns aufgetragen waren. Eine halbe Stunde später, als wir im Begriff standen, den Palast zu verlassen, gingen wir durch einen Saal, der nach dem Ausgange führte und kamen dabei an dem Zimmer vorüber, in welchem die königliche Familie den Abend zubrachte. Die Thür stand offen und da einige der hohen Personen zufällig den General vorbeischlüpfen sahen, so riefen sie ihm zu, er solle noch einmal hineinkommen und ihnen eine Hand geben. Wir traten in das Zimmer und sahen hier die königlichen Damen um einen viereckigen Tisch sitzen, jede mit zwei Lichtern vor sich und alle, mit Einschluß der Königin, mit Stickarbeiten beschäftigt, während eine junge Dame ihnen zur Unterhaltung vorlas. Es thut mir leid, sagen zu müssen, daß dies eine Scene ist, welche man in aristokratischen Familien dies oder jenseits des Meeres sehr selten sieht. Bei den Wohlthätigkeitsverkäufen in Paris habe ich häufig Stickereien zum Verkauf ausgestellt gesehen, welche dem daran hängenden Zettel zufolge von der Herzogin von Orleans, der Prinzessin Adelaide, der Herzogin von Nemours u. s. w. gearbeitet und geschenkt worden waren.

In Paris machte der General als Acteur ebenfalls bedeutendes Furore. Er spielte zwei Monate lang auf einem der ersten Theater in einem ausdrücklich für ihn geschriebenen Stück unter dem Titel „Petit Poucet". Eben so ward er auch zum Mitglied der französischen dramatischen Gesellschaft ernannt. Von Paris aus machten wir die Tour durch Frankreich. Zu diesem Zwecke kauften wir mehrere Reisewagen mit Einschluß eines bedeckten Wagens auf Federn, in welchem sich die kleinen schottischen Ponies und die Miniatur-Equipage des Generals befand. Zuerst gingen wir nach Rouen und von da nach Toulon, wobei wir alle dazwischenliegende Städte, unter andern Orleans, Nantes, Brest, Bordeaux, Toulouse, Montpellier, Nismes, Marseille rc. besuchten, dann aber die Richtung nach Lille nahmen und von da nach Belgien gingen.

Während unsers Verweilens in Bordeaux wohnte ich einer Revue bei, welche die Herzöge von Nemours und Aumale über zweitausend Mann Trup-

pen hielten, die wenige Meilen von der Stadt ein Lager aufgeschlagen hatten. Die Evolutionen der Cavallerie und Infanterie und eines Regiments reitender Artillerie waren ausgezeichnet und höchst interessant.

Während der Weinlesezeit befanden wir uns im südlichen Frankreich. Die Schönheit dieses Landes zu dieser Zeit des Jahres ist über alle Beschreibung erhaben. Wir reisten viele Meilen, ohne daß das Auge etwas Anderes sah, als die schönen, mit köstlichen Trauben bedeckten Weinberge und fruchtbeladene Olivenwälder. Es ist buchstäblich ein Land, wo Wein und Oel fließt.

Während ich in Brüssel war, konnte ich nicht umhin, das Schlachtfeld von Waterloo zu besuchen. Ich schlug vor, daß unsere Gesellschaft aus Professor Pinte, unserm Dolmetscher, Mr. Stratton, Vater des Generals Tom Thumb, Mr. H. G. Sherman und mir bestehen sollte. Sehenswürdigkeiten in Augenschein nehmen, war für Stratton etwas ganz Neues und da es nothwendig war, um vier Uhr Morgens aufzubrechen, um die Entfernung (sechzehn Meilen oder sieben Stunden) zurückzulegen und noch Zeit genug zu unserer Nachmittagsvorstellung wieder da zu sein, so wollte er nicht mit. „Ach was da, ich habe keine Lust vor Tagesanbruch aufzustehen, um eine weite Reise zu machen, blos um ein elendes altes Weizenfeld zu sehen", sagte Stratton. „Na, Stratton, versuche doch wenigstens einmal in Deinem Leben Dich aufzuraffen und geh mit", sagte seine Frau. Diese Aufforderung war unwiderstehlich und er willigte ein. Wir mietheten am Abend vorher Wagen und Pferde und brachen pünktlich zur bestimmten Stunde auf. Wir hielten an der netten kleinen Kirche in dem Dorfe Waterloo, um die Tafeln zu lesen, die zum Andenken an die im Kampfe gefallenen Engländer hier angebracht sind. Von hier gingen wir nach dem Hause, in welchem dem Lord Uxbridge (Marquis von Anglesey) das Bein abgelöst ward. Ein kleines hübsches Monument bezeichnet in dem Garten die Stelle, wo das zerschmetterte Glied begraben ward. In dem Hause selbst zeigt man noch ein Stück von dem Stiefel, welcher sich an dem unglücklichen Bein befunden haben soll. Der Fremde kann natürlich nicht umhin, dem Frauenzimmer, welches ihm Monument und Stiefel zeigt, ein paar Franks einzuhändigen. Ich that es auch und Stratton, obschon er meinen mochte, daß die Sache das Geld nicht werth sei, wollte doch nicht für knauserig gelten und händigte unserer Begleiterin daher ebenfalls ein Silberstück ein. Ich sprach den Wunsch aus, ein kleines Stück von dem Stiefel zu besitzen, um es später in meinem Museum ausstellen zu können, und die Frau schnitt ohne weitere Umstände einen drei Zoll langen und einen Zoll breiten Streifen ab. Ich gab ihr dafür noch ein paar Franks und Stratton, welcher, wie er sagte, ein Stück von dem Stiefel in dem alten Bridgeport aufzuzeigen wünschte, erhielt einen ähnlichen Streifen und zahlte dafür einen gleichen Betrag. Ich konnte nicht umhin, zu berechnen, daß, wenn die Frau mit Austheilung solcher Abschnitzel gegen alle Fremde, die hierher kamen, so freigebig

verführe, dies dann ungefähr der 99,867 Stiefel sein müsse, welcher seit dem Jahre 1815 als der „wahre Jakob" verschnitten worden.

Mit dem tröstlichen Gedanken, daß die Frau alle abgesetzten Stiefel in Brüssel und dessen Umgebung zusammenkaufte und mich freuend, daß auch noch Jemand anders außer dem Erfinder des berühmten „Anglesey-Beines" eine Kleinigkeit durch dieses historische Ereigniß verdiente, fuhren wir weiter nach dem Schlachtfelde, welches ungefähr noch eine halbe Stunde entfernt ist.

Als wir in Mont Saint Jean, von wo man ungefähr noch eine Viertelstunde bis zum Schlachtfelde hat, ankamen, wurden wir von achtzehn bis zwanzig Personen angefallen, die uns ihre Dienste als Führer anboten, um uns die wichtigsten Oertlichkeiten zu zeigen. Jeder behauptete, er kenne ganz genau die Stelle, wo Jeder, der an der Schlacht theilgenommen, gestanden habe, und Jeder wollte natürlich bei diesem blutigen Kampfe selbst betheiligt gewesen sein, obschon derselbe vor fünf und dreißig Jahren stattgefunden hatte und einige dieser Burschen, wie es schien, kaum fünf und zwanzig bis acht und zwanzig Jahre alt waren! Wir engagirten einen alten Mann, der anfangs erklärte, er sei in der Schlacht mit getödtet worden; als er aber unsere ungläubigen Blicke bemerkte, modificirte er seine Angabe dahin, daß er blos behauptete, er sei fürchterlich verwundet worden und habe drei Tage lang auf dem Platze gelegen, ehe er ärztlichen Beistand erhalten habe.

Als wir an Ort und Stelle angelangt waren, bezeichnete unser Führer ganz ernsthaft die Stelle, wo der Herzog von Wellington während einer langen Zeit des Kampfes seinen Standpunkt gehabt; den Ort, wo die Reserve der britischen Armee postirt war; den Platz, wo Napoleon die alte Garde aufstellte; den kleinen Hügel, auf welchem während der Schlacht ein einstweiliges Observatorium für ihn errichtet worden; den Theil des Schlachtfeldes, auf welchem Blücher mit der preußischen Armee erschien; den Punkt, welchen das schottische graue Cavallerieregiment besetzt hielt; den Ort, wo der Oberstlieutenant Canning, Sir Alexander Gordon und viele andere berühmte Männer fielen. Ich fragte ihn, ob er mir auch sagen könnte, wo Capitain Tippitiwichet von den Connecticut-Füsilieren gefallen sei. „Oui, Monsieur", antwortete er mit vollkommener Zufriedenheit, denn er erachtete sich verbunden, Alles zu wissen, oder wenigstens so zu thun. Gleich darauf zeigte er uns auch die Stelle, wo mein unglücklicher Freund und Landsmann seinen letzten Athemzug ausgehaucht hatte. Nachdem wir uns noch die Plätze zeigen lassen, wo einige zwanzig meiner andern fingirten Freunde von Coney Islands, New-Jersey, Cap Cod und Saratoga den Geist aufgegeben, stellten wir ihm sein Führerlohn zu und dankten für seine ferneren Bemühungen. Stratton murrte über „Betrügerei", als er ihm für die erhaltenen Aufschlüsse ein paar Franks einhändigte.

Als wir das Schlachtfeld verließen, wurden wir von zehn bis zwölf Personen beiderlei Geschlechts mit Körben am Arme oder Säcken in den Händen

angeredet, worin sich Schlachtreliquien zum Verkauf befanden. Dieselben bestanden aus einer Menge Kriegsgeräthschaften, Pistolen, Kugeln u. s. w. und außerdem messingenen französischen Adlern, Knöpfen u. s. w. Ich kaufte eine Anzahl davon für mein Museum und Stratton acquirirte auch einige dieser Gegenstände für seine Freunde im „alten Bridgeport". Hierauf kauften wir Pläne des Schlachtfeldes, Abbildungen des Triumphhügels mit dem kolossalen ehernen Löwen u. s. w. u. s. w. Diese häufigen und immer wiederkehrenden Brandschatzungen ärgerten Stratton sehr und indem er ein Fünffrankstück für einen „vollständigen Fremdenführer" weggab, bemerkte er, daß nach seiner Meinung die Schlacht bei Waterloo, seitdem sie geschlagen worden, ein hübsches Sümmchen mehr gekostet habe, als vorher!

Sein Unglück war aber damit noch nicht zu Ende. Als wir bereits vier oder fünf Meilen des Heimwegs zurückgelegt hatten, brach auf einmal unser Wagen zusammen. Wir stiegen aus und fanden, daß die Achse gebrochen war. Es war jetzt ein Viertel auf Zwei. Um zwei Uhr sollte die Vorstellung des kleinen Generals in Brüssel beginnen und konnte ohne uns nicht stattfinden. Die noch übrige Entfernung zu Fuße zurückzulegen, wäre selbst in doppelt so viel Zeit, als uns zur Verfügung stand, nicht möglich gewesen, und da in der Nähe kein Wagen zu haben war, so beschloß ich, die Sache auf die leichte Achsel zu nehmen und jeden Gedanken an eine Vorstellung vor dem Abend aufzugeben. Stratton jedoch konnte sich nicht mit der Idee befreunden, der Aussicht auf eine Einnahme von 600 bis 800 Franks verlustig zu gehen und beschloß, die Sache in die Hand zu nehmen, um, da möglich, unsere Gesellschaft noch Zeit genug nach Brüssel zu schaffen und die Nachmittagsvorstellung zu retten. Er eilte in Begleitung unseres Dolmetschers, Professor Pinte, nach einem Bauernhause, während Shernan und ich gemächlich den Nachtrab bildeten. Stratton fragte den alten Bauer, ob er einen Wagen habe. Er hatte keinen. „Habt Ihr denn gar kein Fuhrwerk?" wurde weiter gefragt.

„Weiter keins als dieses," antwortete er und zeigte auf einen alten, mit Dünger beladenen Karren, der in seinem Hofe stand.

„Also weiter habt Ihr gar keins?" fragte Stratton. Auf die Versicherung hin, daß wirklich keins da sei, meinte Stratton, es sei immer noch besser, auf einem Düngerwagen zu fahren, als nicht zeitig genug nach Brüssel zu kommen.

„Was wollt Ihr haben, wenn Ihr uns in dreiviertel Stunden bis nach Brüssel fahrt?" fragte Stratton.

„Das ist unmöglich," antwortete der Bauer; „mit meinem Pferde würde ich wenigstens zwei Stunden brauchen."

„Aber wir haben sehr eilig und wenn wir nicht zur rechten Zeit dort sind, so büßen wir über 500 Franks ein," sagte Stratton.

Der alte Bauer spitzte die Ohren, als er dies hörte, und erbot sich, uns

für achtzig Franks binnen einer Stunde nach Brüssel zu schaffen. Stratton versuchte abzuhandeln, aber vergebens.

„Ach, gebt es doch, Stratton," sagte Sherman; „achtzig Franks sind blos sechzehn Dollars und Ihr werdet wahrscheinlich hundert damit verdienen, denn ich glaube, wir werden in unserer Nachmittags-Vorstellung heute ein volles Haus haben."

„Aber ich habe schon zehn Dollars für eine Menge nichtsnutziges Zeug ausgegeben," sagte Stratton, „und den zerbrochenen Wagen werden wir auch noch bezahlen müssen."

„Aber was könnten wir Besseres thun?" stimmte Professor Pinte ein.

„Es ist eine schändliche Erpressung, sechzehn Dollars für ein altes Pferd und einen Düngerkarren auf eine Stunde Zeit zu verlangen. In Alt-Bridgeport bekäme ich es gern für drei Dollars," entgegnete Stratton in ärgerlichem Tone.

„Es ist hier zu Lande einmal so gebräuchlich," sagte Professor Pinte, „und wir müssen uns darein fügen."

Beiläufig gesagt, war dies ein Lieblingsausdruck des Professors. So oft wir betrogen wurden oder überzeugt waren, daß man mit uns nicht redlich zu Werke ging, versuchte Pinte allemal, die Sache dadurch ins Gleiche zu bringen, daß er uns sagte, es sei einmal so gebräuchlich.

„Aber das ist ein nichtswürdiger Gebrauch," sagte Stratton, „und ich lasse mir solchen Betrug einmal nicht gefallen."

„Aber was sollen wir denn anfangen?" fragte Mr. Pinte. „Es ist allerdings viel Geld, aber es ist doch immer viel besser, als wenn wir unserer Nachmittagsvorstellung und einer Einnahme von fünf- oder sechshundert Franks verlustig gehen."

Diese Appellation an die Tasche verfehlte ihren Eindruck auf Stratton nicht. Er erklärte sich mit der Forderung, so übertrieben sie auch war, einverstanden und sagte zu unserm Dolmetscher:

„Wohlan, sagen Sie dem alten Spitzbuben, er solle seinen Düngerkarren so schnell als möglich anspannen, sonst geht wieder eine halbe Stunde verloren, ehe wir fortkommen."

Der Karren ward leer gemacht und dann ein großes träges flämisches Pferd mit einem aus lauter Stricken bestehenden Geschirr darangespannt. In den Karren wurden einige Breter statt der Sitze gelegt, wir nahmen Platz, ein rothhaariger Bursche, der Sohn des alten Bauers, setzte sich auf das Pferd und Stratton gab Befehl zum Fortfahren.

„Wartet noch einen Augenblick," sagte der Bauer, „Ihr habt mich noch nicht bezahlt."

„Ich werde Euern Sohn bezahlen, wenn wir nach Brüssel kommen, vorausgesetzt, daß er uns binnen einer Stunde hinbringt," entgegnete Stratton.

„O das wird er ganz gewiß thun," sagte der Bauer, „aber ich kann ihn nicht fortlassen, wenn Ihr mich nicht im Voraus bezahlt."

Die Minuten verflossen rasch, der gefürchtete Verlust der Tagesvorstellung des Generals Tom Thumb schwebte ihm vor den Augen und Stratton fuhr, von Verzweiflung getrieben, mit der Hand in die Tasche und zog sechzehn Fünffrankstücke heraus, die er eins nach dem andern dem Farmer in die Hand zählte, worauf er dem Knaben zurief:

„Na, nun vorwärts! zeige, was Du kannst."

Es ging nun auch vorwärts, aber in einem solchen Schneckenschritt, daß ein Mensch von nicht ganz scharfem Gesicht nicht recht gewußt haben würde, ob das Pferd sich bewegte oder ob es still stünde. Um die Sache noch interessanter zu machen, begann es furchtbar zu regnen. Da wir Brüssel in einem bedeckten Wagen verlassen und der Morgen einen schönen Tag versprochen hatte, so hatten wir keine Regenschirme mitgenommen. Es dauerte nicht lange, so waren wir durchnäßt bis auf die Haut. Wir sahen einander lächelnd an und ertrugen es eine Weile, ohne zu murren. Endlich forderte Mr. Stratton, der so wüthend war, daß er kaum sprechen konnte, Mr. Pinte auf, den rothköpfigen Jungen zu fragen, ob er denn den ganzen Weg bis Brüssel sein Pferd im Schritt gehen lassen wolle.

„Ja wohl," entgegnete der Junge, „das Pferd ist viel zu dick und zu fett, als daß es anders gehen könnte als im Schritt. Wir lassen es nie traben."

Stratton dachte wieder an den Verlust der Tagesvorstellung und verwünschte den Verlust, den Karren, den Regen, unsern Unfall und sogar die ganze Schlacht bei Waterloo. Aber es half Alles nichts, das Pferd wollte einmal nicht laufen; dagegen that es der Regen — nämlich unsern Rücken hinunter.

Um zwei Uhr, der zum Anfang unserer Vorstellung bestimmten Stunde, waren wir noch etwa sieben Meilen oder drei starke Stunden von Brüssel entfernt. Das Pferd ging langsam und philosophisch durch das unbarmherzige Unwetter hindurch und der Qualm stieg majestätisch aus dem alten Düngerkarren auf und berührte unsere Geruchsnerven auf's Unangenehmste.

„Wenn wir so fortfahren, so brauchen wir wenigstens noch zwei Stunden, ehe wir nach Brüssel kommen."

„O nein," murmelte der Junge; „wir brauchen blos ungefähr zwei Stunden von der Zeit an, wo wir wegfuhren."

„Aber Dein Vater versprach uns in einer Stunde hinzubringen," antwortete Stratton.

„Ich weiß es wohl," sagte der Junge; „aber er wußte, daß mehr als zwei dazu gehören würden."

„Ich werde ihn auf Schadenersatz verklagen," sagte Stratton.

„O, das würde nichts helfen," sagte Mr. Pinte, „hier zu Lande werden Sie kein Recht finden."

„Aber ich werde mehr als hundert Dollars einbüßen, wenn ich zwei Stunden anstatt einer zubringe," sagte Stratton.

„Was machen sich diese Leute daraus? Die haben ihre achtzig Franks und kümmern sich nun um nichts mehr," bemerkte Pinte.

„Aber sie haben mich belogen und betrogen," entgegnete Stratton.

„Ja, das hilft nichts; das ist hier einmal so gebräuchlich."

Stratton verfluchte und verwünschte nochmals alle ausländischen Gebräuche. Doch da zuletzt Alles ein Ende nimmt, so kamen wir auch endlich, gerade nach dritthalb Stunden seit der Zeit, wo wir das Bauerngehöft verlassen hatten, mit Karren und Allem wirklich iu Brüssel an. Natürlich war es nun viel zu spät, den kleinen General noch auftreten zu lassen.

Hunderte von Zuschauern waren in ihrer Erwartung getäuscht wieder fortgegangen.

Von Entrüstung und Verzweiflung erfüllt begab sich Stratton nach einem Friseur- und Barbierladen. Er hatte sehr schönes, schwarzes, volles Haar, auf welches er ein wenig stolz war und welches er jeden Morgen mit dem Brenneisen des Friseurs bekannt machen ließ. Seit mehrern Wochen hatte er es sich nicht abschneiden lassen und nachdem er rasirt war, bat er den Haarkünstler, ihm auch seine wallenden Locken ein wenig zu stutzen. Der Friseur schnippte die Spitzen weg und fragte Stratton dann, ob dies genug wäre.

„Nein," antwortete er, „ich wünsche sie noch ein wenig kürzer; schneiden Sie nur zu, ich will Ihnen schon sagen, wenn Sie aufhören sollen."

Stratton war zu einer für ihn ungewöhnlichen Stunde aufgestanden und die vielen im Laufe des Tages ausgestandenen Strapazen und Aergernisse hatten ihn schläfrig gemacht. Dieses Gefühl von Schläfrigkeit ward durch die Einwirkung der sanft über den Kopf dahingleitenden Scheere noch erhöht und während der Friseur that, wie ihm geheißen worden, schlief Stratton fest ein. Der Friseur schnitt das ganze Haar um ein paar Zoll kürzer. Dann machte er eine Pause und erwartete, sein Kunde werde ihm sagen, daß es nun genug sei, aber der bewußtlose Stratton sprach kein Wort und der Friseur begann, in der Meinung, er habe das Haar noch nicht kurz genug geschnitten, seine Operation wieder von vorn. Wieder wartete er auf Antwort, denn er ahnte nicht, daß sein Kunde eingeschlafen sei. Sich wohl erinnernd, daß Stratton ihm gesagt hatte, er solle nur drauflosschneiden, er wolle ihm schon sagen, wenn es gut sei, begann der unschuldige Friseur seine Operation zum dritten Male und schnitt das Haar so kurz ab, daß es fast aussah, als sei es mit einem Rasirmesser weggenommen worden! Nachdem er damit fertig war, wartete er wieder auf die Befehle seines Kunden, dieser aber sagte kein Wort. Der Friseur wunderte sich nicht wenig und seine Verwunderung stieg, als er ein Geräusch, welches viel Aehnlichkeit mit einem Schnarchen hatte, aus

den Athmungsorganen seines nichts ahnenden Schlachtopfers hervorkommen hörte. Der arme Friseur sah nun, in welchem Irrthum er befangen gewesen und schlug in seiner Angst, wie aus Versehen, Stratton mit der Scheere auf den Kopf, so daß er ihn aufweckte. Stratton sprang auf, schaute in den Spiegel und sah nun zu seinem Entsetzen, daß er ohne Perücke sich nicht öffentlich zeigen konnte. Er fluchte wie ein Seecapitain, konnte aber das Haar doch nicht wieder auf seinen Kopf zurückfluchen, stürzte daher seinen Hut auf, der ihm fast bis über die Augen herabfiel und eilte nach dem Hotel. Seine Verzweiflung und Entrüstung waren so groß, daß es einige Zeit dauerte, ehe er Worte fand, um uns sein Mißgeschick erzählen zu können. Das betäubende Gelächter, welches dadurch hervorgerufen ward, war freilich ebenfalls nicht geeignet, ihn in eine bessere Stimmung zu versetzen. Er sagte, es sei dies das erste Mal gewesen, daß er nach einer Sehenswürdigkeit gegangen, aber es solle sicherlich auch das letzte Mal sein!

Zum Beweis, wie wenig Interesse Stratton gewöhnlich an öffentlichen Ereignissen nimmt, erwähne ich, daß er in den Monaten Mai und Juni 1843 sechs Wochen in Boston zubrachte, während welcher Zeit der General in Kimball's Museum ausgestellt war. Stratton hatte durchaus weiter nichts zu thun, als herumzubummeln und sich die Stadt anzusehen, wenn er Lust hatte, aber er that es nicht. Am 17. Juni ward das Bunker's Hill-Monument eingeweiht, bei welcher Gelegenheit Präsident Tyler und das ganze Kabinet anwesend waren. Tausende von Menschen reisten Hunderte von Meilen, um dieser Feierlichkeit beizuwohnen, Mr. Webster's Rede zu hören und das Monument zu sehen. Stratton blieb müßig in dem Hotel sitzen und hat das Bunker's Hill-Monument heute noch nicht gesehen.

Mehrere Monate nach unserm Besuch in Waterloo war ich in Birmingham und machte hier die Bekanntschaft einer Firma, welche alle Jahre ganze Fässer voll Reliquien auf Bestellung fertigt und nach Waterloo schickt. In Waterloo werden diese „Reliquien" gepflanzt, zu passender Zeit ausgegraben und als werthvolle Andenken an die große Schlacht zu hohen Preisen verkauft. Unsere Waterloo-Einkäufe verloren nach dieser Entdeckung in meinen Augen natürlich bedeutend an Werth.

Von Brüssel kehrten wir nach London zurück, wo der General wieder seine Levers mit unvermindertem Erfolg eröffnete und auch in dem „kleinen Däumling" auf mehreren Theatern spielte. Eben so trat er auch in dem zoologischen Garten unter der Direction des Besitzers desselben und meines Freundes Mr. Tyler auf. Von London gingen wir nach Schottland, wo wir in allen bedeutenderen Ortschaften Vorstellungen gaben und kehrten endlich im Februar 1847 alle nach Amerika zurück.

Der General hatte nun über drei Jahre sein Vaterland nicht gesehen, während welcher Zeit ich, ihn unter der Obhut treuer und zuverlässiger Personen zurücklassend, zweimal die Vereinigten Staaten besucht hatte.

Der erste dieser Besuche geschah im October 1844. Zwanzigmonatliche einträgliche Geschäfte schienen in der Meinung und dem Benehmen gewisser Leute in Bezug auf mich eine bedeutende Veränderung hervorgerufen zu haben, eine Veränderung, deren ich später in einem meiner Briefe an den „Sunday Atlas" mit folgenden Worten gedachte:

„Eine Quelle großer Belustigung für mich bei meiner Rückkehr nach New-York war die Entdeckung, daß ich eine Menge neuer Freunde bekommen hatte. Ich konnte kaum meinen Sinnen trauen, als so viele reiche Leute mir die Hand boten und ihr Vergnügen zu erkennen gaben, mich wiederzusehen — Leute, die, ehe ich New-York verließ, mit Verachtung auf mich herabgeblickt haben würden, wenn ich mich erdreistet hätte, sie anzureden. Ich dachte wirklich nicht eher, als bis sie mir die Wahrheit förmlich aufdrängten, daran, daß ich, seitdem ich sie verlassen, einige schmutzige Dollars verdient hatte und deshalb nun mit ihnen auf gleicher Höhe stand. Andererseits begegnete ich einigen ehrlichen Freunden in bescheidenen Umständen, welche sich mir mit einem Mißtrauen näherten, welches sie vorher niemals gegen mich gezeigt — und nun schämte ich mich der menschlichen Natur abermals. Welch ein erbärmlicher Zustand der Gesellschaft muß es sein, welcher einen Pinsel oder Tyrannen an die Spitze derselben stellt, dafern er nur mehr Gold besitzt als die Andern — während ein gutes Herz oder ein weiser Kopf verächtlich übersehen wird, wenn der Eigner zufällig arm ist!

„Niemand kann wahrhaft glücklich sein, der, weil er zufällig reich ist, auf Stelzen steigt und damit über seine Mitmenschen hinwegzuschreiten sucht. Was mich betrifft, so besteht nach meiner Meinung der einzige wirkliche Nutzen des Reichthums darin, daß er dem Menschen, während er ihn in Stand setzt, sich die Genüsse und Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen, auch Gelegenheit bietet, der Bedrängniß seines Nächsten abzuhelfen. Mein aufrichtiges Gebet ist, daß der Himmel mich lieber zu einem Bettler, als zu einem aufgeblähten, geldstolzen Aristokraten machen möge.

„Dieses Röckchen wird, wie ich zu meinem Leidwesen sagen muß, vielen meiner Bekannten in New-York ganz trefflich passen. Ich bitte sie, um ihrer und um meiner selbst willen, es zu tragen. Ich sage vor ihnen und vor der ganzen Welt frei heraus, daß mein Vater ein Schneider war, daß ich von Profession Schausteller bin und daß alle Vergoldung nie etwas Anderes aus mir machen wird. Wenn ein Mensch sich seines Ursprungs schämt, oder sich über sein Geschäft erhebt, so ist er ein Erbärmlicher, der den Abscheu Aller verdient, die ihn kennen. Der Gedanke, daß ein Schuhmacher oder ein Kesselflicker kein Gentleman sein könne, ist einfach lächerlich, aber immer noch nicht so lächerlich, als wenn man behauptet, es müsse jeder Mann nothwendig ein Gentleman sein, wenn er zufällig viel Geld besitzt. Das Geld sollte in keiner Weise zum Maßstab der Achtbarkeit oder Ehre genommen werden. Wir sollten niemals „goldene Kälber" anbeten."

Bei meinem Berichte über unsere Reise nach und in Europa habe ich mich hauptsächlich auf Ereignisse beschränkt, die mit der Schaustellung des kleinen Tom Thumb zusammenhingen. Man darf nicht glauben, daß ich mir mittlerweile keine Erholung gemacht oder daß ich meine Beobachtungen auf einen mit Gold eingefaßten Kreis beschränkt hätte. Natürlich hielt ich ein Auge fortwährend auf das Geschäft gerichtet, mit dem andern aber betrachtete ich auch Menschen und Dinge im Allgemeinen ohne Rücksicht auf mein Handwerk als Schausteller. Jeder Theil Europas, den wir besuchten, war für mich ein großes „Raritätenkabinet" und es machte mir großes Vergnügen, die vielen einzelnen Abtheilungen desselben zu besichtigen. Gewöhnlich geschah es freilich sehr rasch, aber dennoch so gründlich als möglich. Ich will hier eine dieser Gelegenheiten näher erwähnen und gebe ihr die Ueberschrift

Ein Tag mit Albert Smith.

Während ich in London war, versprach mir mein Freund Albert Smith, der nicht blos ein witziger und geistreicher Schriftsteller, sondern auch ein heiterer Gesellschafter ist, daß er, wenn ich nach Birmingham käme, sich dort ebenfalls einfinden und einen Tag lang mit mir die dortigen Sehenswürdigkeiten in Augenschein nehmen wolle, bei welcher Gelegenheit wir dann auch einen Besuch in dem Hause abstatten würden, in welchem Shakespeare geboren worden.

An einem schönen Septembermorgen 1844, als die Sonne in einem für dieses Land sehr ungewöhnlichen Glanze aufging, saß ich mit meinem Freund Smith auf dem Bocke einer englischen Postkutsche, die mit einer Geschwindigkeit von zwölf englischen Meilen in der Stunde auf der prachtvollen Straße dahinrasselte, welche von Birmingham nach Stratford führt. Die Entfernung beträgt dreißig Meilen. In einem kleinen Dorfe, noch vier Meilen vor Stratford, fanden wir, daß der Genius des Dichters von Avon selbst bis hierher gedrungen war, denn über einem elenden Barbierladen sahen wir ein Aushängeschild mit der Unterschrift: „S h a k e s p e a r e - F r i s e u r s t u b e. — A u c h w i r d m a n f ü r e i n e n P e n n y g u t r a s i r t." Nachdem wir noch zwanzig Minuten gefahren waren, stiegen wir an der Thür des Gasthauses zum rothen Roß in Stratford aus. Der Postillon und Schaffner bekamen jeder eine halbe Krone Trinkgeld.

Während das Frühstück bereitet ward, verlangten wir ein Führerbuch und der Kellner brachte eins mit der Bemerkung, daß wir darin die beste vorhandene Beschreibung des Geburts- und Begräbnißortes Shakespeare's finden würden. Ich war nicht wenig stolz, zu finden, daß dieses Buch kein anderes war als das „Skizzenbuch" unseres berühmten Landsmannes Washington Irving, und indem ich seine humoristische Beschreibung des Ortes überflog, bemerkte ich, daß er in demselben Gasthofe eingekehrt war, in welchem wir jetzt auf unser Frühstück warteten.

Nachdem wir das Shakespeare-Haus sowohl als das Grabmal und die Kirche, worin die sterblichen Ueberreste des großen Dichters ruhen, in Augenschein genommen, bestellten wir eine Postchaise nach Warwick Castle. Während die Pferde angeschirrt wurden, hielt eine Postkutsche an dem Hotel, aus welcher zwei Herren ausstiegen. Der eine war ein Mann von gesetztem, verständigem Aussehen; der andere ein unverkennbarer Geck. Der erste war sanft und anspruchslos in seinen Manieren, der letztere schwatzte unaufhörlich, ohne daß in seinen Worten Verstand oder Sinn gelegen hätte. Offenbar hatte er eine sehr hohe Meinung von sich selbst und schien sich vorgenommen zu haben, daß Alle in seiner Nähe ihn für etwas Großes halten sollten. Gleich darauf sagte der gesetzte Herr:

„Edward, das hier ist Stratford. Wir wollen nun gehen und das Haus sehen, in welchem Shakespeare geboren wurde."

„Aber wer zum Teufel ist Shakespeare?" fragte der geistreiche junge Herr.

Unsere Postchaise stand bereit; wir sprangen hinein und fuhren fort, indem wir es dem „netten jungen Mann" überließen, sich seines Besuches des Geburtsortes einer Person zu erfreuen, von welcher er noch niemals zuvor gehört.

Die Entfernung bis Warwick beträgt vierzehn Meilen. Wir gingen nach dem Schlosse und als wir uns der Thür der großen Halle näherten, erfuhren wir von einem wohlgekleideten Pförtner, daß der Earl von Warwick und seine Familie abwesend sei und daß er Erlaubniß habe, Fremde in den Zimmern herumzuführen. Er zeigte uns nun nach der Reihe das „rothe Gesellschaftszimmer", das „Cedernzimmer", das „vergoldete Zimmer", das „Galaschlafzimmer", Lady Warwick's Boudoir, das „Compaßzimmer", die Kapelle und den großen Speisesaal. Als wir das Schloß verließen, legte der höfliche Pförtner die Hand an die Stirn — einen Hut hatte er natürlich nicht auf — und gab uns dadurch deutlicher als mit Worten zu verstehen: „Eine halbe Krone, wenn es Ihnen beliebt, meine Herren."

Wir entsprachen dieser Aufforderung und wurden dann einem andern Führer übergeben, welcher uns nach Guy's Thurm führte, an dessen Eingange er seinen Hut berührte, was einen Schilling kostete, und uns einem dritten Führer überwies, einem alten Mann von siebzig Jahren, der uns nach dem großen Gewächshause geleitete, wo die Warwick-Vase zu sehen war. Der alte Mann bestieg eine Rednerbühne neben der Vase und fing an, eine wohlgesetzte Rede zu halten, die, wie wir zu fürchten begannen, kein Ende hatte. Wir warfen ihm daher das gewöhnliche Geschenk hin und gingen mitten in seinem Vortrage fort.

Als wir auf unserm Hinauswege wieder die Loge des Portiers passirten, weil wir der Meinung waren, daß wir nun alles Interessante gesehen hätten, theilte uns der alte Portier mit, daß die größten Seltenheiten noch in seiner

Loge zu sehen wären. Wir fühlten nach unserm Gelde und forderten ihn auf, mit seinen Reliquien herauszurücken. Er zeigte uns nun eine Menge Firlefanz, der, wie er ganz ernsthaft behauptete, Eigenthum jenes berühmten Helden des Alterthums, Guy Earl von Warwick, gewesen war. Unter diesen Sachen befanden sich sein Schwert, Schild, Helm, Brustharnisch, seine Turnierlanze, Alles von ungeheurer Größe. Der Panzer seines Pferdes, der fast für einen Elephanten groß genug gewesen wäre — ein großer Topf, in welchen siebenzig Gallonen gingen und welcher „Guy's Breitopf" genannt ward, seine Fleischgabel, so groß wie eine Heugabel, seine Steigbügel und die Rippe eines Mastodon, welche, wie der Pförtner behauptete, von der großen „Dun Kuh" herrührte, die der Sage nach in einem Graben bei Coventry hausete und nachdem sie viele Menschen getödtet oder beschädigt, von dem tapferen Guy erlegt ward. Sein Schwert wog ziemlich 200 Pfund und die Rüstung 400 Pfund!

Ich sagte dem alten Pförtner, es gereiche ihm zum großen Ruhme, daß er auf einen so kleinen Raum so ungeheuer viel Lügen concentrirt habe. Er lächelte und fühlte sich durch das Compliment unverkennbar geschmeichelt.

„Ich glaube," fuhr ich fort, „Ihr habt diese wunderbaren Geschichten so oft erzählt, daß Ihr sie beinahe selbst glaubt."

„Beinahe," entgegnete der Pförtner mit vergnügtem Schmunzeln, welches verrieth, daß er wußte, wo Barthel Most holt und wirklich seine zwei Schillinge verdient hatte.

Das „Warwick-Rennen" fand gerade damals in einer Entfernung von etwa einer halben Meile von dem Dorfe statt. Wir gingen deshalb hinunter und brachten eine Stunde unter der Menge zu.

In Bezug auf das Rennen selbst fanden wenig Wetten statt und wir beschlossen daher, einen Gang durch die „Pennybuden" zu machen, die sich mit ihren Sehenswürdigkeiten an der einen Seite der Straße wohl eine Viertelmeile lang hinzogen. Vor einer dieser Buden, an welcher Abbildungen von Riesen, meistens Negern, Albinomädchen, dressirten Schweinen, großen Schlangen u. s. w. hingen, bemühte sich der Ausrufer, die Zuschauer mit den Worten anzulocken: „Treten Sie ein, meine Herrschaften; hier ist Randall der große amerikanische Riese zu sehen, auch wird hier Tom Thumb gezeigt — Alles für nicht mehr als sechs Pence."

Diese Aufforderung war unwiderstehlich; wir bezahlten unser Entree und traten ein. Als wir wieder herauskamen, umringte mich ein ganzer Schwarm von Schaustellern aus diesen und benachbarten Buden und begann sich über General Tom Thumb auszusprechen.

„O," sagte einer, „ich kenne zwei Zwerge, die zehnmal besser sind, als Tom Thumb."

„Ja," sagte ein Anderer, „was will dieser Tom Thumb sagen, so lange noch Melia Patton lebt?"

„Na, ich habe Tom Thumb gesehen," setzte ein Dritter hinzu; „er ist ein kleiner netter Kerl, der einzige Vortheil aber, den er voraus hat, besteht darin, daß er so gut zu schwatzen versteht. Er schwatzt wie ein Mann, aber ich kann Dick Swift in zwei Monaten auch so anlernen, daß er noch viel besser schwatzt als Tom Thumb."

„Na laßt das gut sein," setzte ein Vierter hinzu, „ich habe jetzt ein Bürschchen in der Ziehe, von dem Keiner von Euch etwas weiß und welches alle Andern in den Schatten stellen soll."

„Das bezweifle ich," rief ein Fünfter, „Tom Thumb hat einmal den Namen und Ihr wißt, daß auf den Namen Alles ankommt. Tom Thumb würde selbst in meiner Bude neben so vielen anderen Zwergen keine Geschäfte machen, wenn nicht dieser Yankee unsere Königin — Gott segne sie — damit versohlt und ihr ihn wohl ein halbes Dutzend Mal vorgeführt hätte."

„Das ist es eben," rief ein Anderer; „unsere Königin protegirt einmal Alles, was aus dem Auslande kommt; mein schönes Wachsfigurenkabinet aber würde sie nicht besuchen und wenn sie dadurch die Krone von England retten könnte."

„Dein schönes Wachsfigurenkabinet," riefen Alle mit lautem Gelächter.

„Nun, wer sagt denn, daß es nicht schön sei?" entgegnete der Andere. „Es ist von dem besten italienischen Künstler angefertigt."

„Ach, lieber gar! Jim Caul ist der Verfertiger und schon vor zwanzig Jahren damit im Lande herumgereist," versetzte der Andere. „Später hat es einmal fünf Jahre lang als Schuldpfand, mit Staub und Moder bedeckt, in dem Keller des alten Moll Wiggins gelegen."

„Dummes Zeug!" entgegnete der Besitzer des schönen Wachsfigurenkabinets mit verächtlichem Blicke.

Ich schickte mich an, fortzugehen, als einer der Schausteller rief: „Na, Mister, laßt Euch nicht lumpen; Ihr werdet doch nicht fortgehen, ohne etwas zum Vertrinken gegeben zu haben?"

„Warum soll ich etwas zum Vertrinken geben?" fragte ich.

„Weil Ihr nicht alle Tage mit einer so lustigen Gesellschaft Collegen zusammentreffen werdet," entgegnete Mr. Wachskabinet.

Ich spendete eine Krone und überließ es ihnen, den „ausländischen Vagabunden, welche ihre Königin mit schlechten Zwergen versohlten, die vor den einheimischen weiter nichts voraus hatten, als daß sie besser zu schwatzen verstanden," ein Pereat zuzutrinken.

Während ich in den Schaubuden nach Acquisitionen für mein Amerikanisches Museum mich umsah, ward ich durch die ungemeine Körperlänge zweier Frauenzimmer frappirt, welche als die „canadischen Riesinnen, jede sieben Fuß hoch", gezeigt wurden. Ich dachte mir gleich, daß unter ihren ganz unmodisch langen Kleidern, die bis auf den Boden herabreichten und dadurch ihre Füße unsichtbar machten, ein Betrug versteckt sei, und suchte das Geheimniß

dadurch zu lösen, daß ich die überflüssige Hülle einen Fuß hoch aufhob. Die handfeste junge Dame, welcher solche Freiheiten von einem Fremden nicht gelegen kamen, versetzte mir mit ihrer derben Faust einen Schlag, so daß ich der Länge nach hinstürzte. Ich war sehr rasch wieder auf den Beinen und hatte nun doch entdeckt, daß sie auf einem wenigstens achtzehn Zoll hohen Piedestal stand.

Wir kehrten in unser Hotel zurück, nahmen eine Postchaise und fuhren durch die lieblichste Gegend, die ich jemals gesehen. Später hörte ich, daß einmal zwei Herren mit einander wetteten, indem Jeder behauptete, er wisse die angenehmste Reisegegend in England zu nennen. Viele Personen waren dabei zugegen und die beiden Herren schrieben jeder auf einen Zettel die Gegend, welche er am meisten bewunderte. Der Eine hatte geschrieben: „Die Straße von Warwick nach Coventry," der Andere: „Die Straße von Coventry nach Warwick."

In weniger als einer Stunde hielten wir an der äußern Umfassungsmauer des Schlosses Kenilworth, zu dessen Verewigung Walter Scott durch seinen berühmten Roman dieses Namens so viel beigetragen hat.

Dieses einst so stattliche und prachtvolle Schloß ist jetzt eine ungeheuere Ruine, die so oft beschrieben worden, daß ich es für unnöthig halte, hier weiter etwas darüber zu sagen. Wir besichtigten ungefähr eine halbe Stunde diese interessanten Ruinen und fuhren dann weiter nach Coventry, was sechs oder acht Meilen entfernt ist. Hier blieben wir vier Stunden, während welcher Zeit wir St. Mary's Hall besuchten, was die Aufmerksamkeit so vieler Alterthumsforscher beschäftigt hat. Wir besahen uns auch das Bild des berühmten „Lugenden Tom", und dann eine Ausstellung der sogenannten „glücklichen Familie", die aus ungefähr zweihundert Vögeln und anderen Thieren von ganz entgegengesetztem Naturell besteht, die hier alle in einem einzigen Käfig einträchtig beisammenlebten. Diese Schaustellung war so merkwürdig, daß ich sie für 2500 Dollars (500 Pfund Sterling) kaufte, und zugleich den zeitherigen Besitzer zum Transport derselben nach New-York miethete, wo sie seit dieser Zeit ein fortwährend anziehender Theil meines Museums gewesen ist.

Denselben Abend noch fuhren wir auf der Eisenbahn nach Birmingham zurück, wo wir gegen zehn Uhr ankamen, indem mein Freund Albert Smith bemerkte, daß er noch nie zuvor in seinem Leben eine Tagereise auf diese rasche Yankee-Manier zurückgelegt habe. Später erschien von ihm ein Aufsatz in Bentley's Magazin, unter der Ueberschrift „Ein Tag mit Barnum", worin er sagte, es sei Alles so wunderbar rasch gegangen, daß er, als er versucht habe, einen Bericht über diese Reise niederzuschreiben, die Reihenfolge der Scenen so aus dem Gedächtniß verloren habe, daß es ihm vorgekommen sei, als hätte er die „glückliche Familie" im Shakespeare-Hause gesehen, während Guy von Warwick mit seinem Kopfe über die Ruinen von Kenilworth hervorgeschaut — die Warwick-Vase in Coventry gestanden habe u. s. w.

Während unserer Reise unterhielt ich ihn mit vielen meiner Abenteuer mit Einschluß der Geschichte der Joice Heth, des Meerweibchens, der Büffeljagd u. s. w., welche Geschichten er später alle wieder in seiner „Familie Scattergood" auftischte und mich zum Helden derselben machte. Damals war mein Freund Schriftsteller, Dramaturg und Zahnarzt, später jedoch hat er sich zur Würde eines „Schaustellers" erhoben, und ich freue mich, zu erfahren, daß er durch die Ausstellung des Panoramas, welches seine außerordentliche Besteigung des Montblanc veranschaulicht, ein ziemliches Vermögen erworben hat.

Ich habe das Vorstehende blos eingeschaltet, um dadurch eine Probe von meinen vielen Abenteuern bei Besichtigung des großen Raritätenkabinets, welches man Europa nennt, zu geben. Wollte ich Alles ausführlich erzählen, so könnte ich, wie man schon aus meinen Briefen an den „New-York Atlas" abnehmen kann, ganze Bände damit füllen.

Ich war nicht ganz frei von der gewöhnlichen Schwäche der Reisenden, nämlich dem Wunsche, die alten Schlösser aus den Zeiten des Mittelalters zu sehen, mochten sie nun noch wohlerhalten sein, oder in Ruinen liegen; ein Mitglied unserer Gesellschaft aber, Mr. H. G. Sherman, entwickelte eine noch weit bedeutendere und unwiderstehlichere Vorliebe für das Antike. Er sammelte ganze Kisten voll Steine und Holzstücken zum Andenken an jeden berühmten Ort, den wir besuchten, und wenn es irgend etwas gab, was er mehr bewunderte, als alles Andere, so war es ein altes Schloß. Er kletterte mehrere Stunden lang unter den verfallenen Mauern von Kenilworth herum, besichtigte die Thürme und Kerker von Warwick auf's Genaueste und stieg in die Abgründe von Dumbarton hinunter. Wenn wir zu Wagen reisten, nahm Sherman stets einen Außenplatz und wo möglich gleich neben dem Kutscher, um sich bei diesem nach Allem, was ihm vor die Augen kam, auf's Genaueste zu erkundigen.

Auf unserer Reise von Belfast nach Drogheda befand sich Sherman auf seinem gewöhnlichen Sitze neben dem Kutscher und that tausenderlei Fragen an ihn. Der Kutscher war ein durchtriebener Schalk, mit echt irischem Witz begabt, und beschloß, sich auf Kosten des neugierigen Yankee ein wenig lustig zu machen. Als wir uns Drogheda bis auf acht Meilen genähert hatten, erblickte das wachsame Auge Sherman's ein großes steinernes Gebäude, welches fast wie ein Schloß aussah und hinter einigen Bäumen auf einem Felde, eine halbe Meile von der Straße entfernt, hervorragte.

„Ah, seht einmal! Wie heißt dieses Gebäude?" fragte Sherman, indem er dem Kutscher zugleich einen nicht angenehmen Rippenstoß versetzte.

„Ja," entgegnete der Kutscher, „Sie können gut fragen, wie wir es nennen, aber wir wissen es selbst nicht. Es ist ein Schloß, Sir, ohne Zweifel das älteste in ganz Irland, und selbst in den ältesten Büchern und Zeitungen ist nichts darüber zu finden, man weiß jedoch, daß Brian Borrhoime es eine

Zeitlang bewohnte, obschon man glaubt, daß es schon mehrere Jahrhunderte vor seiner Zeit erbaut worden ist."

„Ich will Euch eine halbe Krone geben, wenn Ihr so lange anhaltet, daß ich hinüberlaufen und ein Stück davon holen kann," sagte Sherman.

„O nein, es ist ja die königliche Postkutsche, die ich fahre. Nicht für die Hälfte des Geldes in der Bank von Irland würde ich es wagen, Halt zu machen," entgegnete der ehrliche Postillon.

„Wie weit ist es bis nach Drogheda?" fragte Sherman.

„Ungefähr acht Meilen," antwortete der Postillon.

„Nun, so haltet an und laßt mich aussteigen," entgegnete Sherman. „Ich werde zu Fuße nach Drogheda gehen und wollte lieber einen dreimal so langen Weg machen, als mir nicht das älteste Schloß in Irland genau ansehen und ein Stück davon mitnehmen."

Mit diesen Worten stieg Sherman ab, spannte seinen Schirm zum Schutze gegen den kalten Regen auf, der in Strömen herabgoß, marschirte in dem Kothe querfeldein, und rief mir zu, daß ich ihn in Dublin mit dem nächstfolgenden Zuge von Drogheda erwarten möchte — denn die Eisenbahn von Dublin war damals noch nicht weiter fertig.

Ungefähr um fünf Uhr kamen wir in Dublin nach einer ziemlich kalten und unerfreulichen Fahrt an; doch harrten warme Zimmer unser, und nach wenig Stunden hatten wir ein vortreffliches Abendessen genossen und fühlten uns froh und behaglich, wie Lords. Gegen neun Uhr Abends öffnete sich die Thür unseres gemeinschaftlichen Sprechzimmers und hereintrat der arme Sherman, bis auf die Haut von dem kalten Regen durchnäßt — die Schäfte seiner Stiefeln waren über den untern Theil der Pantalons heraufgezogen und bis an den Rand mit dickem Schlamm bedeckt, während er ganz das Ansehen eines halb verhungerten, müden und erfrorenen Wanderers hatte.

„Um's Himmels willen laßt mich an's Feuer!" rief Sherman, und wir waren von seinem leidenden Aussehen zu sehr betroffen, als daß wir seinem Wunsch nicht sofort hätten genügen sollen.

„In der That, Sherman," bemerkte ich, „das muß ein langweiliger Marsch für Sie gewesen sein — acht irische Meilen in Regen und Koth!"

„So würde es Ihnen allerdings vorgekommen sein, wenn Sie den Weg selbst gemacht hätten," entgegnete Sherman mürrisch.

„Na, ich hoffe, daß Sie wenigstens Trophäen genug aus dem Schlosse mitfortgenommen haben, durch die Sie für Ihre Mühe belohnt sind," fuhr ich fort.

„O verdammt wäre das Schloß!" rief Sherman.

„Was wollen Sie damit sagen?" entgegnete ich erstaunt.

„O, thun Sie nur nicht, als ob Sie sich wunderten," entgegnete Sherman, „denn ohne Zweifel haben Sie sich mit diesem Sumpfvogel von irländischem Postillon schon längst auf meine Kosten wacker lustig gemacht."

Ich versicherte ihm, daß ich den Postillon durchaus nicht darüber hätte sprechen hören, und bat ihn, mir zu sagen, was ihn so ärgerlich gemacht habe.

„Na, wenn Sie es nicht schon wissen,“ entgegnete Sherman, „so möchte ich, und wenn ich zwanzig Pfund bekommen sollte, auch nicht, daß Sie es erführen, denn Sie würden es ganz gewiß vor die Oeffentlichkeit bringen. Indessen, da ich nun Ihre Neugierde einmal rege gemacht habe, so brauchten Sie blos eine Postchaise zu miethen und expreß hinzufahren, um hinter die ganze Sache zu kommen. Deshalb thue ich vielleicht doch am klügsten, wenn ich es Ihnen gleich sage.“

„Ja, sagen Sie es,“ antwortete ich, „denn ich gestehe, daß meine Neugier sehr rege gemacht ist und ich kann mir nicht erklären, weshalb Sie so wüthend sind, da ich doch weiß, wie gern Sie alte Schlösser in Augenschein nehmen. Dieses Vergnügen haben Sie doch unstreitig auf dieser Partie genossen, denn ich habe das alte Bauwerk im Vorüberfahren selbst bemerkt.

„Nein, Sie haben heute kein Schloß gesehen und ich auch nicht!“ rief Sherman.

„Aber was um's Himmels willen ist es denn?“ fragte ich.

„Ein alter verfluchter Kalkofen!“ rief Sherman, „und ich wünsche weiter nichts, als daß ich den alten verwünschten irischen Postillon hineinstürzen könnte, während er gerade in voller Gluth steht.“

Es dauerte sehr lange, ehe Sherman nicht mehr mit dem alten Kalkofen aufgezogen ward, und dieser Streich des irländischen Postillons machte ihn in der Zukunft bei den Fragen, die er an Fremde that, sehr vorsichtig.

Eines Tages fuhren wir nach Donnybrook, dem Orte, der wegen seiner Jahrmärkte und seiner Prügeleien so berühmt ist — denn ein irischer Jahrmarkt ohne eine tüchtige Prügelei wäre wie eine Suppe ohne Salz.

In der Nähe von Donnybrook sahen wir auf dem Gipfel einer Anhöhe etwas, was wie ein runder steinerner Thurm aussah. Höchst wahrscheinlich war er wenigstens sechzig Fuß im Umkreise und fünfundzwanzig Fuß hoch.

„Ich möchte wissen, was das ist,“ sagte Sherman.

Ich rieth ihm, sich bei dem ersten Postillon, dem wir begegnen würden, darnach zu erkundigen, aber er lehnte mit gezwungenem Lächeln meinen Rath ab.

„Ein Kalkofen kann es auf keinen Fall sein,“ fuhr Sherman fort; „sicherlich ist es irgend eine Art Schloß.“

Je mehr wir das Gebäude ansahen, desto geheimnißvoller und räthselhafter kam es uns vor und Sherman's Lust zur Schlösserjagd erwachte mit jedem Augenblicke mehr. Endlich rief er:

„Ein Mensch, welcher reist und eine Zunge im Gaumen hat, ist ein Narr, wenn er keinen Gebrauch davon macht und ich will nicht hundert Schritte an einer Sache vorübergehen, die vielleicht die größte Merkwürdigkeit in Irland ist, ohne daß ich es weiß.“

Mit diesen Worten lenkte er das Pferd nach einem hübschen Wohnhause, welches rechts an der Straße stand und wo wir Halt machten. Sherman sprang vom Wagen, öffnete das kleine Thor, ging den vor dem Hause befindlichen Rasenplatz hinauf und zog die Klingel. Ein Diener erschien an der Thür; Sherman aber, der die Dummheit der irischen Dienstleute kannte, wollte sogleich vor die höchste Stelle gehen und von dieser den gewünschten Aufschluß erhalten.

„Ist Euer Herr zu Hause?" fragte Sherman.

„Ich will sehen, Sir. Wie heißen Sie, wenn ich bitten darf?"

„Ich bin ein Fremder aus den Vereinigten Staaten von Amerika," antwortete Sherman.

Der Diener entfernte sich, kam aber nach einer Minute wieder und lud Sherman ein, in das Zimmer zu treten. Er sah hier den Herrn des Hauses an einem behaglichen Feuer sitzen und um ihn herum seine Gattin und mehrere Freunde und Mitglieder der Familie. Sherman war von jeher nicht schüchtern. Nachdem er Platz genommen, sprach er die Hoffnung aus, man werde entschuldigen, daß er ohne Einladung hier eingetreten sei; er sei nämlich ein amerikanischer Reisender, welcher sich auf alle mögliche Weise zu unterrichten suche.

Der Herr antwortete artig, daß durchaus keine Entschuldigung nothwendig sei, daß er sich freue, ihn zu sehen und daß er mit Vergnügen bereit sei, ihm jeden in seinen Kräften stehenden Aufschluß in Bezug auf diese oder eine andere Gegend des Landes zu geben.

„Ich danke Ihnen," entgegnete Sherman. „Ich will Sie blos über einen einzigen Punkt incommodiren. Ich habe in Dublin und Umgegend, so wie in Donnybrook bereits alles Sehenswerthe in Augenschein genommen und es giebt nur Eins, in Bezug worauf ich belehrt zu sein wünsche und dies ist der steinerne Thurm oder das Schloß, welches wir ungefähr eine Viertelmeile südlich von diesem Hause auf der Anhöhe stehen sehen. Wenn Sie mich von dem Namen und der Geschichte dieses Gebäudes in Kenntniß setzen könnten, so würde ich Ihnen sehr verbunden sein."

„O nichts ist leichter als das," entgegnete der Herr lächelnd. „Dieses Gebäude, wie Sie es nennen, ward vor einigen vierzig Jahren von meinem Vater erbaut und es war ein Glücksgebäude für ihn, denn es war die einzige Windmühle in dieser Gegend und hatte stets vollauf zu thun; vor einigen Jahren aber riß ein Sturmwind die Flügel weg und seit dieser Zeit steht sie in ihrer jetzigen Gestalt da, als ein Monument ihrer früheren Nützlichkeit. Kann ich Ihnen vielleicht noch irgend eine andere wichtige Belehrung ertheilen?" fragte der Herr lächelnd.

„Nein," antwortete Sherman, indem er sich erhob, um sich wieder zu entfernen, „aber ich vielleicht kann Ihnen eine geben und diese ist, daß Irland unstreitig das erbärmlichste Land ist, in welchem ich jemals gereist bin.

Die einzigen beiden bemerkenswerthen Gegenstände, die ich in ganz Irland gesehen, sind ein Kalkofen und eine ehemalige Windmühle!"

Als Sherman seinen Sitz im Wagen wieder einnahm, lachte er unmäßig, obschon er sich über diesen zweiten Fehlgriff bei seinem Forschen nach alten Schlössern nicht wenig ärgerte.

Was mich betrifft, so fand ich an dem irischen Volke außerordentliches Vergnügen. Die gebildeten Klassen sind so artig und freundlich, wie ich es selten anderwärts gefunden, und die ärmeren besitzen einen Mutterwitz, welcher oft für ihre beklagenswerthen Mängel in anderer Beziehung entschädigt.

Ich hatte hinreichenden Grund, auch mit den Engländern und Schotten zufrieden zu sein, obschon ich bekenne, daß die Heiterkeit des französischen Charakters mit meinem eigenen Naturell besser übereinstimmte. Ich widme daher auch einige Zeilen unserer Tour in la belle France.

In Paris kostete es uns viel Mühe, einen passenden Erklärer und Dolmetscher für die öffentlichen Vorstellungen des Generals zu finden. Wir engagirten deren nach und nach mehr als ein halbes Dutzend, von welchen immer einer unfähiger war, als der andere, denn es waren lauter Engländer und ihre Aussprache des Französischen so schlecht, daß sie nothwendig ausgelacht werden mußten. Endlich engagirte ich einen Franzosen, der Professor an einer öffentlichen Schule war, und obschon er schlecht englisch sprach, so bekam doch das Publikum ein reines, gutes Französisch zu hören. Er war aber ein vollkommener Gentleman und es kostete mir Mühe, ihn zu engagiren, weil er fürchtete, seine Würde dadurch zu compromittiren. Endlich aber überzeugte ich ihn, daß es durchaus keine Erniedrigung sein könne, Lehrer und Dolmetscher des „Generals Tom Pouce" zu sein und er nahm den Posten an.

Als wir an die belgische Grenze kamen, hatte er keinen Paß, worauf ich bemerkte:

„Monsieur Pinte, Sie werden niemals ein guter Schausteller werden, wenn Sie nicht an Alles denken lernen. Man muß sich nie durch seine eigene Nachlässigkeit und Unachtsamkeit in Verlegenheit bringen."

„Halten Sie mich für einen Schausteller?" fragte Monsieur Pinte, dessen Würde dadurch offenbar verletzt ward.

„Ja wohl," antwortete ich lachend, „wir sind alle Schausteller und Komödianten und Sie können nichts Anderes daraus machen."

Der arme Mann versank für die nächsten Stunden in tiefes Nachdenken. Er fühlte, daß seine Würde von ihm gewichen und daß der ehemalige „Professor" jetzt nichts mehr und nichts weniger als ein reisender Schausteller sei. Endlich jedoch beschloß er den Schimpf hinzunehmen, denn er war Philosoph und von Herzen ein ganz guter Mensch.

Nach einigen Stunden sagte er in gutmüthigem Tone zu mir:

„Mr. Barnum, was sind die nöthigen Eigenschaften eines guten Schaustellers?"

Ich antwortete lächelnd, die erste erforderliche Eigenschaft sei eine gründliche Kenntniß der menschlichen Natur, und dazu gehöre natürlich das Geschick, weiche Seife auf die passende Weise anzuwenden.

„Und was verstehen Sie unter weicher Seife?" fragte der Professor Pinte begierig.

Ich antwortete ihm, daß ich darunter die Fähigkeit verstünde, dem Publikum so zu schmeicheln, daß es von der dahinter steckenden Absicht nichts merke.

Als wir das Zollhaus passirten, hatten wir eine bedeutende Quantität Medaillen, Bücher und Bilder (Lithographieen, Abbildungen des Generals). Ich wußte, daß diese Gegenstände zollpflichtig waren, doch theilte ich davon reichlich unter die Zollbeamten als Geschenke aus und brachte sie auf diese Weise zollfrei durch.

„Nennen Sie das auch weiche Seife?" fragte Professor Pinte.

„Ja wohl", entgegnete ich.

Nachdem wir die Grenze passirt hatten, kamen die Directoren und Beamten der Eisenbahn, welche meine Freigebigkeit bemerkt hatten und wollten auch haben. Ich konnte nicht anders als ihren Wunsch befriedigen.

„Die Leute haben sehr schmutzige Hände in diesem Lande, daß es so viel weiche Seife bedarf, um sie rein zu erhalten", sagte Monsieur Pinte mit einem Lachen, welches anzudeuten schien, daß er sich allmälig mit seinem Loose als „Schausteller" aussöhnte.

In den Zollhäusern hatten wir überhaupt oft mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen. In Courtrai, einer belgischen Grenzstadt, mußten wir uns Durchsuchung und Besteuerung gefallen lassen.

Man verlangte auch Zoll für die kleinen Pferde und Equipage des Generals, als ich aber ein Document vorzeigte, aus welchem hervorging, daß die französische Regierung sie zollfrei hatte passiren lassen, that man hier dasselbe. In dem Zollhause zu Lille fand man es nothwendig, die Ponys zu messen und ihr Signalement aufzunehmen, damit wir bei unserer Rückkehr nach Frankreich nicht andere einschmuggelten. Als die schöne Equipage des Generals das Zollhaus passirte, fragte der Oberbeamte, indem er den kleinen Kutscher und Livreebedienten des Generals betrachtete, in allem Ernste, ob der General in seinem Vaterlande ein wirklicher Prinz sei.

„Ja wohl", entgegnete Sherman ebenfalls ganz ernst, „er ist Prinz Karl der Erste des Herzogthums Bridgeport und Königreichs Connecticut".

Der Offiziant machte eine tiefe Verbeugung und nahm Alles für pure Wahrheit hin.

Die größern Städte Frankreichs passirt der Reisende sehr oft, ohne nach dem Passe gefragt zu werden, dagegen trifft es sich nicht selten, daß in einem

kleinen unbedeutenden Dorfe ganz unerwartet ein Gensdarm an ihn herantritt, der um Erlaubniß bittet, das kostbare Document in Augenschein nehmen zu dürfen. Dies war eines Tages mit mir der Fall.

Ich genoß eben in einem kleinen Landgasthause mein Mittagsmahl, als plötzlich die Thür aufging und ein beschnurrbarteter, vom Kopf bis zum Fuße bewaffneter Gensdarm eintrat und mich nach meinem Passe fragte. Dieser befand sich in meinem Koffer oben auf dem Wagen und ich sagte ihm dies. Er bestand aber darauf, ihn zu sehen. Da ich mir nicht die Mühe nehmen wollte, ihn zu holen, so suchte ich in meinen Taschen und als ich in diesen eine alte Versicherungspolice fand, die ich zufällig mit aus Amerika gebracht, so zog ich sie heraus und überreichte sie mit den Worten: „Ah, da ist mein Paß!“ dem Gensdarm. Er betrachtete das Papier sehr genau und machte ein sehr gelehrtes Gesicht, während er es hinten und vorn besah; aber natürlich waren ihm dies Alles böhmische Dörfer, denn er konnte kein Wort Englisch lesen. Nachdem er das Blatt ein paar Minuten in den Händen gehabt, gab er es höflich mit den Worten: „Tres bien!“ zurück und entfernte sich. Indessen ist auf diese Weise nicht immer durchzukommen, weil die meisten Gensdarmen den Stempel der Polizeipräfectur in Paris kennen und da dieser Stempel auf einer alten amerikanischen Versicherungspolice doch nicht *immer* zu finden ist, so möchte es nicht gerathen sein, *ohne* einen andern Paß in Frankreich zu reisen. Hätte man in dem Falle, den ich so eben erzählt, die Wahrheit entdeckt, so hätte ich mich leicht mit einem Irrthum entschuldigen und den richtigen Paß zum Vorschein bringen können.

So oft ich an einer französischen table d'hôte speiste — und ich that dies wegen der Vortrefflichkeit und großen Mannigfaltigkeit der Gerichte, so oft ich konnte, war ich gewöhnlich darauf gefaßt, wenigstens sechs Gerichte zu genießen, die ich kannte und wenigstens sechzehn, von denen ich nicht den mindesten Begriff hatte. Wenn mich Jemand fragen wollte, ob ich vielleicht Schlangen oder Eidechsen oder sonst etwas gegessen, so wage ich nicht Nein zu sagen, denn ich weiß wahrhaftig nicht, *was* ich in Frankreich Alles gegessen habe.

Während wir in Brüssel waren, kostete Mistreß Stratton, die Mutter des Generals, einige Saucißchen, von welchen sie behauptete, dieselben seien das Beste, was sie in Frankreich oder Belgien gegessen, ja, sie sagte sogar, „sie habe in diesem Lande wenig Eßbares gefunden, denn es sei Alles so auf französische Weise zubereitet und mit Brühe überschwemmt, daß sie sich nicht getrauete es zu essen; diese Saucißchen aber schmeckten so *natürlich* und sie habe selbst in Amerika keine so guten gegessen“. Sie ließ die Wirthin fragen, wie sie hießen, weil sie die Absicht hatte, eine Quantität zu kaufen und mitzunehmen. Die Antwort war, diese Würstchen hießen „saucisses de Lyon“ und sofort ging Mistreß Stratton aus und kaufte ungefähr sechs Pfund. Bald darauf kam Mr. Sherman und als er erfuhr, was sie in ihrem Packete hätte,

bemerkte er: „Mistreß Stratton, wissen Sie auch, wovon die Lyoner Würstchen gemacht werden?"

„Nein", entgegnete sie; „aber ich weiß, daß sie famos sind".

„Na", entgegnete Sherman, „gut mögen sie schmecken, aber sie sind aus Eselsfleisch gemacht!" was auch wirklich wahr sein soll. Mistreß Stratton sagte, sie ließe sich nicht so ohne Weiteres zum Narren haben, sie wisse es besser und bliebe bei ihren Würstchen.

Gleich darauf trat Mr. Pinte, unser französischer Dolmetscher, ins Zimmer. „Mr. Pinte", sagte Sherman, „Sie sind Franzose und kennen ganz gewiß die Eßwaaren Ihres Landes; sagen Sie mir einmal, woraus die Lyoner Bratwürstchen gemacht werden".

„Von Eselsfleisch", entgegnete der harmlose Professor.

Mistreß Stratton nahm das Packet, das Fenster stand offen und in weniger als einer Minute trug ein großer scheckiger Hund die Lyoner Bratwürstchen im Triumphe davon.

Solche kleine Ereignisse wie diese dienten dann und wann zu unserer Erheiterung im fremden Lande, häufig aber bot sich mir auf dieser Reise noch mehr als Erheiterung dar. Bei mehreren Gelegenheiten fühlte ich mich ganz heimisch, besonders am 4. Juli 1844.

Da ich mich an diesem Tage in Grenelle, außerhalb der Barrière von Paris befand, so fiel mir ein, daß ich die Adresse eines Monsieur Regnier, eines ausgezeichneten Mechanikers, besaß, der in der Nachbarschaft wohnte. Da ich eine Anzahl von solchen Instrumenten, wie er verfertigte, zu kaufen wünschte, so suchte ich ihn auf. Er empfing mich sehr höflich und bald fühlte ich mich von diesem intelligenten und gelehrten Manne unwiderstehlich angezogen. Er war Mitglied vieler wissenschaftlichen Institute, Ritter der Ehrenlegion u. s. w.

Während er beschäftigt war, meine Rechnung zu schreiben, betrachtete ich mir die verschiedenen Kupferstiche und dergleichen, welche sein Zimmer schmückten, als meine Augen plötzlich auf ein Portrait fielen, welches mir bekannt vorkam. Ich war überzeugt, daß ich mich nicht irrte und als ich es genauer ansah, ergab sich, daß es, wie ich erwartet hatte, das Bildniß Benjamin Franklin's war. Es befand sich unter Glas und Rahmen und auf der Außenseite des Glases waren dreizehn metallene Sterne angebracht, die einen Halbkreis um den Kopf bildeten.

„Ah!" rief ich, „wie ich sehe, haben Sie hier das Portrait meines Landsmannes". „Ja", antwortete Mr. Regnier, „und er war ein großer und vortrefflicher Mann. Als er 98 in Paris war, erwarb er sich die Liebe und Achtung Aller, die ihn kannten, namentlich des wissenschaftlich gebildeten Theils der Einwohnerschaft. Dr. Franklin ward damals von dem Präsidenten der „Gesellschaft der Wetteiferung" aufgefordert, verschiedene Kunstwerke zu

beurtheilen und er erkannte meinem Vater als Prämie für ein complicirtes Schloß die goldene Medaille zu.

„Während mein Vater in seinem Hotel bei ihm war, besuchte ihn ein junger Quäker. Dieser war Franklin gänzlich unbekannt, theilte ihm aber sogleich mit, er sei in Geschäften nach Paris gekommen, habe unglücklicherweise sein ganzes Geld verloren und wünsche sechshundert Franks zu borgen, um zu seiner Familie in Philadelphia zurückkehren zu können. Franklin fragte ihn nach seinem Familiennamen, und als er denselben hörte, zählte er ihm sofort das Geld auf, ertheilte dem jungen Fremden noch einige vortreffliche Rathschläge und Ermahnungen und wünschte ihm dann Lebewohl. Mein Vater ward durch diese vertrauensvolle Gefälligkeit Dr. Franklin's nicht wenig betroffen und sobald als der junge Mann fort war, sagte er dem Doctor, er sei ganz erstaunt gewesen, zu sehen, daß er einem Fremden so ohne Weiteres eine solche Summe geliehen habe; in Paris sei es nicht gebräuchlich, auf diese Weise Geschäfte zu machen, und namentlich müsse er es tadeln, daß Franklin sich von dem jungen Manne nicht einmal ein schriftliches Bekenntniß habe ausstellen lassen. Franklin antwortete, daß er es stets als seine Freude und sein Vergnügen betrachtete, seinen Mitmenschen zu helfen und besonders in einem solchen Falle, wo er die Familie als rechtschaffen und ehrenwerth kenne. Mein Vater, der selbst ein freigebiger Mann war," fuhr Herr Regnier fort, „war fast zu Thränen gerührt und bat den Doctor, ihm sein Portrait zu schenken, und dies da ist es. Mein Vater ist schon seit mehreren Jahren todt. Er vermachte das Portrait mir und ich würde es für alles Geld in ganz Paris nicht hingeben."

Ich brauche nicht zu sagen, wie sehr ich mich über diese Erzählung freute. Ich machte Herrn Regnier aufmerksam, daß er die Zahl der Sterne verdoppeln müsse, da wir jetzt (im Jahre 1844) sechsundzwanzig Staaten statt dreizehn, der ursprünglichen Zahl, hätten.

„Das weiß ich wohl," entgegnete er, „aber ich möchte nicht gerne eine Veränderung an Dem bewirken, was mein Vater mir hinterlassen hat. Ich halte es heilig," setzte er hinzu, „und Sie ahnen wohl nicht, welchen Gebrauch wir von diesen Sternen machen?"

Ich antwortete natürlich mit Nein.

„Diese Sterne," sagte er, „sind von Stahl und am Abend eines jeden Jahrestages der nordamerikanischen Unabhängigkeit (welcher auch heute ist) pflegte mein Vater — und ich thue es auch noch — unsere Freunde und Bekannten zu versammeln, das Zimmer zu verfinstern und mittelst eines elektrischen Stroms diese Sterne, welche untereinander zusammenhängen, zu erleuchten, so daß auf diese Weise durch Elektricität, Franklin's Lieblingsstudium, das Portrait illuminirt, ein Heiligenschein um das Haupt herum gebildet und auf diese Weise der Name eines Mannes geehrt wird, dessen Ruhm für alle Ewigkeit gesichert ist."

Im weitern Verlaufe unseres Gesprächs fand ich, daß dieser würdige alte

Herr die Geschichte Amerikas ganz genau kannte. Er sprach sich mit vieler Wärme über die stolze und hohe Bestimmung unserer Republik aus. Als ich mich verabschieden wollte, forderte er mich dringend auf, zum Abendessen da zu bleiben und seine elektrische Illumination mit anzusehen. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich diese Einladung freudig annahm. Welcher Amerikaner hätte sie ausschlagen können?

Wir hatten ein treffliches Mahl, vor welchem der würdige alte Herr den Segen unseres Vaters im Himmel anflehte und nach dessen Beendigung er ein herzliches Dankgebet sprach. Um neun Uhr fanden sich die Kinder des Herrn Regnier und seines Schwiegersohnes ein, das Zimmer ward verfinstert, die elektrische Batterie geladen und der Draht an einen der äußeren Sterne gelegt. Sämmtliche dreizehn Sterne strahlten sofort in blendendem Glanze, was einen wunderschönen Effect machte. Welche einfachere und doch schönere und angemessenere Weise könnte man sich wohl denken, wenn es gilt, Franklin's Andenken zu ehren, und welch ein außerordentliches Zusammentreffen war es, daß ich, in Paris stockfremd, einen so eigenthümlichen Mann wie Herrn Regnier überhaupt, ganz besonders aber an diesem Tage aller Tage, dem Jahrestag unserer Unabhängigkeit, kennen lernte! Um zehn Uhr nahm ich Abschied von dieser würdigen Familie, aber nicht eher, als bis wir eine Flasche excellenten Champagner geleert und folgenden von Herrn Regnier ausgebrachten Toast getrunken hatten:

„Washington, Franklin und Lafayette — Helden, Philosophen, Patrioten und Ehrenmänner. Mögen ihre Namen obenan stehen in dem Buche irdischen Ruhmes, wenn in späteren Jahrhunderten diese ganze Welt eine einzige Republik sein und allgemein die Wahrheit anerkannt sein wird, daß der Mensch zur Selbstregierung fähig ist.“

Man wird es nicht überraschend finden, daß ich mich bei Herrn Regnier ganz heimisch fühlte. Sowohl der Tag als auch dieser Mann trugen dazu bei, meinen Patriotismus zu erwecken, während die Gegenwart Franklin's meine Liebe zu meinem Vaterlande nur um so höher anfachte.

Man wird von selbst voraussetzen, daß ich General Tom Thumb's europäischen Ruf bei unserer Rückkunft nach New-York im Februar 1847 sofort auszubeuten suchte. Er trat unverweilt in dem Amerikanischen Museum auf und lockte vier Wochen lang solche Zuschauermassen an, wie man sie hier noch nie zuvor gesehen. Später verlebte er einen Monat in Bridgeport bei seinen Verwandten. Um nicht von den Neugierigen belästigt zu werden, von welchen vorauszusehen war, daß sie die Häuser seiner Verwandten umlagern würden, ließ er sich zwei Tage lang in Bridgeport öffentlich sehen. Die Einnahme, welche sich auf mehrere Hundert Dollars belief, überließ er der Armencasse seiner Vaterstadt. Die Bridgeporter freuten sich nicht wenig, ihren alten Freund, den „kleinen Charlie“ wiederzusehen. Sie ahnten, als sie ihn wenige Jahre vorher auf den Straßen spielen sahen, nicht, daß er bestimmt war,

unter den gekrönten Häuptern der alten Welt eine solche Sensation hervorzurufen, und als er jetzt mit seiner europäischen Berühmtheit zurückkehrte, war er natürlich für seine frühern Bekannten eine eben so große Curiosität, als für das Publikum im Allgemeinen. Seine Bridgeporter Freunde fanden, daß er während der fünfthalb Jahre seiner Abwesenheit an Körpergröße nicht zugenommen hatte, wohl aber bemerkten sie, daß er witzig und gewandt geworden war und sich mit ausländischen Airs und angeborner Grazie zu bewegen verstand, mit einem Worte, daß er nicht mehr der schüchterne Kleinstädter war, als welchen sie ihn früher gekannt.

„Wir hatten von Charlie, als er unter uns lebte, keine große Meinung,“ sagte einer der ersten Bürger seiner Stadt; „jetzt aber, wo er „barnumisirt“ worden, ist er eine wirkliche Seltenheit.“

„Wie alt sind Sie, General?“ fragte einer seiner Bekannten.

„Nach Mr. Barnum's Rechnung bin ich fünfzehn,“ sagte der General lachend, denn er wußte recht wohl, daß der Fragende sein wahres Alter kannte, welches jetzt neun Jahre betrug.

Ich war überrascht, zu finden, daß ich während meiner Abwesenheit ebenfalls eine Curiosität geworden war. Wenn ich mich in dem Museum, oder wo ich sonst bekannt war, sehen ließ, bemerkte ich, daß man mich anstierte und mit Fingern auf mich zeigte, und häufig hörte ich die Bemerkung: „Da ist Barnum,“ „das ist der alte Barnum,“ u. s. w. Beiläufig gesagt, begreife ich nicht, wie es kommt, daß die meisten Leute, die ich nicht kenne, und viele, die ich kenne, mich durchaus den alten Barnum nennen. Ich bin jetzt erst 44 Jahr alt und dennoch nennt man mich schon seit zehn Jahren den „alten Barnum“.

Eines Tages bald nach meiner Rückkehr aus Europa saß ich in meiner Billetausgabe und las in der Zeitung. Ein Mann kam und kaufte sich ein Entréebillet.

„Ist Barnum in dem Museum?“ fragte er.

Der Billetverkäufer zeigte auf mich und antwortete:

„Dies da ist Mr. Barnum.“

In der Meinung, der Herr habe etwas mit mir zu sprechen, blickte ich von meiner Zeitung auf.

„Sind Sie wirklich Mr. Barnum?“ fragte er.

„Allerdings,“ antwortete ich.

Er stierte mich einen Augenblick an, warf dann sein Billet wieder hin und rief:

„Nun ist's schon gut. Weiter will ich für mein Geld gar nichts sehen,“ und mit diesen Worten ging er fort, ohne nur einen Fuß in das Museum selbst zu setzen.

Ich hätte schon früher sagen sollen, daß vom 1. Januar 1845 an mein Engagement mit General Tom Thumb, in Folge dessen ich ihm ein bestimmtes

Salair zahlte, zu Ende ging. Wir trafen nun ein neues Arrangement, wornach wir gleiche Theilhaber unseres Geschäfts wurden, indem der General (oder sein Vater für ihn) die eine Hälfte des Gewinnes erhielt und ich die andere Hälfte. Dabei ward jedoch ausbedungen, daß er nach unserer Wiederankunft in New-York gegen eine Entschädigung von 200 Dollars die ersten vier Wochen in meinem Museum tägliche Vorstellungen geben sollte.

Als wir nach Amerika zurückkamen, hatte Mr. Stratton, des Generals Vater, ein hübsches Vermögen erworben. Dem kleinen General setzte er persönlich eine bedeutende Summe aus und verborgte das übrige Geld auf sichere Grundstücke, mit Ausnahme von dreißigtausend Dollars, wofür er in Bridgeport einen Bauplatz kaufte und auf diesem ein schönes Haus errichtete, wo er jetzt noch wohnt und worin seine einzigen beiden Töchter, die eine im Jahre 1850, die andere 1853 vermählt worden sind. Außer dem General hat er noch einen Sohn, der jetzt drei Jahre alt ist. Sämmtliche Kinder sind, mit Ausnahme des kleinen Charlie, von gewöhnlicher Körpergröße.

Nachdem der General einen Monat lang seine Freunde besucht, beschlossen seine Eltern, mit ihm eine Rundreise durch die Vereinigten Staaten zu machen. Ich willigte ein, sie ein Jahr lang unter der Bedingung zu begleiten, daß der Gewinn eben so wie in England in gleiche Theile ginge. Wir begaben uns vorerst nach Washington, wo der General im April 1847 seine Levers hielt, den Präsidenten Polk und dessen Gemahlin in dem Weißen Hause besuchte — von da nach Richmond und dann zurück nach Baltimore und Philadelphia. Unsere Einnahme in Philadelphia allein betrug in zwölf Tagen 5594 Dollars 91 Cents. Die Tour während des ganzen Jahres ergab durchschnittlich dasselbe Resultat. Die Spesen betrugen täglich 25 bis 30 Dollars. Von Philadelphia gingen wir nach Boston, Lowell und Providence. In der letzteren Stadt betrug unsere Einnahme an einem einzigen Tage 976 Dollars 97 Cents. Dann besuchten wir New-Bedford, Fall River, Salem, Worcester, Springfield, Albany, Troy, Niagara-Falls, Buffalo und viele dazwischen liegende Ortschaften, während wir auf der Rückreise nach New-York in den größeren Städten am Hudson verweilten. Hierauf besuchten wir New-Haven, Hartford, Portland und dazwischenliegende Städte. Im November 1847 traten wir die Reise nach Havanna an, indem wir mit dem Dampfer von New-York nach Charleston gingen, wo der General auftrat. Ein Gleiches geschah in Columbia, Augusta, Savannah, Milledgeville, Macon, Columbus, Montgomery, Mobile und New-Orleans. In dieser letztern Stadt blieben wir drei Wochen, mit Einschluß von Weihnacht und Neujahr. Im Januar 1848 langten wir mit dem Schooner „Adams Gray" in Havanna an und wurden dem Generalcapitain und dem spanischen Adel vorgestellt. Wir blieben einen Monat in Havanna und Matanzas; der General ward überall mit dem größten Beifall aufgenommen und erhielt nicht selten eine Dublone für sein Autograph. In Havanna war er ganz besonders der Liebling des Gra-

fen Santovania. In Matanzas hatten wir der Güte eines fürstlichen amerikanischen Kaufmanns, Mr. Brinckerhoff, viel zu verdanken. J. S. Thrasher, Esq., der amerikanische Patriot und Gentleman, bewies sich uns ebenfalls sehr hilfreich und verpflichtete mich zum größten Danke. Die Hotels in Havanna sind nicht gut. Einem Amerikaner, der an tüchtige Kost gewohnt ist, wird es sehr schwer, genug zu essen zu bekommen. Wir nahmen unsern Aufenthalt in dem Washington-House, welches damals „famos schlecht" war. Es war unsauber und die Wirthin fast fortwährend betrunken. Mehrere Amerikaner speisten hier, die als förmliche Vielfraße betrachtet werden konnten.

Unter den Passagieren an Bord des Schiffes, welches uns von Havanna nach New-Orleans brachte, befand sich ein Yankee, der eine große Quantität spanischen Tabak für den amerikanischen Markt hatte. Ich erfuhr von ihm, daß dieser Tabak in Connecticut gebaut und über Havanna nach New-Orleans verschifft ward. Natürlich glaubten die Käufer in New-Orleans, wenn sie die Waare auf einem Schiffe von Havanna kauften, es sei wirklicher Cubatabak, und ahnten nicht, daß er in dem Staate gebaut war, wo die „hölzerne Muskate" wächst. Das alte Sprichwort, daß in jedem Geschäft Betrügerei vorgeht, nur „in unserm nicht", bleibt immer und ewig wahr.

Von New-Orleans begaben wir uns nach St. Louis, indem wir in den größeren Städten am Mississippi verweilten und über Louisville, Cincinnati und Pittsburg zurückkehrten. Die letztere Stadt erreichten wir in den ersten Tagen des Mai 1848. Von hier aus ging ich nach der mit Mr. Stratton getroffenen Verabredung nach Hause, um fortan nicht mehr mit dem kleinen General zu reisen. Ich hatte zuverlässige Agenten, welche ihn ohne meine persönliche Beihilfe auftreten lassen konnten, und ich wollte lieber einen bedeutenden Theil des Gewinnes fahren lassen, als noch länger reisender Schausteller sein.

Ich erreichte meine Wohnung in Bridgeport, Staat Connecticut, in den letzten Tagen des Monats Mai, und freute mich, meine Familie und Freunde bei guter Gesundheit anzutreffen. Ich hatte mich nun seit dreizehn Jahren fast fortwährend in der Fremde umhergetrieben, und finde keine Worte, das wonnige Gefühl zu schildern, mit welchem ich bedachte, daß, nachdem es mir durch Anstrengung und Entbehrung gelungen, mir ein unabhängiges Vermögen zu erwerben, ich hinfort meine Tage im Schooße meiner Familie verleben könnte. Dabei war ich fest entschlossen, daß keine noch so lockende Aussicht auf Gewinn mich jemals wieder bewegen sollte, auf die Freuden zu verzichten, die nur im traulichen Kreise der Häuslichkeit zu finden sind.

Die Jahre 1848 und 1849 brachte ich größtentheils bei meiner Familie zu. Einen Theil meiner Zeit und Aufmerksamkeit widmete ich jedoch den Interessen des Amerikanischen Museums, so wie der Eröffnung eines neuen Mu-

seums in Philadelphia, worüber ich das Nähere in einem andern Abschnitte dieses Buches mittheilen werde.

Elftes Kapitel.

Die Jenny Lind-Spekulation.

Im October 1849 kam ich zuerst auf die Idee, Jenny Lind in Amerika auftreten zu lassen. Ich hatte sie niemals singen hören, denn in London langte sie mehrere Wochen darauf an, als ich mit General Tom Thumb schon wieder abgereist war. Ihr Ruf jedoch war mir genügend. Ich bin in meinen Entschlüssen gewöhnlich sehr rasch und habe fast stets gefunden, daß meine ersten Eindrücke die richtigsten sind. Gleich als mir diese Spekulation einfiel, dachte ich, daß sie, wenn sie mit Umsicht geleitet würde, einen ungeheuern Gewinn abwerfen müsse, dafern es mir gelänge, die „schwedische Nachtigall" zu nur einigermaßen annehmbaren Bedingungen zu engagiren. Da dies jedoch ein großes Unternehmen war, so überlegte ich mir die Sache mehrere Tage lang und alle meine Berechnungen und Erwägungen lieferten nur ein Resultat — unermeßlichen Erfolg.

Da ich bedachte, daß sehr viel auf die Art und Weise ankommen würde, auf welche ich die gefeierte Sängerin dem Publikum vorführte, so sah ich auch zugleich ein, daß meine Aufgabe eine außerordentlich schwierige sein würde. Es war möglich — ich wußte dies recht wohl — daß Umstände eintraten, an welchen das ganze Unternehmen scheitern mußte. Das „Publikum" ist ein sehr wunderliches Geschöpf, und obschon richtige Kenntniß der menschlichen Natur dem Spekulanten, welcher es zu amüsiren sucht, gewöhnlich das rechte Mittel dazu an die Hand giebt, so sind die Menschen doch unbeständig, unzuverläßig und doch starrköpfig. Ein kleiner Fehlgriff in der Leitung eines öffentlichen Amüsements läßt häufig das hoffnungsvollste Unternehmen verunglücken. Indem ich dies Alles erwog, kam ich zu folgenden Schlüssen:

Erstens waren die Chancen sehr zu Gunsten eines unermeßlichen pekuniären Gewinnes, und zweitens konnte ich, da mein Name schon lange gleichbedeutend mit „Humbug" war und das amerikanische Publikum glaubte, meine Fähigkeit erstrecke sich nicht weiter, als höchstens darauf, einen ausgestopften Affen oder eine todte Seejungfer auszustellen, es schon darauf ankommen lassen, 50,000 Dollars bei einem Unternehmen zu verlieren, welches sich die Aufgabe stellte, das größte musikalische Wunder der Welt im Zenith seines Lebens und seiner Berühmtheit auf einige Zeit nach Amerika zu verpflanzen.

Ich war der Meinung, daß die ebengenannte Summe vollkommen hinreichen würde, allen möglichen Verlust zu decken, und da ich mir aus persönlicher Arbeit, die ich dabei auf mich nehmen mußte, wenig machte, so sah ich mich nach einem geeigneten Agenten um, den ich nach Europa schicken könnte, um durch ihn die „göttliche Jenny“ womöglich engagiren zu lassen.

In Mr. John Hall Wilton, einem Engländer, der Amerika mit einem Musikchore schon bereist hatte, fand ich den besten Mann, den ich zu diesem Zwecke kannte. Wenige Minuten reichten hin, ein Arrangement mit ihm zu treffen, in Folge dessen ich ihm blos seine Reisekosten vergütete, wenn es ihm nicht gelang, seine Mission auszuführen, während ich mich auch zugleich verbindlich machte, ihm eine bedeutende Summe zu zahlen, wenn es ihm gelänge, unter irgend welchen Bedingungen innerhalb einer ziemlich weit gesteckten Grenze, die ich ihm schriftlich andeutete, Jenny Lind nach Amerika zu bringen.

Am 6. November 1849 versah ich Wilton mit den nothwendigen Documenten, einschließlich eines allgemeinen Instructionsbriefes, den er Jenny so wie irgend anderen musikalischen Notabilitäten nach Belieben vorzeigen konnte, so wie eines Privatbriefes, der Winke und Rathschläge enthielt, die in dem ersten nicht enthalten waren; eben so gab ich ihm Empfehlungsbriefe an meine früheren Banquiers Gebrüder Baring u. Comp. in London und an viele Freunde in England u. s. w.

Der Kern aller meiner Instructionen für Wilton (der öffentlichen sowohl als der geheimen) war der: Er sollte Jenny womöglich auf Theilung engagiren, so daß mein Risiko unbedeutend wäre, wenn es ihm nicht gelänge, sie auf einhundert Abende für die Summe von sechzigtausend Dollars zu gewinnen, welchem Arrangement ich vor dem auf gleiche Theilung den Vorzug gab. Dabei ermächtigte ich ihn jedoch, wenn er nichts Besseres ausrichten könnte, sie auf einhundertundfünfzig Concerte für die Summe von einhundertundfünfzigtausend Dollars und Erstattung aller ihrer Auslagen für Dienerschaft, Equipage, Secretair u. s. w. zu engagiren. Dabei sollte es ihr freistehen, musikalische Assistenten, doch nicht mehr als drei, nach ihrem Belieben zu wählen und zwar ganz unter beliebigen Bedingungen. Da nöthig, erbot ich mich, den ganzen Betrag der in dem Engagement genannten Summe bei einem Londoner Banquier zu deponiren, ehe Jenny sich einschiffte.

Wilton's Entschädigung ward nach einer gewissen Scala arrangirt und sollte sich je nach den weniger oder mehr vortheilhaften Bedingungen richten, die er für mich auswirken würde. Je tiefer er unter meiner äußersten Grenze blieb, desto größer war die Vergütung, die ihm für seine Bemühung zugesichert ward.

Wilton reiste nach London und eröffnete eine Correspondenz mit Fräulein Lind, welche damals auf dem Continent war. Aus ihren Briefen erfuhr er, daß, wenn sie sich bewegen ließe, überhaupt Amerika zu besuchen, dies nicht anders geschehen könne, als in Begleitung von Mr. Julius Benedict, des

bekannten Componisten, Pianisten und Musikdirectors, so wie sie auch meinte, daß Signor Belletti, der herrliche Baritonist, von wesentlichem Nutzen bei einem solchen Unternehmen sein würde. Wilton begab sich demgemäß zu Mr. Benedict, so wie auch zu Signor Belletti, die damals Beide in London waren, und erfuhr in einer Reihe von Unterredungen die Bedingungen, unter welchen sie sich dazu verstehen würden, mit Fräulein Lind eine Kunstreise nach und in Amerika zu machen. Nachdem er auf diese Weise die gewünschte Auskunft erhalten, begab er sich sofort nach Lübeck in Deutschland, um sich mit Fräulein Jenny selbst zu besprechen. Als er in ihrem Hotel ankam, sendete er ihr seine Karte und bat sie, ihm eine Stunde zur nähern Besprechung zu bestimmen. Sie bestimmte den folgenden Morgen und er fand sich pünktlich ein.

Im Laufe der ersten Unterredung sagte sie ihm offen, daß sie gleich nach seinem ersten Briefe an mehrere Freunde in London, darunter an meinen Freund Mr. Josua Bates vom Hause Gebrüder Baring, geschrieben und sich nach meinem Rufe und meiner Zahlungsfähigkeit erkundigt habe. Die Antworten, welche sie hierauf erhalten, waren vollkommen zufriedenstellend gewesen. Gleichzeitig aber theilte sie ihm auch mit, daß nicht weniger als vier Personen damit umgingen, sie für eine Kunstreise in Amerika zu engagiren. Einer dieser Herren war ein wohlbekannter Operndirector in London; der zweite Theaterdirector in Manchester; der dritte Componist und Musikdirector an der königlichen Oper in London, und der vierte ein Mann, welcher schon früher als Führer einer berühmten Tänzerin eine gute Spekulation in Amerika gemacht hatte. Mehrere dieser Herren hatten sie bereits persönlich besucht und der letzterwähnte hatte, als er meinen Namen von ihr hörte, versucht, sie von einem Engagement mit mir durch die Versicherung abzuschrecken, daß ich ein Windbeutel und gemeiner Schausteller sei, der sich, um nur Geld zu verdienen, nicht scheuen würde, sie in einen Käfig zu stecken und gegen ein Eintrittsgeld von 25 Cents im ganzen Lande sehen zu lassen.

Diese Mittheilung hatte sie, wie sie selbst gestand, etwas stutzig gemacht und sie schrieb deshalb an Mr. Bates. Dieser hatte aber diese Verläumdungen vollständig widerlegt, indem er ihr versicherte, daß er mich persönlich kenne und daß sie es in mir keineswegs mit einem gewöhnlichen Theaterdirector zu thun habe, der ihre Gage blos von dem Erfolg des Unternehmens abhängig machen würde, sondern daß ich recht wohl im Stande sei, alle meine Verbindlichkeiten zu erfüllen, selbst wenn sie für mich auch noch so unvortheilhaft wären und daß sie deshalb auf meine Ehre und Redlichkeit das unbedingteste Vertrauen setzen könne.

„Nun," sagte sie zu Mr. Wilton, „bin ich über diesen Punkt vollkommen zufriedengestellt, denn ich kenne die Welt und weiß, wozu die Menschen sich durch Neid und Eifersucht zuweilen verleiten lassen. Da nun Die, welche mit mir zu unterhandeln suchen, alle darauf hinausgehen, daß ich den Gewinn

und den Verlust des Unternehmens theilen soll, so will ich lieber mit Ihnen unterhandeln, weil Ihr Auftraggeber sich bereit erklärt, das ganze Risiko so wie die Leitung und Durchführung der Spekulation ganz allein auf sich zu nehmen.“

Es folgten noch mehrere Unterredungen, während welcher sie von Wilton erfuhr, er habe mit den Herren Benedict und Belletti über den Betrag ihrer Honorare abgeschlossen, natürlich in der Voraussetzung, daß das Engagement zu Stande käme, und im Verlauf einer Woche waren Mr. Wilton und sie über die Bedingungen einig, unter welchen sie sich bereit erklärte, die Unterhandlungen zu schließen. Da diese Bedingungen sich innerhalb der in meinem Instructionsbriefe angegebenen Grenzen bewegten, so ward der folgende Contrakt in drei Exemplaren ausgefertigt und von ihr und Wilton in Lübeck am 9. Januar 1850 unterzeichnet, während die Unterschriften der Herren Benedict und Belletti einige Tage später in London hinzugefügt wurden.

„Entwurf eines Contrakts, abgeschlossen im Jahre unseres Herrn eintausendachthundertundfünfzig zwischen John Hall Wilton, als Agenten für Phineas T. Barnum in New-York in den Vereinigten Staaten von Nordamerika einerseits, und Mademoiselle Jenny Lind, Sängerin aus Stockholm in Schweden andererseits, worin die genannte Jenny Lind sich verbindlich macht:

1. Für den genannten Phineas T. Barnum in einhundertundfünfzig Concerten mit Einschluß von Oratorien damöglich innerhalb eines Jahres oder achtzehn Monaten von dem Tag ihrer Ankunft in der Stadt New-York zu singen, welche Concerte in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in Havanna gegeben werden sollen. Der genannten Jenny Lind soll es vollkommen freistehen, die Zahl der Abende und Concerte in jeder Woche und die Zahl der in jedem Concert vorzutragenden Piecen in Uebereinstimmung mit ihrer Gesundheit und Rücksicht auf ihre Stimme festzusetzen, jedoch so, daß die erstere Zahl nie weniger als eins oder zwei und die letztere nicht weniger als vier beträgt. In Opern soll sie keinesfalls auftreten.

2. Für diese Leistungen bewilligt der genannte John Wilton als Bevollmächtigter des genannten Phineas T. Barnum in New-York der genannten Jenny Lind eine Dienerin und einen Diener für den alleinigen Dienst ihrer Person und Gesellschaft; die Bezahlung der Reise- und Hotelkosten einer sie als Gesellschafterin begleitenden Freundin; die Bezahlung eines Secretärs zur Besorgung ihrer finanziellen Angelegenheiten; die Bezahlung aller Reisekosten für sie und ihre Gesellschaft von Europa aus und während der Reise in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in Havanna; die Bezahlung aller Hotelkosten für Beköstigung und Logis während dieser Zeit und einer Equipage mit nothwendiger Dienerschaft in jeder Stadt, außerdem aber die Summe von zweihundert Pfund Sterling oder eintausend Dollars für jedes Concert oder Oratorium, in welchem die genannte Jenny Lind auftreten wird.

3. Der genannte John Hall Wilton als Agent für den genannten Phineas T. Barnum verpflichtet sich ferner, der genannten Jenny Lind die genügende Bürgschaft für die Sicherheit ihres vollen Engagements zu geben und dieselbe bei den Herren Gebrüder Baring u. Comp. in London vor ihrer Abreise und zur Verfügung der genannten Jenny Lind zu deponiren.

4. Der genannte John Hall Wilton verpflichtet sich im Namen des genannten Phineas T. Barnum ferner, daß, wenn der genannte Phineas T. Barnum nach fünfundsiebzig Concerten so viel eingenommen hat, daß nach Bezahlung aller laufenden Ausgaben und Deckung aller aufgewendeten Kosten und Auslagen ihm ein reiner Gewinn von wenigstens fünfzigtausend Pfund Sterling übrig bleibt, dann der genannte Phineas T. Barnum der genannten Jenny Lind außer der erstgenannten Summe von eintausend Dollars für jedes Concert ein Fünftheil des aus den noch übrigen fünfundsiebzig Concerten oder Oratorien, nach Abzug des laufenden Aufwandes, hervorgehenden Gewinnes gewähren wird. Oder die genannte Jenny Lind macht sich verbindlich, mit dem genannten Phineas T. Barnum fünfzig Concerte oder Oratorien auf die vorgenannten Bedingungen zu versuchen und wenn dieselben den Erwartungen des genannten Phineas T. Barnum nicht entsprechen sollten, so verpflichtet sich die genannte Jenny Lind, gegenwärtigen Contract nach der in seinem ersten Vorschlage, sowie derselbe in der angebogenen Abschrift seines Briefes enthalten ist, zu modificiren. Sollte dies jedoch unnöthig gefunden werden, so dauert das Engagement bis zu fünfundsiebzig Concerten oder Oratorien, nach deren Ablauf, wenn der genannte Gewinn von fünfzigtausend Pfund Sterling nicht erzielt worden sein sollte, das Engagement in seiner ursprünglichen Form fortdauert, so daß die dafür bewilligten Summen außer dem Honorar für Julius Benedict und Giovanni Belletti keine Verminderung, wohl aber eine Erhöhung erfahren können.

5. Der genannte John Hall Wilton, Bevollmächtigter des genannten Phineas T. Barnum, macht sich auf Verlangen der genannten Jenny Lind verbindlich, an Julius Benedict von London für Begleitung der genannten Jenny Lind als Musikdirector, Pianist und Leitung des musikalischen Arrangements, sowie für Unterstützung der genannten Jenny Lind in einhundertundfünfzig Concerten oder Oratorien in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Havanna die Summe von fünftausend Pfund Sterling zu zahlen, welche für ihn bei den Herren Gebrüder Baring zu London vor seiner Abreise von Europa deponirt werden sollen; eben so wie sich der genannte John Hall Wilton im Namen des genannten Phineas T. Barnum ferner verbindlich macht, alle seine Reisekosten von Europa nebst seinen Hotel- und Reisekosten während der Zeit der vorgenannten hundertundfünfzig Concerte oder Oratorien zu bezahlen, wogegen er, der genannte Julius Benedict, die Verpflichtung übernimmt, auf Erfordern sich der Organisation von Oratorien zu unterziehen.

6. Der genannte John Hall Wilton bewilligt auf Wunsch, Wahl und zur Unterstützung der genannten Jenny Lind an Giovanni Belletti, Baritonisten, für Begleitung der genannten Jenny Lind auf ihrer Reise und in einhundertundfünfzig Concerten oder Oratorien in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Havanna und in Verbindung mit dem genannten Julius Benedict die Summe von zweitausendfünfhundert Pfund Sterling, die ihm vor seiner Abreise von Europa auf genügende Weise verbürgt werden soll, außer allen seinen Hotel- und Reisekosten zu bezahlen.

7. Ferner haben sich die Contrahenten dahin geeinigt, daß es der genannten Jenny Lind vollkommen frei stehen solle, zu irgend einer beliebigen Zeit, ohne Rücksicht auf das genannte Engagement mit dem genannten Phineas T. Barnum, für wohlthätige Stiftungen oder Zwecke zu singen, wobei die genannte Jenny Lind sich jedoch anheischig macht, sich mit dem genannten Phineas T. Barnum in Bezug auf die zu wählende Zeit und die Angemessenheit eines solchen Wohlthätigkeitsconcerts zu besprechen, und unter der Voraussetzung, daß in keinem Fall das erste oder zweite Concert in irgend einer Stadt oder wo es sonst den Interessen des genannten Phineas T. Barnum nachtheilig sein könnte, zu diesem Zwecke bestimmt werde.

8. Ferner wird bestimmt, daß, im Fall die genannte Jenny Lind durch eine Fügung Gottes unfähig würde, das vorerwähnte Engagement vollständig durchzuführen, dann nach Verhältniß der Zeit berechnet, der darnach ausfallende Theil der genannten Summen an Jenny Lind, Julius Benedict und Giovanni Belletti ausgezahlt werde.

9. Ferner wird festgesetzt, daß der genannte Phineas T. Barnum allen bei den vorerwähnten Concerten oder Oratorien nöthigen Aufwand bestreite, mit Ausnahme der zu mildthätigen Zwecken, und daß alle Rechnungen von sämmtlichen Contrahenten allwöchentlich abgeschlossen und ausgeglichen werden.

10. Die genannte Jenny Lind macht sich ferner verbindlich, während der Dauer des genannten Engagements mit dem genannten Phineas T. Barnum von New-York auf einhundert und fünfzig Concerte oder Oratorien für Niemanden anders zu singen, ausgenommen für die vorerwähnten mildthätigen Zwecke. Das Reisen findet stets in erster und bester Klasse statt.

Zur Bekräftigung des vorstehenden Contract-Entwurfs ist derselbe von den Nachgenannten unterschrieben und besiegelt worden.

(Unterz.) (L. S.) **John Hall Wilton**, Agent für Phineas T. Barnum, von New-York, V. St.

(L. S.) **Jenny Lind.**

(L. S.) **Jules Benedict.**

(L. S.) **Giovanni Belletti.**

In Gegenwart von **C. Ahilling**, Consuls Sr. Maj. des Königs von Schweden und Norwegen.

Auszug aus einem Briefe an John Hall Wilton von Phineas T. Barnum in Bezug auf Paragraph 4 des vorstehenden Contractes.

„New-York, 6. Nov. 1849.

„Sir, — In Antwort auf ihre Anfrage wegen der Unterhandlung mit Mademoiselle Jenny Lind schlage ich vor, ein Arrangement mit ihr auf folgende Grundlage hin abzuschließen: Ich mache mich verbindlich, alle ihre Reisekosten von Europa an zu bezahlen, sowie einen Tenoristen und einen Pianisten, deren Gage jedoch nicht mehr als einhundert und fünfzig Dollars pro Abend betragen darf; ihr eine Equipage und zwei Diener zu stellen, sowie einen Secretär zu bezahlen, der ihre finanziellen Angelegenheiten besorgt. Ferner bezahle ich alle und jede Ausgabe, die ihr Auftreten vor dem Publikum nothwendig macht und gewähre ihr die Hälfte der Bruttoeinnahme von jedem Concert. Ich mache mich verbindlich, in eigener Person mit ihr zu reisen und die Arrangements zu leiten, dafern sie sich anheischig macht, nicht weniger als achtzig und nicht mehr als einhundert und fünfzig Concerte zu geben.

Phineas T. Barnum."

Ich befand mich eben in meinem Museum zu Philadelphia, als Wilton am 19. Februar 1850 in New-York ankam. Er telegraphirte mir sofort, daß er ein Engagement mit Jenny Lind abgeschlossen habe, in dessen Folge sie nächstfolgenden Monat September ihre Concerte in Amerika beginnen werde. Ich ward durch diese plötzliche Nachricht einigermaßen überrascht und da ich einsah, daß es bei der Länge der Zeit, die noch vor Jenny's Ankunft verstreichen mußte, räthlich sein würde, das Engagement noch einige Monate lang geheim zu halten, so telegraphirte ich ihm zurück, daß er keinem Menschen etwas davon sagen sollte und daß ich ihn den nächsten Tag in New-York sprechen würde.

Wenn wir bedenken, wie genau Jenny Lind, ihr musikalisches Genie, ihr Charakter und ihre wunderbaren Erfolge jetzt allen Volksklassen unseres Landes sowohl als der ganzen civilisirten Welt bekannt sind, so hält man es kaum für möglich, daß sie zu der Zeit, wo dieses Engagement abgeschlossen ward, außerhalb Europa verhältnißmäßig unbekannt gewesen sein soll. Wir können kaum glauben, was nichtsdestoweniger Thatsache ist — daß Millionen von Menschen in Amerika niemals von ihr gehört, daß andere Millionen blos ihren Namen gelesen, aber keinen deutlichen Begriff von dem hatten, wer oder was sie war. Nur ein kleiner Theil des Publikums war von ihren großen musikalischen Triumphen in der alten Welt wirklich unterrichtet und dieser Theil beschränkte sich fast gänzlich auf Musiker, Reisende, welche die alte Welt besucht, und Journalisten.

Den nächsten Morgen reiste ich nach New-York. Als ich in Princeton ankam, kaufte ich mir das neueste Zeitungsblatt und las zu meinem Erstaunen

und Entsetzen einen ausführlichen Bericht über mein Engagement mit Jenny. Indessen diese vorzeitige Mittheilung ließ sich einmal nicht wieder zurückrufen und ich machte daher gute Miene zum bösen Spiel. Da mir viel daran lag, zu erfahren, welchen Eindruck diese Nachricht auf das Publikum machte, so theilte ich dem Eisenbahnconducteur, einem gebildeten Mann, den ich genau kannte, mit, daß ich Jenny Lind engagirt hätte und daß sie im künftigen Monat August nach Amerika kommen würde.

„Jenny Lind? Ist das eine Tänzerin?“ fragte der Conducteur.

Ich sagte ihm, wer und was sie sei, aber seine Frage äußerte auf mich die Wirkung, als ob mir Jemand kaltes Wasser über den Kopf gegossen hätte. Wirklich, dachte ich, wenn dies Alles ist, was ein Mann in der Eigenschaft eines Eisenbahnconducteurs zwischen Philadelphia und New-York von der größten Sängerin in der Welt weiß, so bin ich überzeugt, daß sechs Monate eine viel zu lange Zeit sind, als daß ich das ganze Publikum von ihr unterhalten und über ihre Verdienste aufklären könnte.

Ich hatte eine Zusammenkunft mit Wilton und erfuhr von ihm, daß es in Uebereinstimmung mit dem Engagement nöthig sei, die ganze stipulirte Summe, zusammen 187,500 Dollars, bei dem Londoner Banquier zu deponiren. Ich beschloß sofort, den Contract zu ratificiren und sendete die nothwendigen Documente an Fräulein Lind und die Herren Benedict und Belletti ab.

Nun begann ich die öffentliche Meinung mittelst der Zeitungen auf den Empfang der großen Sängerin vorzubereiten. Auf wie wirksame Weise dies geschah, ist der Erinnerung des amerikanischen Publikums noch gegenwärtig. Als eine Probe von der Art und Weise, auf welche ich meinen Zweck erreichte, theile ich den folgenden Auszug aus meinem ersten Briefe an die Lesewelt mit. Er erschien am 22. Februar 1850 in einem New-Yorker Blatte:

„Vielleicht verdiene ich kein Geld bei diesem Unternehmen, aber ich versichere Ihnen, wenn ich auch wüßte, daß kein Heller Profit für mich abfiele, so würde ich dennoch das Engagement ratificiren, so viel liegt mir daran, daß die Vereinigten Staaten von einer Dame besucht werden, deren musikalisches Genie noch nie von einem anderen menschlichen Wesen erreicht worden und dessen Charakter die personificirte Menschenliebe, Einfachheit und Herzensgüte ist.

„Miß Lind hat eine Menge weit bessere Anträge erhalten, als der von mir ausgegangene ist, aber sie wünscht selbst sehr, Amerika zu besuchen. Sie spricht von diesem Lande und seinen Institutionen mit der größten Bewunderung, und da Geld keineswegs die größte Verlockung ist, welche ihr geboten werden kann, so hat sie sich entschlossen, uns einen Besuch abzustatten. In ihrem Engagement mit mir (welches auch Havanna mit einschließt) hat sie sich ausdrücklich das Recht vorbehalten, überall, wo es ihr geeignet erscheint, Concerte zum Besten wohlthätiger Stiftungen und Zwecke zu geben.

„Seit ihrem Auftreten in England hat sie den Armen aus ihren eigenen Mitteln mehr geschenkt, als die Summe beträgt, wofür ich sie engagirt habe, und der Ertrag der Concerte zu wohlthätigen Zwecken in Großbritannien, in welchen sie gratis gesungen hat, beträgt mehr als das Zehnfache jener Summe."

Es dauerte nicht lange, so begann das Publikum von Jenny Lind zu sprechen und ich war eifrigst darauf bedacht, ein möglichst treues Portrait von ihr zu verbreiten. Zum Glück bot sich mir dazu eine sehr gute Gelegenheit dar. Eines Tags, während ich in dem Büreau des Museums saß, näherte sich mir ein Fremder mit einem kleinen Packet unter dem Arm. Er theilte mir in gebrochenem Englisch mit, er sei ein Schwede. Er sagte, er sei Maler und komme so eben aus Stockholm, wo Jenny Lind ihm gesessen und er habe jetzt ihr auf Kupfer gemaltes Portrait bei sich. Er wickelte das Packet auf und zeigte mir ein schönes Bildniß der „schwedischen Nachtigall" in einem eleganten vergoldeten Rahmen, etwa 14 Zoll breit und 20 Zoll lang. Das war gerade das, was ich zu besitzen wünschte. Er verlangte fünfzig Dollars. Ich kaufte das Bild sofort. Als ich es noch an demselben Tage einem befreundeten Künstler zeigte, versicherte derselbe mir ganz ruhig, es sei weiter nichts als eine billige Lithographie auf Blech geleimt und sauber lackirt, so daß es für einen Neuling in der Malerei, wie ich war, wirklich ganz das Ansehen eines schönen Oelgemäldes hatte. Der Werth des ganzen Bildes betrug nicht mehr als höchstens $37^1/_2$ Cents oder 15 Silbergroschen!

Nachdem ich all meine baare Kasse zusammengerafft, um sie in der Gestalt von Staatspapieren nach London zu schicken, fand ich, daß mir zu Ergänzung des Betrags immer noch eine bedeutende Summe fehlte. Ich hatte einige zweite Hypotheken, die ganz gut waren, aber ich konnte sie in Wallstreet nicht unterbringen. Man wollte dort nichts weiter annehmen als erste Hypotheken auf Grundstücke in New-York oder Brooklyn.

Ich ging zu dem Präsidenten der Bank, wo ich seit acht Jahren alle meine Geldgeschäfte gemacht hatte. Ich bot ihm als Sicherheit für ein Darlehn meine zweiten Hypotheken und suchte ihn zum Abschluß eines Geschäfts noch weiter dadurch zu bewegen, daß ich ihm vorschlug, ihm meinen Contract mit Jenny Lind und der schriftlichen Verpflichtung zu übermachen, mir von ihm einen Kassirer beigeben zu lassen, der auf meine Kosten jeden dreitausend Dollars per Abend übersteigenden Ueberschuß in Empfang nehmen und zur Abzahlung meines Darlehens an ihn einsenden solle. Er lachte mir ins Gesicht und sagte: „Mr. Barnum, man glaubt in Wallstreet allgemein, daß Ihr Engagement mit Jenny Lind Sie ruiniren werde. Ich glaube nicht, daß Sie in einem einzigen Concert auch nur dreitausend Dollars jemals einnehmen."

Ich ärgerte mich über den Mangel an gesundem Urtheil, den dieser Mann verrieth und antwortete ihm, ich würde meinen Contract jetzt schon nicht für 150,000 Dollars hingeben und dies war mein völliger Ernst.

Auf fernerweite Erkundigung fand ich, daß es in Wallstreet vergeblich sei, die Nachtigall zum Austausch für Goldfinken anzubieten.

Endlich ward ich Mr. John L. Aspinwall, von der Firma Howland und Aspinwall, vorgestellt und dieser gab mir einen Creditbrief von seiner Firma auf Gebrüder Baring über eine bedeutende Summe auf untergeordnete Bürgschaft, die er aus Gefälligkeit und vom Banquierstyl absehend für diesen Fall annahm.

Nachdem ich noch mehrere Gegenstände meines Eigenthums für baares Geld veräußert, rechnete ich die verschiedenen Beträge züsammen und fand, daß mir immer noch fünftausend Dollars fehlten. Ich fühlte, daß es in der That „die letzte Feder sei, welche den Rücken des Kameels zerbricht". Zufällig setzte ich einen seit vielen Jahren mit mir befreundeten Geistlichen von meiner verzweifelten Lage in Kenntniß und dieser stellte mir sofort den noch fehlenden Betrag zur Verfügung. Ich nahm diesen Freundschaftsdienst mit Freuden an und fühlte, daß mir dadurch eine große und schwere Last von den Schultern genommen war. Dieser Geistliche war der ehrwürdige Abel C. Thomas in Philadelphia.

Dieser Mann, der sich selbst zu dem gemacht, was er geworden ist, war eigentlich ein gelernter Buchdrucker. Jetzt ist er schon seit sechs und zwanzig Jahren im Amte und seine kürzlich erschienene Selbstbiographie ist eins der interessantesten Bücher, welche ich jemals gelesen.

Nachdem das Engagement mit Miß Lind vollständig abgeschlossen war, lehnte sie mehrere verlockende Anerbietungen, in London zu singen, ab; doch gab sie auf meine Bitte unmittelbar vor ihrer Abreise nach Amerika noch zwei Concerte in Liverpool. Mein Zweck, der mich bewog, diese Bitte an sie zu stellen, war, durch den Eclat von jenseits die Aufregung diesseits des atlantischen Oceans, die nun schon bald die Fieberhitze erreicht hatte, noch mehr zu steigern.

Das erste der beiden Concerte in Liverpool ward am Abend vor dem Abgange eines Dampfers nach Amerika gegeben. Mein Agent hatte sich der Dienste eines musikalischen Kritikers von London versichert, welcher seinen Bericht über dieses Concert um halb zwei Uhr in derselben Nacht, oder vielmehr am folgenden Morgen, fertig machte, und um zwei Uhr las mein Agent schon den Abdruck in einem Liverpooler Morgenblatt, von welchem eine Masse Exemplare mir mit dem Dampfer von demselben Tage zugesendet wurden. Der Wiederabdruck dieser Recension in den amerikanischen Blättern mit Einschluß einer Schilderung des Enthusiasmus, welcher in ihrem transatlantischen Concert geherrscht, hatte die gewünschte Wirkung.

Mittwoch früh, am 21. August 1850, verließen Jenny Lind und die Herren Benedict und Belletti die Stadt Liverpool mit dem Dampfschiffe „Atlantic", in welchem ich schon lange zuvor die nöthigen Einrichtungen treffen und zugleich ein Piano hatte aufstellen lassen. Die Begleitung bestand aus

meinem Agenten Wilton, sowie aus Fräulein Ahmansen und Mr. Hjortzberg, Verwandten von Fräulein Lind — letzterer vertrat zugleich die Stelle ihres Secretärs — ihren beiden Dienerinnen und dem Lakai der Herren Benedict und Belletti.

Die Ankunft des Dampfers ward Sonntags, am 1. September, erwartet; entschlossen aber, die Sängerin jedenfalls bei ihrer Ankunft, möchte dieselbe erfolgen wenn sie wollte, zu empfangen, begab ich mich schon Sonnabend Abend nach Staten Island und übernachtete in dem gastfreien Hause meines Freundes Dr. A. Sidney Doane, der damals Gesundheitsbeamter des Hafens von New-York war. Einige Minuten vor zwölf Uhr, Sonntag Mittag, kam der „Atlantic" in Sicht, und gleich darauf war ich durch die gefällige Vermittelung meines Freundes Doane an Bord des Schiffes und bot Jenny Lind die Hand zum Gruß.

Nachdem die ersten Complimente vorüber waren, fragte sie mich, wann und wo ich sie hätte singen hören.

„Ich habe in meinem ganzen Leben noch nicht das Vergnügen gehabt, Sie zu sehen," entgegnete ich.

„Wie aber ist es möglich, daß Sie so viel Geld um einer Person willen riskiren, die Sie doch noch niemals haben singen hören?" fragte sie erstaunt.

„Ich habe es auf Ihren Ruf hin riskirt, dem ich in musikalischen Dingen doch weit mehr traue, als meinem eigenen Urtheil," antwortete ich.

Ich erwähne hier, daß, obschon ich mich hauptsächlich auf Jenny Lind's Ruf als große Künstlerin verließ, ich doch auch erwartete, daß der Ruf ihrer außerordentlichen Mildthätigkeit und Großmuth bei allen Klassen des amerikanischen Publikums ungemein viel zu ihrem Erfolge beitragen würde. Ohne diese Eigenthümlichkeit ihres Naturells würde ich niemals gewagt haben, ein Engagement von dieser Art abzuschließen, denn ich war überzeugt, daß es in Amerika eine Menge Personen gäbe, die schon um dieser Rücksicht willen sich veranlaßt sehen würden, ihre Concerte zu besuchen.

Tausende von Menschen bedeckten die Hafendämme und die an demselben liegenden Fahrzeuge und weitere Tausende hatten sich auf dem Werft an Canalstreet versammelt, um sie zu sehen. Auf dem Werft war eine stattliche kleine Allee von grünen, mit schönen Fahnen geschmückten Bäumen errichtet, sowie zwei Triumphbogen, auf deren einem die Worte standen: „Willkommen, Jenny Lind!" Ueber dem zweiten schwebte der amerikanische Adler und darunter las man die Inschrift: „Willkommen in Amerika!" Diese Decorationen waren allerdings nicht durch Zauberei entstanden, und ich kann daher billigerweise gewisse Leute nicht tadeln, wenn sie die Vermuthung aussprachen, daß ich dabei die Hand mit im Spiele gehabt. Meine Privatequipage stand bereit, und Capitain West führte Jenny Lind dahin und half ihr beim Einsteigen. Dann stiegen die übrigen Virtuosen hinein, ich setzte mich neben den Kutscher auf den Bock und befahl ihm, nach Irving House zu fahren. Da

wahrscheinlich einige wenige von den Bürgern der Stadt mich schon früher gesehen, so trug meine Anwesenheit auf dem Bocke des Wagens viel dazu bei, die zahlreich an den Fenstern und auf den Trottoirs längs des ganzen Weges versammelte Menge zu dem Schlusse kommen zu lassen, daß Jenny Lind wirklich eingetroffen sei.

Ein Blick in die Zeitungen von diesem Tage wird lehren, daß noch nicht oft ein solcher Enthusiasmus in der Stadt New-York, oder in Amerika überhaupt, geherrscht hatte.

Innerhalb zehn Minuten nach unserer Ankunft in Irving House hatten sich nicht weniger als zehntausend Menschen um den Eingang in Broadway versammelt, welche Zahl erst nach neun Uhr Abends sich einigermaßen zu vermindern begann. Auf ihre Bitte speiste ich diesen Nachmittag bei ihr, und als sie nach europäischer Sitte ein Glas Wein mit mir trinken und anstoßen wollte, schien sie etwas überrascht zu sein, als ich entgegnete: „Miß Lind, ich glaube nicht, daß Sie irgend eine andere Gefälligkeit von mir verlangen können, welche ich nicht mit Freuden gewähren würde; aber ich gehöre dem großen Vereine an, der sich aller geistigen Getränke enthält, und muß Sie daher bitten, mir zu erlauben, ein Glas kaltes Wasser auf Ihre Gesundheit und Ihr Glück zu leeren.“

Um zwölf Uhr diese Nacht ward ihr von zweihundert Musikern eine Serenade gebracht. Diese erschienen vor Irving House in Begleitung von etwa dreihundert Feuerleuten in ihren rothen Blousen mit Fackeln. Wenigstens zwanzigtausend Menschen waren als Zuschauer zugegen. Das Rufen nach Jenny Lind ward so furchtbar, daß ich sie durch ein Fenster auf den Balkon geleitete. Das laute Vivatgeschrei der Menge dauerte mehrere Minuten, ehe die Serenade wieder ihren Fortgang nehmen konnte.

Ich habe hier nur kurz einen Theil der Ereignisse an Jenny Lind's erstem Tage in Amerika angedeutet. Wochenlang nachher blieb die Aufregung unvermindert. Ihre Zimmer vermochten die Zahl der Besucher, unter welchen sich die Magnaten des Landes, sowohl der Kirche, als des Staates, befanden, kaum zu fassen. Die Equipagen der feinen Welt waren zu allen fashionablen Stunden vor ihrem Hotel zu sehen, und es kostete mir große Mühe, diese vornehme Welt zu verhindern, die fremde Sängerin ganz und gar zu monopolisiren und auf diese Weise durch ihre Entfernung von der warmen Sympathie, welche sie unter den Massen erweckt, meinem Interesse bedeutend zu schaden. Man überschüttete sie mit Geschenken aller Art. Putzmacherinnen, Kleidermacherinnen und Kaufleute wetteiferten miteinander, ihre Aufmerksamkeit auf ihre Waaren zu lenken, von welchen sie ihr kostbare Proben zusendeten, und sich freuten, wenn sie dafür ein eigenhändiges Empfangsbekenntniß von ihr erhielten. Lieder, Quadrillen und Polkas wurden ihr dedicirt, und Dichter besangen ihr Lob. Wir hatten Jenny Lind-Handschuhe, Jenny Lind-Hüte,

Shawls, Kleider, Stühle, Sophas, Pianos — mit einem Worte Alles war Jenny Lind.

Alle ihre Tritte und Schritte wurden überwacht, und in dem Augenblicke, wo ihr Wagen an der Thür erschien, war er von einer Menge umringt, welche begierig war, einen Blick von der schwedischen Nachtigall zu erhaschen. Wenn ich meine Excerptbücher aus jener Zeit, in welche ich aus Zeitungen und sonst alle zugänglichen Details in Bezug auf sie in chronologischer Reihenfolge eintrug, jetzt wieder zur Hand nehme und aufschlage, so kommt es mir fast selbst beinahe unglaublich vor, daß ein solcher Grad von Enthusiasmus wirklich existirt habe.

Eine Schilderung der Jenny Lind-Manie während der ersten zehn Tage nach ihrer Ankunft erschien in der Londoner „Times" vom 23. September 1850, und obschon sie eigentlich eine mehrere Spalten füllende Satyre auf den amerikanischen Enthusiasmus war, so enthielt sie doch eine treue Darstellung von Thatsachen, welche jetzt selbst mir mehr wie ein Traum, als wie eine Wirklichkeit vorkommen.

Vor Jenny Lind's Ankunft hatte ich einen Preis von zweihundert Dollars auf einen „Gruß an Amerika" gesetzt, den sie in ihrem ersten Concert singen sollte. Mehrere hundert Gedichte wurden aus allen Theilen der Vereinigten Staaten und der beiden Canadas eingesendet. Die Arbeit des Preisrichter-Comités, der alle diese Gedichte lesen und das des Preises würdigste auswählen mußte, war keine leichte. Natürlich befand sich unter dieser Zahl eine Menge ungewaschenes und elendes Zeug, so daß nur etwa zwölf dieser Gedichte einer wirklichen und ernsthaften Beurtheilung unterzogen werden konnten. Den Preis erhielt Bayard Taylor für die folgende Ode:

Gruß an Amerika.

Text von **Bayard Taylor**. — Componirt von **Julius Benedict**.

Aus vollem Herzen grüß ich dich, des Westens schönes Land,
Deß Sternenbanner eine Welt mit weitem Flug umspannt;
An dessen Brust des Atlas Meer sich stolz und brausend schmiegt,
Und sanft der Sonne goldnen Strahl in seinem Schooße wiegt;
Du Land des Riesenfelsgebirgs, du Land der blanken Seen,
Der Flüsse, die mit mächt'gem Schritt dem Meer entgegengeh'n;
Wo manches tapfre Kriegerherz im kühlen Boden ruht
Den es erkauft im heil'gen Kampf mit seinem Lebensblut.

Ha, stolzes Land, wie weit auch sei die schäumend nasse Kluft,
Die mich von meiner Heimath trennt, von meiner Väter Gruft,
So hör' ich doch auch hier, wie dort, vertrauten süßen Schall —
Des **Liedes** Heimath ist die Brust der **Freien** überall!
Darum so lang der Sonne Strahl auf deiner Fluth erglänzt,
So lange deiner Helden Stirn der Lorbeer noch umkränzt —
So lang sei Eintracht deines Volks auch seine schönste Zier,
Und holder Friede schmücke stets dein sternenreich Panier.

Diese Entscheidung ward, obschon sie im Allgemeinen befriedigte, dennoch von einigen nothwendig getäuschten Dichtern mit Unwillen aufgenommen, weil sie trotz des von dem Comité gefällten Ausspruches natürlich darauf beharrten, ihre Produkte für die besten zu halten. Diese Verstimmung war ohne Zweifel theilweise die Ursache, welche ungefähr zu derselben Zeit zur Publikation einer sehr witzigen Flugschrift führte, die eine Menge mitunter sehr gute, auf den vorliegenden Fall bezügliche Gedichte enthielt. Ich kann hier nur eine einzige Stanze davon mittheilen. Der Dichter spricht von den verschiedenen Curiositäten und Sehenswürdigkeiten meines Museums, und läßt mich, indem ich mich immer noch nach weiteren Neuigkeiten umschaue, die Schwedische Nachtigall auf folgende Weise anreden:

Komm, Jenny, Du bist die Karte, die mir noch fehlt in der Hand!
Laß diese Könige und Kaiser, hier ist der Freien Land.
Sie heißen Dich jubelnd willkommen; es wirbelt in ihren Köpfen,
Du wirst ihre Herzen rühren und ich ihre Beutel schröpfen;
Und wenn wir sie nicht schinden — das Publikum ist ja blind —
So ist mein Name nicht Barnum, Dein Name nicht Jenny Lind.

Jenny Lind's erstes Concert sollte im „Schloßgarten", Mittwoch Abend am 11. September, stattfinden, und die meisten Billets wurden am Sonnabend und Montag vor dem Concert auf dem Wege der Auction verkauft.

Die Besitzer des Gartens fanden sich bewogen, auch bei dieser Auction den Eintritt nur gegen die gewöhnliche Gebühr von 1 Schilling zu gestatten, und dennoch fanden sich über dreitausend Personen ein. Gleich am ersten Tage wurden eintausend Billets für den Betrag von zusammen 10,141 Dollars verkauft.

Am Dienstage nach ihrer Ankunft theilte ich Miß Lind mit, daß ich eine kleine Abänderung in unserem Vertrage zu machen wünschte. „Worin soll dieselbe bestehen?" fragte sie überrascht.

„Ich bin überzeugt," entgegnete ich, „daß unser Unternehmen von einem weit größeren Erfolg begleitet sein wird, als eins von uns Beiden gedacht hat. Ich wünsche daher die Bedingung zu stellen, daß Sie für jedes Concert 1000 Dollars und außerdem alle Ihre Ausgaben, wie von vorn herein stipulirt worden, zurückerstattet bekommen, und daß, nachdem ich 5500 Dollar pr. Concert für Auslagen und meine Dienste in Abzug gebracht, der Ueberschuß gleichmäßig zwischen uns getheilt werde."

Jenny sah mich erstaunt an. Sie konnte meinen Antrag nicht begreifen. Nachdem ich ihn wiederholt und sie den Sinn desselben vollkommen gefaßt hatte, ergriff sie vertraulich meine Hand und rief: „Mr. Barnum, Sie sind ein Ehrenmann. Sie sind großmüthig. Es ist gerade so, wie Mr. Bates mir sagte. Ich will für Sie singen, so lange Sie wollen. Ich singe für Sie in Amerika — in Europa — überall!"

Bei Aufsetzung des neuen Contracts ward in denselben auf Fräulein Lind's Verlangen die Bestimmung aufgenommen, daß ihr das Recht zustehen

solle, mit dem einhundertsten Concert, anstatt mit dem einhundert und fünfzigsten, wenn es ihr so beliebte, das Engagement zu schließen, und mir für diesen Fall 25,000 Dollars zu bezahlen.

Man darf indessen nicht glauben, daß die von mir freiwillig angebotene Erhöhung ihrer Gage einzig und allein ihren Grund in meiner Freigebigkeit hatte. Ich hatte mich überzeugt, daß das Unternehmen Geld genug für uns Alle abwerfen würde, und ebenso wußte ich auch im Voraus, daß, wenn sie auch mit den ursprünglichen Bedingungen unseres Vertrags zufrieden wäre, doch neidische Personen sich bemühen würden, Unzufriedenheit in ihr zu erregen, und es daher von mir politisch gehandelt wäre, wenn ich der Möglichkeit eines solchen Vorkommnisses in Zeiten begegnete.

Dienstag, am 10. September, zeigte ich Miß Lind an, daß nach dem gegenwärtigen Stande der Dinge zu urtheilen, ihr Antheil an dem Ertrage des ersten Concerts sich auf 10,000 Dollars belaufen würde. Sie beschloß sogleich, die ganze Summe wohlthätigen Zwecken zu widmen, ließ Mayor Woodhull rufen, und bezeichnete nach seinem und meinem Rathe die verschiedenen milden Stiftungen, unter welche der Betrag, ihrem Wunsche gemäß, vertheilt werden sollte.

Meine Arrangements des Concertsaales waren mit der größten Sorgfalt getroffen. Das große Parterre und die Gallerie des Castle-Garden (Schloßgartens) waren durch imaginaire Linien in vier Abtheilungen getheilt, von welchen jede durch eine Lampe von eigenthümlicher Farbe angedeutet ward. Die Billets waren auf Papier von derselben Farbe gedruckt, wie die Lampe der Abtheilung, welche die Billetinhaber einnehmen sollten, und hundert Thürsteher mit Schleifen und Bänderstäben von derselben Farbe setzten jeden Eintretenden in den Stand, seinen Sitz mit der größten Leichtigkeit zu finden. Jeder Sitz hatte natürlich dieselbe Nummer, wie die Marke, welche ein Jeder behielt, nachdem er das Billet an der Thür abgegeben. Diese Arrangements wurden gehörig bekannt gemacht und auch auf jedem Billet abgedruckt. Um Gedränge und Verwirrung zu vermeiden, wurden die Thüren schon um fünf Uhr geöffnet, obschon das Concert erst um Acht begann. Die Folge war, daß obschon fünftausend Personen diesem ersten Concerte beiwohnten, doch der Eintritt so ruhig erfolgte, wie in der Kirche. Diese Vorsichtsmaßregeln wurden auch bei allen andern in dem ganzen Lande unter meiner Leitung gegebenen Concerten beobachtet, und die treffliche Ordnung, welche stets dabei herrschte, war die Veranlassung zu unzähligen Lobsprüchen, die mir vom Publikum und der Presse in dieser Beziehung gemacht wurden.

Jenny Lind's Empfang bei ihrem ersten Erscheinen hat wahrscheinlich, was Enthusiasmus betrifft, noch nie in der ganzen Welt seines Gleichen gehabt. Als Mr. Benedict sie hereinführte, erhob sich die ganze Versammlung von ihren Sitzen und bewillkommnete sie mit einem dreimaligen Hoch und dem Schwenken von mehrern tausend Hüten und Taschentüchern. Es war dies das

bei weitem zahlreichste Publikum, vor welchem Jenny jemals gesungen. Sie war sichtlich aufgeregt, aber das Orchester begann und ehe sie noch ein Dutzend Noten von „Casta Diva“ gesungen, begann sie ihre Selbstbeherrschung wieder zu gewinnen und lange zuvor, ehe diese Arie zu Ende ging, war sie so ruhig, als ob sie in ihrem Zimmer säße. Während des letzten Theils der Cavatine wurden die Zuhörer von ihren Empfindungen so hingerissen, daß die letzten Töne von einem nie enden wollenden Beifallssturme verschlungen und übertäubt wurden. Der Enthusiasmus hatte seinen höchsten Gipfelpunkt erreicht, aber Jenny Lind's Gesang übertraf selbst die glänzendsten Erwartungen, die man sich davon gemacht, und ihr Triumph war vollständig.

Am Schlusse des Concerts ward Jenny Lind mit lautem Ungestüm gerufen und mußte drei Mal erscheinen, ehe das Publikum sich zufrieden gab. Nun rief man auch mit großem Geräusche „Barnum“ und ich gehorchte zögernd dem Rufe.

An diesem ersten Abend befestigte Mr. Julius Benedict bei dem amerikanischen Volke seinen europäischen Ruf als vollendeter Musikdirector und Componist, während Signor Belletti eine Bewunderung erweckte, die bis zur Beendigung seiner Carriere in unserm Lande immer wärmer und inniger ward.

Es schien, als ob die Jenny Lind-Manie, schon ehe man die Sängerin gehört, ihren Culminationspunkt erreicht hätte und ich gestehe, daß ich fürchtete, die Erwartungen des Publikums möchten zu hoch gespannt sein, als daß sie befriedigt werden könnten und daß demzufolge gleich nach dem ersten Concert eine Reaction eintreten würde, aber glücklicherweise sah ich mich hierin getäuscht. Das überschwengliche Talent der schwedischen Nachtigall übertraf Alles, was die Phantasie sich malen konnte und die Begeisterung erreichte erst ihren höchsten Punkt, nachdem man sie gehört hatte. Alles schwamm in Wonne und Entzücken und Alles, was Journalistenfedern, Lettern und Buchdruckerschwärze zu leisten vermochten, reichte nicht hin, ihr Lob würdig zu preisen. Der Rubikon war überschritten. Der glückliche Ausgang der Jenny Lind-Spekulation war gesichert. Ich glaube, es gab in New-York am Tage nach ihrem ersten Concert wenigstens hundert Leute, die mir meinen Contract sofort für zweihunderttausend Dollars abgekauft hätten. Ich empfing wiederholte Anträge auf einen achten, einen zehnten oder einen sechzehnten Antheil nach diesem Preise berechnet. Ich hatte aber einmal das Risiko auf mich genommen und war daher entschlossen, auch den Triumph allein zu haben. Der Erfolg, den ich trotz aller Hindernisse und falschen Propheten errungen, begeisterte mich so, daß ich glaube, ich hätte selbst für eine Million Dollars das Unternehmen nicht in andere Hände gegeben.

Niemand kann sich einen Begriff von der Kopf- und Handarbeit machen, die ich während der ersten vier Wochen nach Jenny Lind's Ankunft zu leisten hatte. Ich hatte dies, wenn auch nicht in so hohem Grade, erwartet und deshalb einen Theil des Monats August in den Weißen Gebirgen zugebracht,

um mich für das meiner harrende Werk zu stärken und zu kräftigen. Natürlich war ich dabei während des Sommers nicht müßig gewesen. Ich hatte unzählige Mittel und Werkzeuge zur Förderung meines Zweckes in Bewegung gesetzt und das Publikum ahnte nicht die Hand, welche indirekt auf sein Herz einwirkte, ehe sie seinen Beutel in Anspruch nahm. Diese Mittel und Manipulationen wurden während der ganzen Zeit dieses siegreichen musikalischen Feldzuges erweitert und fortgesetzt.

Nach dem ersten Monat kam einiges System in das Geschäft und mit Hilfe einiger zuverlässiger Agenten, wie z. B. meines Kassires L. C. Stewart und des unermüdlichen Le Grand Smith, ward mir meine Arbeit in materieller Beziehung bedeutend erleichtert; von dem ersten Concert am 11. September 1850 aber bis zum 93. Concert am 9. Juni 1851 (ein Zeitraum von 9 Monaten) ward ich vor lauter Geschäften und Arbeit nicht meines Lebens froh.

Allerdings konnte ich nicht hoffen, bei Leitung eines Unternehmens, welches ganz und gar von der öffentlichen Gunst abhing und welches für mich die wichtigsten Folgen haben mußte, von Mühe und Arbeit verschont zu bleiben, aber dennoch war ich nicht gefaßt auf die zahlreichen kleinlichen Behelligungen, mit welchen ich namentlich in der ersten Zeit der Concerte fortwährend zu kämpfen hatte. Miß Lind ließ sich eben so wenig wie Jemand anders den beispiellosen Enthusiasmus träumen, mit welchem sie begrüßt ward und die so ungemein zahlreiche Versammlung im Schloßgarten machte sie, wie ich vermuthe, ein wenig geneigt, übeln Rathgebern Gehör zu leihen. Man hätte glauben sollen, die Bedingungen unseres Contractes wären für *sie* hinreichend liberal und für mich gewagt genug gewesen, um meine Erwartung in Bezug auf vollkommen ehrenwerthe Handlungsweise — und auch eines reichen Gewinns, denn das Risiko war groß — zu rechtfertigen; aber es gab gewisse neidische Zwischenträger, die anderer Ansicht waren. „Sehen Sie nicht, Miß Lind, daß Mr. Barnum Ihr Genie benutzt, um sich die Taschen zu füllen?" sagten sie. Natürlich sah sie es und bereute vielleicht, daß sie nicht einen etwas höhern Betrag als 1000 Dollars pr. Concert netto stipulirt hatte; aber dennoch verschmähte und verachtete die hochsinnige Schwedin die Rathgeber, welche sie aufforderten, ihren Contract mit mir auf alle Gefahr hin zu brechen und die Spekulation in ihre eigenen Hände zu nehmen — vielleicht auch denen dieser Zuflüsterer zu übertragen. Indessen hatte ich doch von der unbilligen Einmischung ihres Rechtsanwalts viel zu leiden. Benedict und Belletti benahmen sich wie Männer und Jenny gab mir später ihr Bedauern zu erkennen, daß sie nur einen Augenblick den Mahnungen und Aufhetzungen ihres Rechtsbeistandes Gehör geschenkt.

Das so ungemein zahlreiche Publikum im Schloßgarten war nicht allein durch Jenny Lind's großes musikalisches Talent herbeigelockt worden. Sie ward mit dem Publikum bekannt gemacht, ehe dasselbe sie noch gesehen oder gehört hatte. Sie erschien hier vor einer Jury, welche schon zu ihren Gunsten

enthusiasmirt war. Sie übertraf aber ihre Erwartungen und alle Mittel, die ich benutzt, um ihr Bahn zu brechen, wurden auf diese Weise im vollsten Umfange gerechtfertigt.

Als Dirigent arbeitete ich, indem ich Andere arbeiten ließ. Biographien der schwedischen Nachtigall wurden in großen Massen unter das Publikum gebracht; „ausländische Correspondenzen" verherrlichten ihre Talente und Triumphe durch Erzählungen von ihrer Wohlthätigkeit und die „Buchdruckerschwärze" ward in jeder möglichen Form angewendet, um Jenny Lind in den Mund der Leute zu bringen und darin zu erhalten. Ich freue mich, hierbei sagen zu können, daß die Presse im Allgemeinen, von Anfang bis zu Ende, das Echo des Lobes der gefeierten Sängerin zurückgab. Ich könnte viele Bände mit den Auszügen füllen, die ich mir damals aus den Zeitungen machte. Sie sind ziemlich alle von derselben Art, wie der nachstehende, ungekaufte, unverlangte Aufsatz, welcher am 10. September 1850, dem Tage vor dem ersten Concerte, im „New-York Herald" erschien.

„Jenny Lind und das amerikanische Volk. — Wie hieß doch jener alte geschichtliche oder fabelhafte Monarch, welcher sein halbes Königreich (jetzt in Logenbillets und Sperrsitzen zahlbar) für die Erfindung eines originellen Gefühls oder die Entdeckung eines neuen Vergnügens bot? Dieses Gefühl — jenes Vergnügen, welches königliche Macht in der alten Welt nicht zu entdecken vermochte, ist zu einem geringeren Preise durch Mr. Barnum, einem schlichten Republikaner, ins Dasein gerufen worden und wird nun nächstens von den Souveränen der neuen Welt genossen werden. Jenny Lind, das merkwürdigste Phänomen in der musikalischen Welt, welches seit dem letzten Jahrhundert am Horizont der alten Welt aufgetaucht ist, befindet sich jetzt in unserer Mitte und wird morgen ihr Debüt vor einer Versammlung von beinahe zehntausend Zuhörern machen, deren Eintrittsgeld auf dem Wege der Auction eine Summe von vierzig bis fünfzigtausend Dollars eingetragen hat. Während der letzten zehn Tage haben unsere musikalischen Berichterstatter unsern Lesern Alles mitgetheilt, was sich auf die Ankunft der gefeierten Sängerin in unserer Stadt bezieht, sowie auch die Schritte, welche Mr. Barnum gethan, um ihr erstes Auftreten vorzubereiten. Die Vorgänge des gestrigen Tages, nämlich der Verkauf der noch übrigen Billets und der wundervolle Eindruck, den Miß Lind bei der ersten Concertprobe auf die wenigen Musikkenner, welchen dabei der Zutritt verstattet war, gemacht hat, wird man unter einer andern Rubrik unseres Blattes ausführlich erzählt finden. Wir stimmen mit Allem überein, was unser musikalischer Berichterstatter in Bezug auf ihr außerordentliches Genie und die beispiellose Verschmelzung von natürlichem Talent und höchster künstlerischer Ausbildung sagt. Nichts ist dabei übertrieben, nicht ein Jota. Vor etwa drei Jahren hörten wir Jenny Lind mehrmals, als sie eben durch ihr Auftreten in der Londoner Oper die erste große Sensation in Europa hervorrief. Damals war sie groß an Talent, an Kunst,

an Genie; jetzt ist sie in diesem Allen noch größer. Wir sprechen aus Erfahrung und Ueberzeugung. Damals entzückte und bezauberte sie die Tausende der britischen Aristokratie; jetzt wird sie die Millionen der amerikanischen Demokratie bezaubern, entzücken und so zu sagen musikalisch wahnsinnig machen. Morgen Abend wird dieses neue Gefühl — diese neue Bewegung — diese Erregung, welche alle anderen Erregungen übertrifft — ins Dasein gerufen werden, wenn sie die Töne der Casta Diva von sich haucht und ihre wunderbare Macht entfaltet — ihre fabelhafte Begabung, die mehr dem Himmel als der Erde zu entstammen — mehr eine Stimme der Ewigkeit zu sein, als den Lippen eines menschlichen Wesens zu entströmen scheint.

„Wir reden hier in vollem Ernste und bei voller Besinnung. Die Erwartung des Publikums ist in der letzten Woche sehr hoch gesteigert worden — höher als zu irgend einer andern Zeit in den musikalischen Annalen unserer Vergangenheit. So hoch sie aber auch gestiegen ist, so wird doch die Wirklichkeit — die Thatsache — das Concert, die Stimme und Gewalt Jenny Lind's alle früheren Erwartungen übertreffen. Jenny Lind ist ein Wunder und zwar nicht blos als Sängerin."

Als ich die Einnahme des ersten Concerts berechnete, fand ich, daß dieselbe etwas weniger betrug, als ich erwartet hatte. Die bei der Auction gebotenen Summen betrugen nebst den auf dem Privatwege verkauften Billets allerdings mehr als 20,000 Dollars. Es ergab sich jedoch, daß viele der mit zwölf bis fünfundzwanzig Dollars zugeschlagenen Billets nicht abgeholt worden. In einigen Fällen kühlte sich der Eifer der Bieter wahrscheinlich etwas ab, als sie aus der aufgeregten Umgebung heraustraten und wieder die frische Seeluft athmeten, während vielleicht in andern Fällen Gebote von Personen gethan wurden, die gar nicht die Absicht hatten, die Billets auch wirklich zu nehmen. Ich kann blos ein für allemal sagen, daß ich selbst niemals ein scheinbares Gebot veranlaßte und in dieser Beziehung so gewissenhaft war, daß ich keinem meiner Leute gestattete, während der Auction mit auf ein Billet zu bieten, obschon ich mehrmals Auftrag hatte, für specielle Freunde dies thun zu lassen.

Die für Billets zu diesem ersten Concert eingenommene Summe betrug **17,864** Dollars **5** Cents. Da sonach auf Miß Lind's Antheil noch nicht die **10,000** Dollars kamen, welche bereits zu wohlthätigen Zwecken verschenkt waren, so schlug ich vor, den Betrag der ersten beiden Concerte mit ihr gleichförmig zu theilen und dieselben in unserem regelmäßigen Engagement gar nicht zu zählen. Demgemäß ward das zweite Concert am **13.** December gegeben und die **14,203** Dollars **3** Cents betragende Einnahme, wie die des ersten Concerts, in zwei gleiche Theile getheilt. Unser drittes Concert, welches wir aber unter uns das „erste regelmäßige Concert" nannten, ward Dienstag am **17.** September **1850** gegeben.

Es ist nicht meine Absicht, hier alle Concerte, welche Jenny Lind für mich gab, ausführlich zu schildern, indessen werde ich einige Worte den Ereignissen

und Umständen widmen, welche, wie ich glaube, für das Publikum die interessantesten sind.

Der Ruf von Jenny Lind's Wohlthätigkeit verbreitete sich so allgemein, daß ihre Thür fortwährend von Bittenden belagert war, während sie in den größeren Städten auch noch mit einer Masse von Bettelbriefen belästigt ward. Ihr Secretär prüfte dieselben und beantwortete einige derselben günstig. Anfangs hatte er die Absicht, sie alle zu beantworten, gab aber endlich dieses unmögliche Vorhaben wieder auf. Ich weiß viele Fälle, in welchen sie den Bittenden Geldsummen von 20, 50, 500 bis 1000 Dollars schenkte; einmal schenkte sie einem schwedischen Freunde sogar 5000 Dollars, und nur Er, „der ins Verborgene sieht", kennt den ganzen Umfang ihrer Mildthätigkeit.

Eines Abends, als sie in Boston Concert gab, trat ein Mädchen an die Billeteinnahme, legte drei Dollars für ein Billet hin und sagte: „Das ist mein Verdienst von einem halben Monat, aber ich muß Jenny Lind hören." Ihr Secretär hörte diese Bemerkung und als er einige Augenblicke darauf in Jenny's Zimmer trat, erzählte er ihr lachend, was er gehört. „Würden Sie das Mädchen wiedererkennen?" fragte Jenny. Der Secretär beantwortete diese Frage bejahend und sie drückte ihm sofort ein 20 Dollars-Goldstück in die Hand und sagte: „Das arme Mädchen! geben Sie ihr das und grüßen Sie sie von mir."

An dem Abend nach Jenny's Ankunft in Boston ward ihr zu Ehren vor „Revere House" ein schönes Feuerwerk abgebrannt, worauf ihr die deutschen Einwohner dieser Stadt einen prachtvollen Fackelzug brachten.

Auf ihrer Rückkehr von Boston nach New-York besuchten Jenny, ihre Gesellschafterinnen und die Herren Benedict und Belletti meine Wohnung in Bridgeport, wo sie bis den folgenden Tag blieben. Am Morgen nach ihrer Ankunft nahm sie meinen Arm und schlug einen Spaziergang in meinem Garten vor. Dieser schien ihr sehr zu gefallen und sie sagte: „Ich bin ganz erstaunt, daß Sie einen so schönen Wohnsitz verlassen haben, um mit mir im Lande herumzureisen."

Denselben Tag erzählte sie mir scherzend, sie habe ein ganz außerordentliches Gerücht vernommen.

„Ich habe gehört, daß wir einander heirathen wollten," sagte sie; „woher kann nur ein so abgeschmacktes Gerücht entstanden sein?" fuhr sie fort.

„Wahrscheinlich hat es seinen guten Grund darin, daß wir wirklich in einem Engagement*) zu einander stehen," antwortete ich.

Dieser Scherz gefiel ihr und sie lachte herzlich.

Jenny wünschte stets, die Städte, in welchen sie singen sollte, zu erreichen, ohne daß die Zeit ihrer Ankunft vorher bekannt würde, um dem Gedränge und Auflaufe aus dem Wege zu gehen. Ich aber wußte, daß die Interessen des ganzen Unternehmens in hohem Grade von diesen Aufläufen abhingen. Ob-

*) Engagement bedeutet im Englischen auch Verlobung.

schon es ihr zuweilen unbegreiflich schien, wie so viele Tausende ihr Geheimniß entdeckt und sich demzufolge zu ihrem Empfange versammelt hatten, so nahm doch mich dies gerade nicht sehr Wunder, weil mein Agent stets von der Zeit ihrer erwarteten Ankunft telegraphisch benachrichtigt ward und natürlich diese Nachricht sofort unter das Publikum zu bringen wußte.

Als wir Philadelphia erreichten, erwartete eine bedeutende Menschenmasse die Ankunft des Dampfers, auf welchem sie sich befand. Mit Mühe brachen wir uns Bahn durch die Menge und viele Tausende folgten uns bis zu Jones' Hotel. Die Straße vor dem Gebäude stand dicht gedrängt voll Menschen und die arme Jenny, welche an heftigem Kopfweh litt, zog sich in ihre Zimmer zurück. Ich versuchte die Menge zum Fortgehen zu bewegen, aber man erklärte, es werde dies nicht eher geschehen, als bis Jenny Lind auf dem Balkon erschiene. Ich wollte sie nicht gern stören und da ich wußte, daß der Tumult ihr nur widerlich und schädlich sein würde, so bewog ich ihre Gesellschafterin Fräulein Ahmansen, Jenny's Hut aufzusetzen und ihren Shawl umzuwerfen, worauf ich sie auf den Balkon hinausführte. Sie verneigte sich vor der Menge, die ein dreimaliges Vivat ausbrachte und dann ruhig auseinander ging. Fräulein Lind haßte Alles, was nur entfernt einer Täuschung ähnlich war, so sehr, daß wir niemals wagten, ihr zu sagen, welche Rolle ihr Hut und Shawl in Abwesenheit der Eigenthümerin gespielt hatten.

Jenny pflegte stets die Kirche zu besuchen, sobald ihr dies möglich war ohne Aufsehen zu erregen. Dabei wahrte sie auch stets ihre Nationalität, indem sie schwedische Kirchen, wo dieselben nur immer zu finden waren, erfragte und besuchte. Einer schwedischen Kirche in Chicago schenkte sie tausend Dollars.

Während ihres Verweilens in Boston ließ ein armes schwedisches Mädchen, welches in Roxbury in Diensten stand, sich bei Jenny melden. Sie behielt sie mehrere Stunden bei sich, unterhielt sich mit ihr von der Heimath und andern Dingen, nahm sie Abends in ihrem Wagen mit in das Concert, wies ihr hier einen Sitz an und ließ sie nach Beendigung desselben in einem Wagen nach Roxbury zurückfahren. Ich zweifle nicht, daß das arme Mädchen auch noch dauerndere Beweise von der Güte ihrer Landsmännin mit nach Hause nahm.

Meine Tochter Karoline und ihre Freundin Mistreß Lyman von Bridgeport begleiteten mich auf der Tour von New-York nach Havanna und von da über New-Orleans und auf dem Mississippi wieder nach Hause.

An einem Sonntage waren wir in Baltimore und meine Tochter begleitete eine in dieser Stadt wohnende Freundin in die Kirche, wählte mit ihr einen Platz auf dem Chor und stimmte mit in den Gesang ein. Mehrere der dem Gottesdienst beiwohnenden Leute, welche am Tage vorher Karolinen in meiner Gesellschaft gesehen und sie für Jenny Lind gehalten hatten, waren auch jetzt noch in demselben Irrthum befangen und bald ging durch die ganze Kirche das Geflüster, Jenny Lind sitze mit auf dem Chor! Die Aufregung erreichte den

höchsten Grad, als meine Tochter mit den Chorsängern zugleich aufstand. Alles lauschte, um die ersten Töne ihrer Stimme zu vernehmen und Bewunderung und Entzücken malte sich auf allen Gesichtern. Karoline, die keine Ahnung von der Aufmerksamkeit hatte, die sie erregte, fuhr fort, bis zum Ende des Gesanges daran Theil zu nehmen. Die aufmerksame Gemeinde ließ sich keinen Ton entgehen. „Welch eine Sängerin!“ flüsterte man dann. „Welche himmlischen Töne! Noch nie habe ich so etwas gehört!“

Nach Beendigung des Gottesdienstes fanden meine Tochter und ihre Freundin den Weg zu ihrem Wagen durch eine Masse von Menschen versperrt, welche die „schwedische Nachtigall“ in noch näheren Augenschein zu nehmen wünschten. Die Ursache dieser Aufregung entdeckte nun erst, in welchem Irrthum diese Leute befangen waren, doch that sie nichts, um sie zu enttäuschen und viele Personen rühmten sich diesen Nachmittag in gutem Glauben, daß sie den außerordentlichen Gesang der großen schwedischen Sängerin gehört. Das Beste bei dieser ganzen Sache ist, daß meine Tochter niemals eine besonders schöne Stimme oder Gesangstalent entwickelt hat.

Unser Orchester in New-York bestand aus sechzig Mann. Als wir unsere Tour nach dem Süden antraten, nahmen wir zwölf der besten Musiker als Orchester mit und vermehrten diese Zahl in New-Orleans bis auf sechzehn. Diese Zahl ward durch Auswahl von Musikern an den Orten, wo die Concerte stattfanden, noch bis auf fünfunddreißig, vierzig oder fünfzig erhöht. Bei unserer Rückkehr von New-York nach Havanna brachten wir das Orchester bis auf hundert Mann.

Am Morgen nach unserer Ankunft in Washington fuhr Präsident Fillmore vor und gab seine Karte ab, weil Jenny gerade nicht zu Hause war. Als sie zurückkam und das Zeichen seiner Aufmerksamkeit vorfand, gerieth sie in einige Aufregung.

„Kommen Sie,“ sagte sie, „wir müssen dem Präsidenten sofort unsere Aufwartung machen.“

„Warum das?“ fragte ich.

„Weil er mich besucht hat und das ist natürlich für mich so gut wie ein Befehl, mich bei ihm einzufinden.“

Ich versicherte ihr, daß sie sich in dieser Hinsicht beruhigen könne, denn was auch bei gekrönten Häuptern Sitte sein möge, so seien doch unsere Präsidenten durchaus nicht gewohnt, Fremde zu commandiren und es werde vollauf Zeit genug sein, wenn sie diesen Besuch morgen erwidere. Sie that dies und war ganz bezaubert von dem anspruchslosen Benehmen des Präsidenten und der herzlichen Aufnahme, die sie bei seiner liebenswürdigen Gattin und seiner Tochter fand, die jetzt leider Beide schon im Grabe ruhen. Ihrer Aufforderung zufolge brachte sie den Abend bei ihnen zu. Die Herren Benedict, Belletti und ich begleiteten sie auf diesem Besuche in dem „weißen Hause“ und wir verlebten einige frohe Stunden in dem häuslichen Kreise des Präsidenten.

Mr. Benedict, der sich sehr lange mit Mr. Fillmore unterhielt, war von dieser Unterredung ganz entzückt. Ein an die Hofetiquette gewöhnter Ausländer wird in der Regel durch die Einfachheit überrascht, welche die oberste Magistratsperson der Union charakterisirt. Im Jahre 1852 besuchte ich den Präsidenten mit meinem Freunde Brettell von London, welcher im St. James Palace wohnt und ein eifriger Bewunderer der Hofetiquette und des königlichen Ceremoniells ist. Er erwartete bei dem Präsidenten der Vereinigten Staaten auch etwas dieser Art zu sehen und freute sich dennoch sehr, daß er sich in dieser Beziehung getäuscht hatte.

Beide Concerte in Washington waren von dem Präsidenten mit seiner Familie und sämmtlichen Mitgliedern des Kabinets besucht. Auch bemerkte ich unter den Zuhörern die Herren Clay, Benton, Caß, General Scott ꝛc. Am folgenden Morgen besuchten sie Mr. Webster, Mr. Clay, General Caß und Oberst Benton. Ich hatte Mr. Webster schon in Boston mit Jenny bekannt gemacht. Als Mr. Webster eins ihrer wildromantischen Gebirgslieder in New-York und dann auch in Washington hörte, bezeigte er ihr seinen Beifall dadurch, daß er aufstand und sich tief verneigte. Jenny war hoch erfreut über dieses Lob von dem großen Staatsmanne.

Wir besuchten das Capitol, während beide Häuser Sitzung hielten. Miß Lind nahm den Arm des ehrenwerthen C. F. Cleveland, Repräsentanten von Connecticut, und ward von ihm in verschiedenen Theilen des Capitols, dem dazu gehörigen Garten u. s. w. herumgeführt, was ihr großes Vergnügen gewährte.

Als wir in Washington verweilten, ward ich mit Miß Lind und ihren Freunden eingeladen, mit Oberst Washington, dem gegenwärtigen Besitzer von Mount Vernon, und Mr. Seaton, Exmayor von Washington und Herausgeber des Intelligencer, die eben genannte Besitzung zu besuchen. Oberst Washington miethete zu diesem Zwecke ein Dampfboot. Wir landeten nicht weit von Washington's Grabmale, welches wir zuerst besuchten. Als wir uns dem Hause näherten, wurden wir Mistreß Washington und mehreren andern Damen vorgestellt. Miß Lind nahm mit großem Interesse alle sichtbaren Erinnerungen an den großen Mann in Augenschein, der hier seine Heimath gehabt hatte. Wir wurden auf die vortrefflichste Weise aufgenommen und bewirthet. Ehe wir fortgingen, beschenkte Mistreß Washington die Sängerin mit einem Buch aus der Bibliothek, in welchem der Name Washington's von seiner eigenen Hand eingeschrieben stand. Sie gerieth in die größte Verlegenheit, als sie dieses werthvolle Geschenk empfing, rief mich bei Seite und gab ihren Wunsch zu erkennen, ein Gegengeschenk zu machen.

„Ich habe nichts bei mir," sagte sie, „als diese Uhr und Kette, und will sie gern geben, wenn Sie glauben, daß dies etwas Passendes und Annehmbares ist."

Ich wußte, daß die Uhr sehr werthvoll war und sagte Jenny, daß ein so theures Geschenk weder erwartet werde noch angemessen sein würde.

„O der Werth ist nichts im Vergleich mit dem Werthe dieses Buches," entgegnete sie mit tiefer Bewegung, „da aber die Uhr ein Geschenk von einem lieben Freunde ist, so darf ich sie doch vielleicht nicht weggeben."

Ich bin überzeugt, daß Jenny Lind die angenehmen Erregungen dieses Tages niemals vergessen wird.

In Richmond hatten sich eine halbe Stunde vor ihrer Abreise Hunderte von jungen Damen und Herren in die Hallen des Gasthauses hineingedrängt, um sie beim Scheiden nochmals zu sehen. Ich sagte ihr, daß es ihr schwer werden würde, durchzukommen. „Wie lange haben wir noch Zeit?" fragte sie.

„Noch eine halbe Stunde?" entgegnete ich.

„O dann will ich schon Platz machen," sagte sie lächelnd, und mit diesen Worten ging sie in den obern Saal und theilte den Harrenden mit, daß sie einem Jeden von ihnen die Hand zu reichen wünsche, aber unter einer Bedingung, nämlich, sie sollten der Reihe nach an ihr vorüber und sobald als sie ihr die Hand gegeben, die Treppe hinuntergehen, ohne weiter in den Gängen stehen zu bleiben. Mit diesem Arrangement war man freudig einverstanden und in fünfzehn Minuten war der Weg offen. Die arme Jenny hatte sämmtlichen Anwesenden die Hände geschüttelt und ich glaube, daß sie ein paar Stunden lang eine fühlbare Erinnerung an diesen cordialen Abschied hatte. Während unseres Verweilens in Richmond ward sie von vielen Mitgliedern der Legislatur besucht, da dieselbe damals gerade versammelt war.

Die Reise von Wilmington nach Charleston war eine außerordentlich beschwerliche und gefährliche. Wir brachten auf dieser Ueberfahrt gegen sechsunddreißig Stunden zu, während sie sonst gewöhnlich in siebzehn zurückgelegt wird. Unser Dampfer war wirklich in der größten Gefahr zu sinken und wir fürchteten Alle, daß wir den Hafen von Charleston nicht lebendig erreichen würden. Einige der Passagiere schwebten in der größten Angst. Jenny Lind zeigte bei dieser Gelegenheit mehr Gemüthsruhe als — mit Ausnahme der Mannschaft — sonst Jemand auf dem Schiffe. Wenn dann und wann eine schwere Woge an unser Schiff anschmetterte und es auf die Seite warf, schrak sie zusammen; gleich darauf aber faßte sie sich wieder und sagte in leisem Tone: „Der himmlische Vater wacht über uns Allen — sein Wille geschehe!" Endlich kamen wir glücklich an und es schmerzte mich, zu erfahren, daß man seit zwölf Stunden den Untergang unseres Dampfschiffes als gewiß betrachtet und bereits nach den Städten des Nordens telegraphirt hatte.

In Charleston blieben wir ungefähr zehn Tage, um dann mit dem Dampfer „Isabel" auf seiner regelmäßigen Fahrt nach Havanna zu gehen. Jenny hatte im Norden so viel Aufregungen durchzumachen gehabt, daß sie sich vornahm, hier einmal ihrer Ruhe zu pflegen und deshalb alle Besuche ablehnte. Dadurch sahen sich viele Damen und Herren in ihrer Erwartung getäuscht.

Eine gewisse junge Dame, die Tochter eines reichen Pflanzers bei Augusta, war so fest entschlossen, sie privatim zu sehen, daß sie eine der Dienerinnen durch ein Geschenk bestach, wofür ihr diese erlaubte, ihre Haube aufzusetzen und eine weiße Schürze umzubinden und Jenny das Theegeschirr auf den Tisch zu bringen. Ich erzählte Miß Lind später diesen Scherz und meinte, daß sie nach einem solchen Beweis von Bewunderung dieser jungen Dame eigentlich einen Besuch gestatten müsse.

„Es ist nicht Bewunderung — es ist blos Neugier," entgegnete Jenny, „und ich mag solche Thorheiten nicht ermuthigen."

Es war kurz vor Weihnacht und Jenny beschloß, dieses Fest auf dieselbe Weise zu begehen, wie sie oft in Schweden gethan. Sie ließ heimlich einen schönen Christbaum fertigen und hing an die Zweige desselben eine Menge Geschenke für die Mitglieder ihrer Gesellschaft. Diese Geschenke waren in Papier gewickelt, auf welchem die Namen der Empfänger standen.

Nachdem wir in ihrem Salon einen angenehmen Abend zugebracht, lud sie uns ein, in ihr Sprachzimmer zu treten, wo die Ueberraschung unser harrte. Ein Jeder begann die Packete zu öffnen, welche seinen Namen trugen, und obschon für Jeden ein oder mehrere nette Geschenke in Bereitschaft lagen, so hatte sie doch auch für Jeden noch einen Scherz ausgesonnen. Mr. Benedict z. B. nahm von einem seiner Packete, welches anfangs so groß war wie sein Kopf, einen Umschlag nach dem andern, und nachdem er ungefähr vierzig Bogen Papier auf diese Weise entfernt, war es auf eine Größe kleiner als seine Hand zusammengeschmolzen, bis nach Entfernung des letzten Umschlags ein Stück sogenannter Cavendish-Tabak zum Vorschein kam! Eines meiner Geschenke, welches ebenfalls in ein Dutzend Umhüllungen eingewickelt war, erwies sich als ein munterer junger Bacchus von parischem Marmor — als Satyre auf meine strengen Mäßigkeitsgrundsätze.

Den Sylvesterabend verbrachten wir auf ihrem Zimmer in großer Heiterkeit. Es ward musicirt, gesungen, getanzt und erzählt und die Stunden flogen rasch dahin. Miß Lind fragte mich, ob ich mit ihr tanzen wollte. Ich sagte ihr, daß meine Erziehung in dieser Hinsicht sehr vernachlässigt worden sei und daß ich in meinem Leben nicht getanzt hätte. „Um so besser," sagte sie, „jetzt tanzen Sie mit mir den Cotillon. Ich bin überzeugt, Sie können es." Jenny tanzt ausgezeichnet schön und ich sah sie nie herzlicher lachen, als jetzt über meine Unbeholfenheit. Sie sagte, sie könne mir allerdings das Lob ertheilen, daß ich der erbärmlichste Tänzer sei, den sie je gesehen!

Ungefähr eine Viertelstunde vor Mitternacht that Jenny unserer Heiterkeit plötzlich Einhalt, indem sie sagte: „Bitte, lassen Sie uns jetzt ruhig sein; sehen Sie, in fünfzehn Minuten ist dieses Jahr auf immer dahin!"

Sie setzte sich und stützte den Kopf schweigend auf die Hand. Wir folgten alle ihrem Beispiel und eine Viertelstunde lang herrschte die tiefste Stille in dem ganzen Zimmer.

Ich hatte Jemand in New-York engagirt, welcher sich gegen angemessene Bezahlung verbindlich gemacht hatte, Meublement nach Havanna zu schaffen, dort ein Haus zu miethen und während unseres Verweilens für unsere Beherbergung und Beköstigung zu sorgen. Als wir dort ankamen, fanden wir das Haus in ein blos halbes Hotel verwandelt und die nichtmeublirten Zimmer waren keineswegs sehr behaglich. Jenny schien dadurch sehr unangenehm berührt zu werden. Bald nach Tische nahm sie eine Volante und einen Dolmetscher und fuhr in die Vorstädte. Sie war vier Stunden abwesend. Keiner von uns wußte, weshalb oder wohin sie sich entfernt hatte. Endlich kam sie wieder und theilte uns mit, daß sie ein bequemes meublirtes Haus außerhalb der Stadtmauer gemiethet habe und lud uns alle ein, mit zu ihr zu kommen und während unseres Verweilens in Havanna bei ihr zu bleiben. Wir thaten es, und es möchte schwer sein, sich einen angenehmeren Monat zu denken, als wir sämmtlich hier verlebten.

Hier war Jenny allen Behelligungen überhoben; ihre Zeit gehörte *ihr*, sie empfing keine Besuche, ging und kam, wann sie wollte, hatte weder juristische noch sonstige zudringliche Rathgeber um sich und war heiter und fröhlich wie ein Kind. Wir hatten einen großen Hof hinter dem Hause und hier sprang, sang und lachte sie, wie ein kleines Schulmädchen.

„Vorwärts, Mr. Barnum, noch eine Partie Ball," sagte sie wohl sechsmal täglich, worauf sie einen Gummiball — sie hatte deren zwei oder drei — ergriff und ein Werf- und Fangespiel begann, welches dauerte, bis ich gänzlich erschöpft rief:

„Ich kann nicht mehr." Dann schallte ihr wohltönendes Gelächter durch das ganze Haus und sie rief:

„O, Mr. Barnum, Sie sind zu dick und zu faul; Sie sind nicht im Stande, mit mir ordentlich Ball zu spielen."

Ihre Landsmännin, Friederike Bremer, brachte einige Tage sehr angenehm bei uns zu.

Bald nach unserer Ankunft in Havanna fand ich, daß hier ein starkes Vorurtheil gegen unser musikalisches Unternehmen herrschte. Ich möchte allerdings lieber sagen, daß die Havaneros, an den hohen Preis, zu welchem die Billets in den Vereinigten Staaten weggegangen waren, nicht gewöhnt, sich vorgenommen hatten, mich zu zwingen, ihre gewöhnlichen Opernpreise gelten zu lassen, während ich doch für das Tacon-Opernhaus jeden Abend 1000 Dollars zahlen mußte und die andern Ausgaben damit im Verhältniß standen. Ich hatte mir daher vorgenommen, nur erhöhte Preise gelten zu lassen oder gar keine Concerte zu geben. Dieser Entschluß von meiner Seite ärgerte die Havaneros, welche nicht gern für knauserig gehalten sein wollten, obschon sie es in der That waren. Ihr hauptsächlicher Groll war daher gegen *mich* gerichtet und eins ihrer Journale nannte mich sehr artig einen „Yankee-Pi-

raten", der es blos auf ihre Dublonen abgesehen habe. Sie besuchten das Concert, hatten sich aber vorgenommen, der großen Sängerin keinen Beifall zu spenden. Ich wußte dies Alles recht gut im Voraus, ließ aber Miß Lind durchaus nichts davon merken. Ich konnte mich daher in Bezug auf ihren Empfang beim Beginn des ersten Concerts einiger bangen Befürchtungen nicht erwehren. Der folgende Artikel, den ich der Havanna-Correspondenz der New-York Tribune entlehne, theilt einen wahrheitgetreuen Bericht über dieses erste Concert mit:

„Es dauerte nicht lange, so erschien Jenny Lind an der Hand des Signor Belleiti. Gegen drei- oder vierhundert Personen klatschten bei ihrem Erscheinen in die Hände; dieses Zeichen des Beifalls aber ward sofort durch wenigstens zweitausend fünfhundert entschiedene Zischlaute zum Schweigen gebracht. Nachdem auf diese Weise bündigst dargethan worden, daß man nicht gesonnen sei, der öffentlichen Meinung vorgreifen zu lassen und daß, wenn Jenny Lind in diesem Hause Beifall fände, sie denselben erst verdienen müsse, trat das feierlichste Stillschweigen ein. Ich habe die schwedische Nachtigall in Europa sowohl, als auch in Amerika oft gehört und stets bei ihrem ersten Auftreten in irgend einer Stadt eine unverkennbare Befangenheit bemerkt. Diese Empfindung offenbarte sich auch jetzt in ihren Zügen, als sie in den Vordergrund trat; als sie aber den Empfang bemerkte, den man ihr bereitet und der so verschieden von Allem war, was sie Grund hatte zu erwarten, nahm ihr Antlitz sofort den Ausdruck stolzer Selbstbeherrschung an, ihr Auge blickte trotzig umher und unbeweglich wie eine Statue stand sie da in vollkommener Ruhe und Schönheit. Sie war überzeugt, daß sie hier eine Feuerprobe zu bestehen und einen Sieg zu erringen hätte, der ihres Genies würdig wäre. Ihr Auge überflog den ungeheuern Zuschauerraum, die Musik begann und nun folgten — wie kann ich es beschreiben — so himmlische Töne, wie nach meinem Dafürhalten nie ein sterbliches Wesen außer Jenny Lind von sich gehaucht und nie ein Sterblicher anders gehört als von Jenny Lind's Lippen. Einige der ältesten Castilier runzelten noch die Stirn und zogen verächtlich den Mund; ihre Frauen jedoch und der größte Theil der Zuhörer begannen eine andere Miene zu zeigen. Die wogende Melodie gewann immer mehr an Schönheit und Pracht. Die Caballeros, die Señora's und Señorita's begannen einander anzusehen, aber fast Alle bissen die Zähne zusammen und hielten den Mund geschlossen, offenbar mit dem festen Vorsatz, sich zu wehren bis aufs Aeußerste. Der Strom floß schneller und schneller, die Lerche stieg höher und höher, die Melodie ward prachtvoller und prachtvoller, aber noch blieb jede Lippe geschlossen. Allmälig so wie die wonnigen Töne in ganzen Strömen an unser entzücktes Ohr schlugen, flüsterte ein armer Kritiker unwillkürlich ein „Brava!" Dieser unwillkürliche Ausbruch des Gefühls ward sofort „niedergezischt". Der Strom der Harmonie wogte weiter und weiter, bis er endlich und plötzlich alle Hindernisse mit siegender Gewalt beiseite warf

und Alles mit sich fortriß. Nicht eine Spur von Opposition blieb übrig, wohl aber brach ein Beifallssturm los, wie er noch niemals gehört worden.

„Der Triumph konnte nicht vollständiger sein. Und welchen Eindruck machte er auf Jenny Lind? Sie, die wenige Minuten vorher dastand wie Diamant, zitterte jetzt wie ein Rohr im Winde vor dem Sturme der Begeisterung, den ihre Töne hervorgerufen. Zitternd, langsam und sich fast bis zur Erde verneigend, verschwand sie. Der Beifall und das Siegesgeschrei wurden immer stürmischer. Encore! encore! encore! hallte es aus Aller Munde. Sie erschien wieder, verneigte sich tief und verschwand wieder, aber immer und immer und immer wieder rief man sie und bei jedem Erscheinen rollte der Beifallsdonner immer lauter und lauter. So ward Jenny Lind fünf Mal gerufen, um den einstimmigen und betäubenden Beifall hinzunehmen.“

Wie soll ich meine Gefühle schildern, als ich im Parkett Zeuge dieses Auftritts war. Die arme Jenny! Wie dauerte sie mich, als ich jenes erste Zischen vernahm. Allerdings bemerkte ich die entschlossene Haltung, die sie sofort annahm, aber dennoch war mir um den Ausgang bange. Als ich nun ihren Triumph sah und hörte, konnte ich die Freudenthränen, die meine Wange herabrannen, nicht länger zurückhalten, ich eilte fort und kam gerade auf die Bühne, als sie nach dem fünften Hervorruf wieder hinter die Coulissen trat.

„Gott segne Sie, Jenny; Sie haben es ihnen gezeigt!“ rief ich.

„Sind Sie zufrieden?“ rief sie, indem sie mir um den Hals fiel. Auch sie weinte vor Freuden und nie sah sie in meinen Augen so schön wie an diesem Abend.

Eines der Journale in Havanna fuhr trotz dieses großen Triumphes fort, nach niedrigen Preisen zu schreien. Dies bewog Viele, sich noch entfernt zu halten, weil sie bald eine Herabsetzung der Preise erwarteten. Es war davon gesprochen worden, daß wir in Havanna zwölf Concerte geben würden, als man aber nach dem vierten Concerte, welches wohlthätigen Zwecken gewidmet war, sah, daß keine weiter angekündigt wurden, ward man unruhig. Comité's machten uns ihre Aufwartung und baten um noch einige Concerte, aber wir lehnten es entschieden ab. Einige der tonangebenden Dons, zu welchen auch Graf Penalver gehörte, erboten sich nun, uns eine Einnahme von fünfundzwanzigtausend Dollars für drei Concerte zu verbürgen. Meine Antwort war, daß die ganze Insel Cuba nicht Geld genug besäße, um mich von meinem einmal gefaßten Entschlusse abzubringen. Damit war die Sache nun natürlich erledigt und wir erhielten nun Zeit, uns auf angenehme Weise zu erholen.

Wir besuchten auf empfangene Einladung Mr. Brinckerhoff, den reichen amerikanischen Kaufmann, in Matanzas, den ich vor drei Jahren ebenfalls hier getroffen und der später einmal meine Familie in Connecticut besucht hatte. Der freundliche Wirth that Alles, was in seinen Kräften stand, um

unsern Aufenthalt angenehm zu machen und Jenny Lind freute sich über seine Aufmerksamkeiten und die interessanten Details der Zucker- und Kaffeepflanzungen, die wir mit ihm besuchten, so sehr, daß sie gleich nach ihrer Rückkehr nach Havanna Mr. Benedict, der durch Krankheit verhindert gewesen war, uns zu begleiten, dieselbe Vergnügungsreise machen ließ.

In Havanna traf ich auch meinen kleinen italienischen Tellertänzer Vivalla. Er besuchte mich häufig. Er war sehr heruntergekommen, weil in Folge eines Schlaganfalles auf der linken Seite seines Körpers eine Lähmung zurückgeblieben war. Er ward dadurch außer Stand gesetzt, sich auf die frühere Weise sein Brod zu erwerben, obschon er noch einen dressirten Hund hatte, der ein Spinnrad drehte und noch mancherlei andere hübsche Kunststückchen machte. Eines Tages, als ich ihm bis an die Thür unseres Hauses das Geleite gab, fragte Miß Lind, wer er wäre. Ich erzählte ihr kurz seine Geschichte. Sie gab inniges Mitleiden mit seiner traurigen Lage zu erkennen und sagte, daß er bei der „Benefizvorstellung", die sie im Begriff stand, zu mildthätigen Zwecken zu geben, bedacht werden solle. Als diese Vorstellung stattfand, überwies ihm Miß Lind demgemäß 500 Dollars und ich traf die nöthigen Anstalten, um ihn zu seinen Freunden in Italien zurückzubefördern. Von der Einnahme dieser selben Benefizvorstellung wurden viertausend Dollars unter zwei Hospitäler und ein Kloster vertheilt.

Einige Tage nach der Benefizvorstellung ward unsere Klingel gezogen und der Diener meldete, daß man mich zu sprechen wünsche. Ich ging hinaus und sah hier eine große Prozession von sauber gekleideten Kindern mit Fahnen in Begleitung von zehn oder zwölf Priestern in reichgeschmückten wallenden Gewändern. Ich fragte, was sie wollten, und erhielt zur Antwort, daß sie gekommen seien, um Miß Lind zu sehen und ihr persönlich für diese Wohlthat zu danken. Ich übernahm es, diesen Auftrag auszurichten, und meldete Miß Lind, daß die ersten Priester des Klosters in großem Pompe da seien, um sie zu sprechen und ihr zu danken.

„Ich will sie nicht sprechen," entgegnete sie; „sie sind mir keinen Dank schuldig. Wenn ich etwas Gutes gethan habe, so ist es nicht mehr als meine Pflicht und mein Vergnügen. Ich verdiene keinen Dank. Ich will sie nicht sehen."

Ich richtete ihre Antwort aus und die Anführer der großartigen Prozession gingen sehr getäuscht wieder fort.

Denselben Tag kam Vivalla und brachte ihr einen Korb mit den deliciösesten Früchten, die er hatte auftreiben können. Der kleine Kerl war sehr glücklich und außerordentlich dankbar.

Miß Lind war ausgefahren. „Gott segne mich, ich bin so glücklich, sie ist eine so gute junge Dame! Nun werde ich meine Geschwister wiedersehen! Sie ist wirklich eine sehr gute Dame," sagte der arme Vivalla, von seinen Gefühlen ganz überwältigt. Er bat mich, ihr in seinem Namen zu danken

und die Früchte zu überreichen. Als er das Haus verließ, blieb er noch einen Augenblick stehen und sagte dann:

„Mr. Barnum, ich wünschte sehr, daß die gute junge Dame meinen Hund sein Spinnrad drehen sähe; es sieht sehr nett aus, er dreht sehr gut. Soll ich ihn vielleicht herbringen? Sie ist eine so gute junge Dame, daß ich ihr gern ein Vergnügen machen möchte."

Ich lächelte und sagte ihm, daß sie sich aus dem Hund weiter nicht viel machen würde und daß sie für das Geld, welches sie ihm geschenkt, durchaus keinerlei Gegendienste verlange; sie habe nur erst diesen Morgen sich geweigert, die Priester aus dem Kloster zu empfangen, weil sie niemals für ihre Wohlthaten Dank empfangen wolle.

Als Jenny von ihrer Spazierfahrt zurückkam, gab ich ihr die Früchte und erzählte ihr lachend, daß Vivalla ihr zu zeigen wünsche, wie sein gelehrter Hund ein Spinnrad zu drehen wisse.

„Der arme Mann! der arme Mann! lassen Sie ihn doch kommen; der arme Schelm kann weiter nichts für mich thun," rief Jenny und die Thränen rannen dicht und schnell ihre Wangen herab. „Das gefällt mir, das gefällt mir," fuhr sie fort, „lassen Sie nur den armen Schelm kommen und seinen Hund mitbringen. Es wird ihn selbst freuen."

Ich gestehe, daß es auch mich freute und ich rief, denn mein Herz war voll: „Gott segne Sie; er wird vor Freuden weinen. Morgen soll er kommen."

Noch denselben Abend suchte ich Vivalla auf und entzückte ihn durch die Nachricht, daß Jenny seinen Hund den nächstfolgenden Tag präcis vier Uhr spielen sehen wolle.

„Ich werde mich pünktlich einfinden," sagte Vivalla mit vor Bewegung zitternder Stimme. „Ich dachte mir gleich, daß sie meinen Hund gern sehen wollte."

Eine volle halbe Stunde schon vor der bestimmten Zeit saß Jenny Lind in ihrem Zimmer im zweiten Stock und wartete auf Vivalla und seinen Hund. Wenige Minuten vor der bestimmten Stunde sah sie ihn kommen.

„Ach, da kommt er, da kommt er!" rief sie erfreut, indem sie die Treppe hinablief und die Thür öffnete, um ihn einzulassen. Ein Negerknabe trug das kleine Spinnrad, während Vivalla den Hund führte. Sie reichte dem Knaben eine Silbermünze und winkte ihm fortzugehen, während sie das Rad ergriff und sagte: „Das ist sehr hübsch von Ihnen, daß Sie mit Ihrem Hunde kommen. Folgen Sie mir. Ich will das Rad hinauftragen."

Ihr Diener wollte ihr das Rad abnehmen, aber sie trug es durchaus selbst. Dann rief sie uns alle hinauf in ihr Zimmer und widmete sich nun eine volle Stunde dem glücklichen Italiener. Sie kniete nieder, um den Hund zu liebkosen und fragte Vivalla über seine Vorstellungen aus, über seine frühere Lebensweise, seine Freunde in Italien und seine gegenwärtigen Hoffnungen

und Pläne. Dann sang und spielte sie ihm vor, ließ ihm einige Erfrischungen reichen und bestand zuletzt darauf, sein Rad wieder bis an die Thür zu tragen, von wo ihr Diener den hocherfreuten Vivalla bis in sein Logis begleitete. Der arme Vivalla! wahrscheinlich war er noch nie so glücklich und froh gewesen, und doch war Miß Lind's Freude fast eben so groß. Schon diese Scene allein würde mich für alle meine Arbeiten und Mühen während dieses ganzen musikalischen Feldzuges entschädigt haben.

In New-Orleans war der Werft mit einer Menge Menschen angefüllt, als der Dampfer „Falcon", auf welchem wir die Ueberfahrt von Havanna machten, sich näherte. Jenny hatte jetzt einen Monat Ruhe und Stille genossen und fürchtete sich vor der Aufregung, die nun abermals ihrer harrte.

„Mr. Barnum, wie soll ich durch diese Menschenmenge hindurchkommen!" sagte sie verzweiflungsvoll.

„O, überlassen Sie das mir. Bleiben Sie nur zehn Minuten ruhig hier und die Menschenmenge soll verschwunden sein," antwortete ich.

Mit diesen Worten nahm ich meine Tochter beim Arm; sie zog ihren Schleier über das Gesicht herab und wir gingen über die Laufplanke auf den Dock hinüber. Die Menge drängte sich dicht um uns herum. Ich hatte schon, ehe uns das Schiff verließ, einen Wagen herbeigewinkt.

„Das ist Barnum, ich kenne ihn," riefen mehrere Personen. „Platz, meine Herrschaften, für Mr. Barnum und Miß Lind!" rief Le Grand Smith über das Geländer des Schiffs, dessen Deck er so eben von dem Werft aus erreicht hatte. „Drängen Sie uns gefälligst nicht so," rief ich, und unter vielem Stoßen, Quetschen und Bitten erreichten wir den Wagen und fuhren nach dem Montalba, wo Jenny's Zimmer schon in Bereitschaft gesetzt waren, und die ganze Menschenmenge folgte uns dicht auf dem Fuße. Wenige Minuten nachher kam Jenny und ihre Gesellschafterin ganz ruhig in einem Wagen und war im Hause, ehe die List entdeckt ward. Um dem unaufhörlichen Rufen Genüge zu leisten, erschien sie einen Augenblick auf dem Balkon, schwenkte ihr Taschentuch, empfing ein dreimaliges Lebehoch und die Menge zerstreute sich.

Ein armer blinder Knabe, der im Innern von Mississippi wohnte, ein Flötenspieler und glühender Musikfreund, kam nach New-Orleans, blos um Jenny Lind zu hören. Seine Nachbarn hatten unter sich milde Beiträge gesammelt, um ihm die Mittel zur Reise zu gewähren. Als Jenny dies hörte, ließ sie ihn holen, sang und spielte ihm vor, sprach ihm freundlich und tröstend zu, nahm ihn mit in ihre Concerte und schickte ihn bedeutend reicher wieder fort, als er jemals zuvor gewesen.

In New-Orleans ereignete sich ein spaßhafter Vorfall. Unsere Concerte fanden hier in dem St. Charles Theater statt, dessen Director damals mein guter Freund Sol Smith war. Auf dem freien Platze in der Nähe des Theaters fanden damals gerade Schaustellungen von Mammuthschweinen, Pferden mit fünf Füßen, Bären u. s. w. statt.

Ein Herr hatte einen Sohn von ungefähr zwölf Jahren, der ein wunderbares musikalisches Gehör hatte. Er konnte jede Melodie, nachdem er sie einmal gehört, nachpfeifen oder singen. Sein Vater kannte keine Note, kümmerte sich auch nicht darum, war aber so sehr darauf bedacht, seinem Sohn allen Willen zu thun, daß er dreißig Dollars für zwei Billets zu unserm Concert bezahlte.

„Die Musik gefiel mir besser, als ich erwartete“, sagte er den nächsten Tag zu mir, „mein Sohn aber war vor Entzücken ganz weg. Er war so bezaubert, daß er den ganzen Abend kaum ein Wort sprach. Ich wollte seine wonnigen Träume um keinen Preis stören. Als das Concert zu Ende war, verließen wir das Theater. Kein Wort ward gesprochen. Ich wußte, daß mein musikalisches Wunderkind in höhern Regionen schwebte und sagte daher nichts. Ich konnte nicht umhin, ihn um seine Liebe zur Musik zu beneiden und betrachtete meine dreißig Dollars wie nichts, im Vergleich zu der Glückseligkeit, die ich ihm verschafft. In der That ging ich schon ernsthaft mit dem Gedanken um, ihn auch in das nächste Concert zu führen, als er auf einmal anfing zu sprechen. Wir kamen gerade an den zahlreichen Schaubuden neben dem Theater vorbei. Eins der ausgehängten Bilder lockte seine Aufmerksamkeit an und er sagte: ‚O Vater! laß uns hier hineingehen und das große Schwein ansehen!‘ So ein Bengel! Ich hätte ihn gleich durchwichsen mögen!“ sagte der Vater, der durchaus nicht ohne Humor war und nicht umhin konnte, über diesen spaßhaften Vorfall zu lachen.

Ich besprach mich mit dem Capitain des prachtvollen Dampfers Magnolia von Louisville wegen einer Fahrt bis zum Zusammenfluß des Mississippi und Ohio, wobei zugleich in Natchez, Staat Mississippi, und in Memphis, Staat Tennessee, angelegt werden sollte, weil wir an jedem dieser Orte ein Concert zu geben gedachten. Ich war überhaupt gewohnt, dann und wann für unsre Gesellschaft ein ganzes Dampfboot oder einen Eisenbahnextrazug zu miethen. Bei einem Unternehmen wie das unsere, mußte auf Zeit und Bequemlichkeit mehr Rücksicht genommen werden als auf Geld.

Die Zeit am Bord des Dampfschiffes vertrieben wir uns mit Lesen, mit Betrachtung der Landschaften längs der Ufer des Mississippi u. s. w. Einen Tag hatten wir ein sehr angenehmes musikalisches Fest in dem Damensalon, zur Unterhaltung der Passagiere, wobei sich Jenny ohne weitere Umstände zu singen erbot. Uns kam es vor, als hätten wir sie nie schöner singen hören. Zur Unterhaltung der Passagiere erzählte ich viele Anekdoten, die ich auf meinen Reisen aufgeschnappt und theilte ihnen auch Manches aus meiner eigenen Erfahrung mit. Ebenso machte ich auch einige Taschenspielerkunststückchen vor, welche viel Vergnügen und Ueberraschung gewährten. Viele Jahre zuvor hatte ich sie in diesem westlichen und südlichen Landstriche unter sehr verschiedenen Umständen ausgeführt. Krankheit oder Untreue von Seiten meiner Leute in diesem Fach hatten mich oft in die Nothwendigkeit versetzt, selbst als Taschenspieler oder wenigstens als Taschenspielergehilfe zu fungiren.

Eins der Kunststücke, welche ich vorzüglich gern machte, bestand darin, daß ich einen Vierteldollar auf das Knie legte, ihn mit einer Karte bedeckte und dann auf geheimnißvolle Weise verschwinden ließ.

Nach dem zweiten Tage fand ich, daß der Barbier, ein Mulatte, kein Geld von mir nehmen wollte und als einzigen Grund dafür angab, daß er es sich zum Vergnügen mache, mich gratis zu bedienen. Bald jedoch schimmerte die Wahrheit durch. Er hatte verstohlen zugesehen und seine abergläubischen Begriffe ließen mich ihm im Bunde mit dem Teufel erscheinen. Den nächsten Morgen setzte ich mich nieder, um mich rasiren zu lassen und der farbige Gentleman wagte, näher auf das Geheimniß einzugehen.

„Entschuldigen Sie, Mr. Barnum“, sagte er, „ich habe viel von Ihnen gehört und gestern Abend mehr gesehen, als ich sehen wollte. Ist es wahr, daß Sie sich dem Teufel verkauft haben und nun thun können, was Sie Lust haben?“

„Versteht sich“, antwortete ich, „ich habe einen Vertrag darüber mit ihm abgeschlossen“.

„Aber auf wie lange?“ fragte der Mulatte weiter.

„Blos auf neun Jahre“, sagte ich, „drei sind davon schon weg. Ehe aber die noch übrigen sechs ablaufen, werde ich schon Mittel und Wege finden, den alten Meister Pferdefuß hinter's Licht zu führen — ich habe es ihm auch gleich ins Gesicht gesagt.“

Bei diesem Geständniß war ein größerer weißer Raum als gewöhnlich in dem Auge des Mulatten zu sehen und er fragte: „Und in Folge dieses Vertrags haben Sie so viel Geld?“

„Das versteht sich. Mag das Geld haben, wer da will und wo er will, ob im Kasten oder in der Tasche oder sonstwo, so brauch' ich blos ein Wort zu sagen und es kommt zu mir“.

Das Rasiren ward stillschweigend vollendet, aber der Barbier ließ sich meine Worte gesagt sein und benutzte die nächste Gelegenheit seinen Geldsack dem Buchhalter zur Aufbewahrung in seiner eisernen Kasse zu übergeben.

Ich bemerkte dies und nahm mir sogleich vor, ihm einen scherzhaften Streich zu spielen. Ich hatte kaum Zeit, dem Buchhalter ein paar Worte zuzuflüstern und meinen Sitz in der Kajüte wieder einzunehmen, so suchte mich der Barbier schon wieder auf, weil ihm daran lag, die vorgebliche Gewalt von Beelzebub's Collegen auf die Probe zu stellen.

„Entschuldigen Sie, Mr. Barnum, wo ist jetzt mein Geld? können Sie es erlangen?“

„Ich brauche Euer Geld nicht“, antwortete ich ruhig. „Es ist sicher vor mir“.

„Ich, ich weiß auch, daß es sicher ist — ha! ha! — es liegt in Nummer Sicher, nämlich in der eisernen Kasse im Büreau des Buchhalters — ganz sicher vor Ihnen“.

„Es ist nicht in der eisernen Kasse", entgegnete ich.

Ich sagte dies so ruhig, aber doch so bestimmt, daß der Mulatte in das Büreau lief und fragte, ob Alles noch in Ordnung sei. „Ja wohl", sagte der Buchhalter.

„Machen Sie einmal auf und lassen Sie mich sehen", entgegnete der Barbier. Die Kasse ward aufgeschlossen und — siehe! das Geld war fort.

Sofort kam der Erschrockene wieder zu mir gelaufen und bat mich um meine Vermittelung.

„Ihr werdet Euer Geld in Eurer Kommode finden", entgegnete ich und da war es auch.

Bei allem diesem hatte ich natürlich einen Helfershelfer eben so wie bei dem Streiche, welcher unmittelbar darauf folgte.

„Hört", sagte ich, „gebt mir einmal einen Cent. Ich will ihn seiner höllischen Majestät zusenden und sofort wieder zur Stelle bringen".

Man reichte mir einen Cent — ich warf ihn in die Luft und er war verschwunden!

„Wo soll er jetzt sein?"

„Unter dieser Rasirbüchse", war die Antwort. Die Büchse ward umgedreht und siehe! der Cent lag darunter! Der Barbier hob ihn von dem Tische auf, ließ ihn aber sogleich wieder fallen. Er war glühend heiß.

„Der Teufel hat ihn gehabt. Er ist noch heiß", sagte der Barbier.

Es war natürlich ein anderer Cent, den mein Helfershelfer heiß gemacht und verstohlen kurz zuvor daruntergelegt hatte.

„Und nun," fuhr ich fort, „will ich Euch in eine Katze verwandeln und gleich darauf wieder in einen Menschen."

„Das können Sie nicht," sagte der Barbier, wiewohl seinem eigenen Urtheil nicht recht trauend.

„Ihr sollt es gleich sehen," entgegnete ich in ernstem Tone. „Ihr lauft dabei blos eine Gefahr," fuhr ich fort; „wenn ich etwa das höllische Zauberwort vergesse oder sonst etwas dieser Art geschieht, so bleibt Ihr eine schwarze Katze auf immer. Seid Ihr bereit!"

Der Barbier floh entsetzt davon und war in so großer Angst, daß Capitain Brown fürchtete, er werde über Bord springen. Als ich dies hörte, suchte ich ihn auf und befreite ihn von seiner Angst dadurch, daß ich ihm die ganze Sache erklärte.

„Ei der Tausend!" rief der Barbier mit der farbigen Leuten eigenen plötzlichen Lustigkeit; „ei der Tausend! wenn ich nach New-Orleans zurückkomme, so spiele ich den Barnum unter den Farbigen. Ha! ha! ha!"

Während unseres Verweilens in St. Louis hielt ich in dem Theater eine Mäßigkeitsvorlesung und unter mehrern Andern, welche das Enthaltsamkeitsgelübde unterzeichneten, befand sich auch der berühmte Schauspieler Sol Smith. „Onkel Sol," wie er von Jedermann genannt wird, wohnt mit seiner

Familie in St. Louis und tritt zuweilen dort oder auch in New-Orleans auf, wenn er sich nicht etwa ganz zurückgezogen hat, um das otium cum dignitate zu genießen, welches er sich schon seit so langer Zeit versprochen und wozu seine pecuniären Verhältnisse ihn recht wohl in den Stand setzen.

Bei der ersten Billetauction in Nashville war die Aufregung bedeutend und das Bieten, wie gewöhnlich der Fall war, sehr lebhaft. Nachdem es beendet war, hörte einer meiner Leute, der zufällig in einem Kaufladen in der Stadt anwesend war, ten Eigenthümer desselben sagen: „Ich gebe gleich fünf Dollars Jedem, der mich auf die Straße herausführt und tüchtig durchhaut! Ich verdiene es und will noch Jemanden dafür bezahlen, wenn er es thut. Wenn ich bedenke, daß ich ein solcher Narr gewesen bin, acht und vierzig Dollars für vier Billets für meine Frau, zwei Töchter und mich zu bezahlen, um nur zwei Stunden lang Musik anzuhören, so könnte ich wahnsinnig vor Aerger werden und ich will wie gesagt gern Jemanden bezahlen, der mich für meine Thorheit tüchtig durchprügelt!"

Ich weiß nicht, ob nicht noch viele Andere in ähnlichen Umständen ein etwas ähnliches Gefühl empfunden haben, wenn sie wieder besonnen und vernünftig wurden und die Aufregung der Neuheit und der Concurrenz vorüber war.

Als wir in Nashville waren, besuchte Jenny Lind mit ihrer Gesellschaft, einschließlich meiner Tochter, der Mistreß Lyman und meiner selbst, die „Eremitage", frühere Wohnung des Generals Jackson. Bei dieser Gelegenheit hörten wir dieses Jahr zum ersten Male die wilden Spottvögel auf den Bäumen singen. Dies machte Jenny großes Vergnügen, weil sie diese Vögel noch nie anders als in Drahtkäfigen singen gehört.

Am ersten April waren wir noch in Nashville. Während des ganzen Vormittags fanden sich mehrere Mitglieder meiner Gesellschaft bei mir ein, in der Meinung, ich hätte sie rufen lassen. Nach Tische beschloß ich, ihnen allen zu zeigen, daß sie Aprilnarren seien. Der folgende Artikel, welcher den nächsten Morgen in dem „Nashville Daily American", dessen Redacteur mein Amanuensis das Geheimniß mitgetheilt hatte, erschien, wird zeigen, wie die Sache ausgeführt ward.

„Gestern, am Tage aller Narren, wurden in der Verandah eine Menge lächerlicher Späße aufgeführt. Mr. Barnum war der Anstifter. Es gelang ihm sich auf geheimnißvolle Weise eine Anzahl unausgefüllter telegraphischer Depeschen und Couverts in einem der Büreaus in dieser Stadt zu verschaffen, worauf er sich an die Arbeit machte und für die meisten der zu Jenny Lind's Gefolge gehörenden Personen ganz „erstaunliche Nachrichten" fabricirte. Fast sämmtliche Personen der Gesellschaft erhielten eine von C. T. Nichols unter Barnum's Leitung geschriebene telegraphische Depesche. Mr. Barnum's Tochter erhielt die Nachricht, daß ihre Mutter, ihre Cousine und mehrere andere Verwandte sie in Louisville erwarteten, wobei ihr noch eine Menge

anderer wichtiger und außerordentlicher Familiennachrichten mitgetheilt wurden. Mr. Le Grand Smith erfuhr durch eine Depesche von seinem Vater, daß seine Vaterstadt in Connecticut mit Einschluß seines eigenen Hauses in Asche liege u. s. w Mehrere von Barnum's Leuten empfingen vortheilhafte Dienstanerbietungen von Banken und andern Instituten im Norden. Burke und anderen von den Musikern wurden fürstliche Gehalte von Operndirectoren angeboten und viele von ihnen unter sehr verlockenden Bedingungen aufgefordert, sich sofort zur allgemeinen Industrieausstellung nach London zu begeben.

„Einer der verheiratheten Herren von Mr. Barnum's Gesellschaft erhielt die erfreuliche Nachricht, daß er seit zwei Tagen Vater von ein Paar derben Jungen sei (Mutter und Kinder befanden sich wohl), ein Ereigniß, dem er schon seit einer Woche begierig, obschon nach etwas beschränkterem Maßstabe, entgegengesehen. In der That erhielt fast jede der von Barnum engagirten Personen irgend eine außerordentliche telegraphische Nachricht, und da der große Impresario es so einzurichten wußte, daß die Depeschen gleichzeitig abgegeben wurden, so war jeder Empfänger zunächst blos mit der ihn persönlich betreffenden Nachricht beschäftigt.

„Allmälig jedoch begann Jeder seine gute oder schlechte Nachricht seinem Nachbar mitzutheilen und Jeder war, je nach den Umständen, erfreut oder traurig. Mehrere zeigten Mr. Barnum ihre Absicht an, ihn in Folge vortheilhafterer Engagements zu verlassen und einige beantworteten die erhaltenen Mittheilungen entweder ebenfalls durch telegraphische Depeschen oder durch die Post.

„Der Mann, welcher so plötzlich Vater von Zwillingen geworden, telegraphirte seiner Frau, sie solle nur „gutes Muthes" sein und er würde sich „morgen auf die Heimreise machen". Noch ziemlich spät gestern Abend war das Geheimniß noch immer nicht heraus und wir glauben, daß viele der auf diese Weise zum Besten Gehabten erst aus unseren Spalten erfahren werden, daß sie von Barnum in den April geschickt worden sind!"

Von Nashville begaben sich Jenny Lind und einige Freunde über die Mammuthhöhle nach Louisville, während die übrige Gesellschaft die Reise mit dem Dampfboot machte.

Während wir in Havanna waren, engagirte ich Signor Salvi auf einige Monate, welches Engagement am 10. April beginnen sollte. Er fand sich in Louisville bei uns ein und sang hier mit vielem Beifall. Mr. Pentice, Redacteur des „Louisville Journal", und seine schöne, talentvolle Gemahlin, welche Miß Lind und ihrer Gesellschaft so viele und mannigfache Unterhaltung verschaffte, begleitete uns nach Cincinnati.

Bei unserer ersten Ankunft in Louisville suchte mich ein Bürger aus Madison auf und bat mich, in dieser Stadt ein Concert zu veranstalten. Ich entgegnete, die Stadt sei zu klein, als daß die Kosten gedeckt werden könnten,

worauf er sich erbot, die Leitung der Sache selbst zu übernehmen und mir fünftausend Dollars Einnahme zu garantiren. Das letzte Concert in Louisville, sowie die Concerte in Natchez und Wheeling hatten auf ähnliche Weise, obschon in einer bessern Räumlichkeit und mit einem besseren pecuniären Ergebniß stattgefunden, als in Madison der Fall war. Da der Dampfer von Louisville nach Cincinnati gegen Sonnenuntergang in Madison ankam und sich erbot, so lange zu warten, bis wir unser Concert gegeben haben würden, so war ich mit dem Vorschlage einverstanden. Als wir hier anlangten, waren wir nicht wenig erstaunt, zu erfahren, daß das Concert in einem „Schlachthaus" gegeben werden mußte — einem geräumigen Breterhaus, welches zu diesem Zwecke in Stand gesetzt und decorirt worden. Wir waren indessen der Meinung, daß wenn die Einwohner damit zufrieden wären, wir auch weiter nichts dagegen haben könnten. Dem Mann, welcher den Contract mit mir gemacht, fehlten an der mir versprochenen Summe noch dreizehnhundert Dollars, die ich demzufolge einbüßte, und um zehn Uhr waren wir wieder an Bord des schönen Dampfers Ben Franklin, um unsere Reise nach Cincinnati weiter fortzusetzen.

Die Menschenmenge, welche sich hier am nächstfolgenden Morgen auf dem Werft versammelte, war ungeheuer. Ich fürchtete, daß ein Versuch, die in New-Orleans mit meiner Tochter ausgeführte List zu wiederholen, nichts helfen würde, da die Sache in den Journalen von Cincinnati besprochen worden war. Deshalb reichte ich Miß Lind meinen Arm und bat sie, weiter nicht ängstlich zu sein, denn ich hätte mir wieder etwas ausgesonnen, was ihr alle Belästigung ersparen würde. Wir gingen nun über die Laufplanke ans Ufer und sobald wir dasselbe berührt hatten, rief Le Grand Smith aus dem Boote, als wenn er selbst einer der Passagiere gewesen wäre: „Das geht nicht, Mr. Barnum! diesmal können Sie Ihre Tochter nicht für Jenny Lind ausgeben."

Diese Bemerkung veranlaßte unter der Menge einen geräuschvollen Ausbruch von Heiterkeit und Mehrere riefen: „So geht's nicht, alter Barnum! Die Leute von New-Orleans könnt Ihr wohl auf diese Weise lackiren, aber bei uns müßt Ihr früher aufstehen! Wir bleiben hier, bis Ihr Jenny Lind herausbringt!"

Und so ließen sie mich mit der Dame, welche sie für meine Tochter hielten, ungehindert passiren und fünf Minuten später gab die Nachtigall Mr. Boleman ihre Zufriedenheit mit den schönen und bequemen Zimmern zu erkennen, welche im „Barnett House" für sie in Bereitschaft gesetzt worden. Die Menge blieb noch eine Stunde am Werft, bis sie sich überzeugte, daß die Person, welche sie für meine Tochter gehalten, in der That die berühmte Schwedin gewesen sei. Als man endlich dahinter kam, erfolgte ein allgemeines Gelächter und Einer rief: „Seht, da hat uns der alte Barnum gehumbugt."

Als wir den Fluß weiter nach Pittsburg hinauffuhren, wartete das Dampfboot vier Stunden, um uns in den Stand zu setzen, ein Concert in

Wheeling zu geben. Dasselbe war von ein paar Herren dieser Stadt engagirt, welche mir die Einnahme im Voraus für 5000 Dollars abkauften und, wie ich hörte, mit diesem Geschäft einen hübschen Gewinn machten. Das Concert ward hier in einer Kirche gegeben.

In Pittsburg war der freie Platz um den Concertsaal herum von Tausenden von Menschen angefüllt, welche anstatt auf die Musik zu horchen, das Concert störten und uns zu dem Entschlusse bewogen, den nächsten Morgen nach Baltimore weiter zu reisen, anstatt das bereits angekündigte zweite Concert zu geben.

Hier fand sich Le Grand Smith für meinen Aprilscherz bei mir wieder ab. Er bewog eine bekannte Frau, mich zu besuchen und mir mitzutheilen, sie habe das Gespräch einiger Bösewichter belauscht, welche sich vorgenommen hätten, in dem Alleghanygebirge unsern Wagen anzufallen und uns auszuplündern. Die Geschichte schien unglaublich und doch erzählte die Frau sie mit so viel anscheinender Aufrichtigkeit, daß ich richtig an den Köder anbiß und nachdem ich alles Geld, was ich hatte, nach New-York gesendet, während ich blos so viel zurückbehielt als nöthig war unsere Reisekosten nach Baltimore zu bestreiten, mehrere Drehpistolen für die noch nicht damit versehenen Mitglieder meiner Gesellschaft kaufte, so daß wir bewaffnet bis an die Zähne Pittsburg verließen. Zum Glück waren Jenny und mehrere von der Gesellschaft schon abgereist, als ich diese großartige Entdeckung machte, und sie blieb auf diese Weise von allen überflüssigen Befürchtungen in dieser Beziehung verschont. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß wird durchaus keine Veranlassung hatten, von unsern Schießwaffen Gebrauch zu machen.

In den ersten Tagen des Mai 1851 kamen wir wieder in New-York an und gaben vierzehn Concerte im Castle-Garden und in der Metropolitan-Halle. Das letzte davon war das zweiundneunzigste regelmäßige Concert nach unserm Engagement. Jenny hatte nun wieder die Atmosphäre ihrer „Rathgeber" erreicht und bald entdeckte ich die Wirkungen ihres Einflusses. Indessen kümmerte ich mich jetzt wenig darum, welchen Rath man ihr ertheilen würde. Ich wünschte sogar, daß man sie veranlassen möchte, das Engagement mit dem hundertsten Concert zu schließen, denn ich war der ununterbrochenen Aufregung und angestrengten, furchtbaren Arbeit herzlich überdrüssig. Ich war im Voraus überzeugt, daß Jenny, wenn sie es unternähme, Concerte auf eigene Rechnung zu geben, betrogen und auf tausenderlei Weise chicanirt werden würde; aber dennoch meinte ich, es würde für sie gut sein, wenn sie einen solchen Versuch machte, um sich zu überzeugen, ob an der Versicherung ihrer Ohrenbläser, daß ich das Unternehmen nicht so erfolgreich geleitet, wie es hätte geschehen können, etwas Wahres sei.

Schon bei ihrem achtundfünfzigsten Concert hatte ich mich daher gefreut, aus ihrem Munde zu hören, daß sie beschlossen habe, die Conventionalstrafe

von fünfundzwanzigtausend Dollars zu bezahlen und die Concerte mit dem einhundertsten zu beschließen.

Wir gingen nun nach Philadelphia, wo ich das zweiundneunzigste, dreiundneunzigste und vierundneunzigste Concert angekündigt und zu diesem Zwecke das große Nationaltheater in Chestuntstreet gemiethet hatte. Dasselbe war zeither zu Kunstreitervorstellungen und theatralischen Unterhaltungen benutzt worden, aber nun von Max Maretzek gründlich gesäubert und zu den Vorstellungen der italienischen Oper eingerichtet. Es war ein unserem Zwecke sehr entsprechendes Local. Einer von Jenny's Rathgebern, ein untergeordneter Diener von ihm, dem schon die Finger, darnach juckten Director zu werden, nahm die Wahl dieses Gebäudes zum Vorwande, um in Miß Lind's Gemüth Unzufriedenheit zu erregen. Ich sah die Einflüsse, welche hier thätig waren, und da mir der Gewinn der noch übrigen sieben Concerte nicht hoch genug stand, um mich zu veranlassen, das Engagement auf die Gefahr hin fortzuführen, daß dadurch die freundschaftlichen Beziehungen, welche bis jetzt so ununterbrochen zwischen der berühmten Sängerin und mir bestanden, gestört würden, so schrieb ich ihr einen Brief, worin ich mich erbot, das Engagement, wenn sie es wünschte, mit dem Concert, welches an diesem Abend stattfinden sollte, zu schließen, wenn sie sich einfach dazu verstünde, mir für jedes der sieben noch an der Zahl Hundert fehlenden Concerte tausend Dollars und überdies die als Conventionalstrafe für Schluß des Engagements mit dem hundertsten Concerte contractlich bestimmte Summe zu bezahlen. Gegen Abend erhielt ich die folgende Antwort:

„Geehrter Herr, — Ich bin mit Ihrem Vorschlage, unsern Contract heute Abend mit dem dreiundneunzigsten Concert zu schließen, einverstanden und mache mich anheischig, Ihnen siebentausend Dollars außer der Summe zu bezahlen, die ich bei Beendigung des Engagements mit dem hundertsten Concert contractlich zu zahlen verpflichtet bin.

Ich bin, geehrter Herr,

Ihre ganz ergebene

Philadelphia, 9. Juni 1851. Jenny Lind."

Abends traf ich Jenny im Concert. Sie war höflich und freundlich wie stets. Zwischen der ersten und zweiten Abtheilung des Concerts stellte ich ihr General Welch, den Pachtinhaber des Nationaltheaters, vor, welcher ihr mittheilte, daß er sehr gern erbötig sei, mich meines Vertrags hinsichtlich dieser Localität zu entbinden, wenn sie dieselbe nicht behalten wolle. Jenny entgegnete, sie habe sich nun überzeugt, daß dieses Local weit besser sei, als sie es erwartet und wünsche es daher für ihre noch übrigen Concerte zu behalten.

Mittlerweile hatten ihre Rathgeber das unwahre Gerücht in Umlauf gesetzt, ich habe Jenny genöthigt in einem ungeeigneten Local zu singen, und als sie nun hörten, daß sie beschlossen habe, darin zu bleiben, bestürmten sie sie mit so vielem Zureden, daß sie sich endlich dazu verstand, ihre Concerte in einen kleineren Saal zu verlegen.

Ich hatte die drei Concerte innerhalb eines Radius von einhundert Meilen von Philadelphia überall annoncirt und den Journalredacteuren Freibillets geschickt. Am Tage des zweiten Concerts weigerte sich einer der neuen Agenten, welche die Auflösung des Engagements herbeiführen halfen, diese Billets als gültig anzuerkennen. Ich stellte ihm die Ungerechtigkeit eines solchen Verfahrens vor, erhielt aber keine Genugthuung. Nun setzte ich Miß Lind von der Sache in Kenntniß und sie gab sofort Befehl, diese Billets passiren zu lassen. Die Billets der Redacteure aus der Provinz, welche sich erst nach meiner Abreise von Philadelphia einfanden, wurden aber dennoch (wiewohl ohne Zweifel gegen Miß Lind's Wunsch und ohne ihre Kenntniß) von den Agenten zurückgewiesen und die Journalisten, die mit ihren Frauen die weite Reise gemacht, mußten sich Billets kaufen und ich erstattete später vielen dieser Herren ihr Geld wieder.

Jenny gab mehrere Concerte mit wechselndem Erfolg und zog sich dann nach Niagara Falls und später nach Northampton in Massachussetts zurück. Während ihres Aufenthalts an dem letztern Orte besuchte sie Boston und verheirathete sich mit Herrn Otto Goldschmidt, einem deutschen Componisten und Pianisten, welchem sie schon länger sehr zugethan war und mit dem sie in Deutschland Musik studirt hatte. Er spielte mehrmals in unsern Concerten. Er schien ein sehr ruhiger, harmloser, junger Mann zu sein, ist ein sehr gebildeter Musiker und ich zweifle nicht, daß Fräulein Lind an ihm einen trefflichen Gatten gefunden hat.

Nach Beendigung unseres Engagements traf ich noch mehrmals mit ihr zusammen. Sie war stets freundlich und artig. Bei einer Gelegenheit, als sie Bridgeport passirte, erzählte sie mir, sie habe mit ihren Concerten ihre liebe Plage gehabt. „Die Leute betrügen und beschwindeln mich auf alle Weise,“ sagte sie, „und ich finde es ungeheuer lästig, Concerte auf meine eigene Rechnung zu geben.“

Wenn sie in New-York Concerte gab, schickte sie mir stets Billets und bei ihrem letzten Auftreten in Amerika besuchte ich sie in ihrem Zimmer hinter der Bühne und nahm von ihr und ihrem Gatten Abschied. Sie war freundlich und liebreich wie immer. Sie sagte mir, sie würde öffentlich nicht viel, vielleicht gar nicht mehr singen, ich bat sie aber um des Publikums willen, sich nicht ganz zurückzuziehen, worauf sie entgegnete, daß sie allerdings dann und wann Concerte geben werde. In der Oper aber wieder aufzutreten, glaube ich, würde sie sich unter keiner Bedingung verstehen.

Nach so vielen Monaten der Mühe, Arbeit und Aufregung bei dem Jenny-Lind-Unternehmen wünschte ich, wie man mir gern glauben wird, endlich einmal Ruhe zu genießen. Ich brachte eine Woche in Cap May zu und reiste dann nach Iranistan, wo ich den ganzen Sommer blieb.

Die Jenny-Lind-Concerte. Die Gesammtzahl der unter meiner Leitung gegebenen Jenny-Lind-Concerte war 95. Die Totaleinnahme betrug

712,161 Doll. 34 Cents, folglich im Durchschnitt von jedem Concert 7496 Doll. 43 Cents.

Wohlthätigkeitsconcerte. Von Miß Lind's halber Einnahme bei den ersten beiden Concerten widmete sie 10,000 Doll. den mildthätigen Stiftungen in New-York. Später gab sie Wohlthätigkeits-Concerte in Boston, Baltimore, Charleston, Havanna, New-Orleans und Philadelphia und verschenkte bedeutende Summen zu demselben Zweck in Richmond, Cincinnati und anderwärts. Eben so fanden auch einige Benefizconcerte für das Orchester, für Le Grand Smith ꝛc. statt.

Jenny Lind's Einnahmen.

			Doll.	Cents.	Doll	Cents.
Von der Brutto-Einnahme von 95 Concerten			712,161	54		
Hiervon ab die Einnahme der ersten zwei, welche als außerhalb des Contractes betrachtet wurden . . .			32,067	28		
Gesammteinnahme von den Concerten			680,094	26		
Hiervon ab die Einnahme der 28 Concerte, welche die Summe von 5,500 Dollars nicht erreichten . . .	123,311	15				
Weiter ab 5,500 Dollars für jedes der übrigen 65 Concerte	357,500	—				
			480,811	15		
Bleibt Gesammtüberschuß wie oben angegeben			199,283	11		
Da dieser in gleiche Theile ging, so betrug Miß Lind's Antheil					99,641	55
Ich bezahlte ihr 1000 Dollars für jedes der 93 Concerte					93,000	—
Hierzu die Hälfte der Einnahme von den ersten beiden Concerten					16,033	54
Gesammtbetrag bezahlt an Jenny Lind					208,675	9
Sie zahlte mir lt. Contract, wenn sie nach dem 100sten Concert zurückträte			25,000	—		
Eben so auch 1000 Dollars für 7 aufgegebene Concerte . . .			7,000	—		
					32,000	—
Jenny Lind's Netto-Einnahme von 95 Concerten . .					176,675	9
P. T. Barnum's Brutto-Einnahme nach Miß Lind's Bezahlung					535,486	25
Totaleinnahme von 95 Concerten					712,161	34

Preise der Billets. — Die höchsten Preise, die für Billets bezahlt wurden, kamen in den Auctionen und zwar folgendermaßen vor: John N. Genin in New-York 225 Doll.; Ossian E. Dodge in Boston 625 Doll.; Oberst William C. Roß in Providence 650 Doll.; M. A. Root in Philadelphia 625 Doll.; Mr. d'Arcy in New-Orleans 240 Doll.; der Wirth eines Erfrischungssalons in St. Louis 150 Doll.; ein Daguerreotypist in Baltimore 100 Doll. Die Namen der letztern Beiden sind mir nicht mehr erinnerlich. Nach dem Verkauf des ersten Billets fiel der Preis gewöhnlich auf 20 Dollars und so weiter herunter. Der feste Preis der Billets variirte von 7 Dollars bis 3 Dollars. Stehbillets kosteten 1 bis 2 Dollars.

Zwölftes Kapitel.

Nebengeschäfte. — Die Büffeljagd u. s. w.

Bei meinen Nebengeschäften oder zeitweiligen Unternehmungen ward das Amerikanische Museum keineswegs von mir vernachlässigt. Es war dieses ja mein erstes wirklich erfolgreiches Geschäft und ich habe mich fortwährend bemüht, die Anziehungskraft desselben zu vermehren und dabei keinerlei Kosten gescheut.

Während meines Aufenthalts in Europa sah ich mich fortwährend nach Neuigkeiten um. Alle Jahrmärkte und Messen, in deren Nähe ich kam, besuchte ich, um Ausstellungsgegenstände, von denen ich glaubte, daß sie sich in den Vereinigten Staaten bezahlt machen würden, zu kaufen oder zu miethen.

So ging ich unter andern mit dem Vorhaben um, das Haus, in welchem Shakespeare geboren worden, zu kaufen und es in meinem Museum in New-York aufzustellen. Unglücklicherweise aber ward der ganze Plan verrathen, der britische Nationalstolz fühlte sich nicht wenig beleidigt und mehrere englische Gentlemen kauften sofort das Haus im Namen eines von ihnen gegründeten Shakespeare-Vereins. Wäre die Sache nur noch ein paar Tage länger verschwiegen geblieben, so hätte ich eine famose Spekulation gemacht, denn man versicherte mir später, daß das britische Volk auf keinen Fall den Transport dieses Hauses nach Amerika zugegeben, sondern mir es lieber für zwanzigtausend Pfund wieder abgekauft hätte. Die in dem königlichen polytechnischen Institut zu London ausgestellten Maschinenmodelle gefielen mir so gut, daß ich Duplicate davon anfertigen ließ, eben so auch von den Nebelbildern, dem Chromatrop und Physioskop, mit Einschluß vieler, auf meine ausdrückliche Bestellung gemalten amerikanischen Landschaften, wofür ich zusammen 7000

Dollars bezahlte. Nachdem sie lange genug in meinem Museum gezeigt worden, verkaufte ich sie an einen reisenden Schausteller, der noch jetzt in den Vereinigten Staaten damit herumzieht.

Ich besuchte die große fünfjährige Ausstellung zu Paris im Jahre 1844 und verwendete 400 Dollars auf den Ankauf von Robert Houdin's sinnreichem Automatenschreiber, viele andere mechanische Figuren, ausgezeichnete Cosmoramenbilder 2c. Das sehr beliebte panoramische Diorama des Leichenbegängnisses Napoleons ward in Paris auf meine Bestellung für 3000 Dollars gefertigt. Alle Ereignisse dieses großartigen Schaugepränges von der Einschiffung der Leiche in St. Helena an bis zu ihrer Beisetzung im Hotel der Invaliden unter der prachtvollsten militairischen Parade, die jemals in Frankreich gesehen worden, war auf wundervolle Weise bildlich dargestellt. Dieses Gemälde ward, nachdem es im Amerikanischen Museum seine Zeit gehabt, verkauft und mit gutem Gewinn und großem Beifall noch lange an andern Orten ausgestellt.

Da ich gerade hiervon spreche, obschon ich hierbei aus der chronologischen Ordnung falle, erwähne ich das prachtvolle Panorama des Krystallpalastes, welches auf meine Bestellung von dem berühmten De Lemand gemalt ward. Oberst John Du Solle, der gewandte, geistreiche Journalist, begleitete ihn zu diesem Behufe nach London, um den erläuternden Text dazu zu schreiben. Das große Werk ist bis jetzt nur erst in wenigen Städten ausgestellt worden, doch wird es noch viele Jahre als ein Andenken an die große Weltausstellung eine interessante Curiosität sein.

Während meines Aufenthalts in London im Jahre 1844 hörte ich von einer Gesellschaft Campanalogen oder Glockenspieler aus Lancashire, welche in Irland Concerte gaben. Ich bewog sie, mit mir in Liverpool zusammenzutreffen und engagirte sie hier für eine amerikanische Kunstreise. Eine meiner Bedingungen war, daß sie sich Schnurrbärte wachsen ließen, ein malerisches Costüm anlegten und sich für „schweizerische Glockenspieler" ausgäben. Anfangs machten sie in ihrem fast unverständlichen Lancashire'schen Dialekt allerhand Einwendungen, weil sie, wie sie sagten, nur Englisch sprächen und sich unmöglich für Schweizer ausgeben könnten. Diesen Einwand zogen sie jedoch zurück, als ich ihnen versicherte, daß, wenn sie in Amerika eben so Englisch sprächen, wie sie so eben mit mir gesprochen, sie sich ganz getrost für Schweizer oder sonst etwas ausgeben könnten, ohne daß Jemand etwas merkte.

So wie in andern Fällen war auch in diesem die Täuschung hinsichtlich des Geburtsortes eine unerhebliche, die Niemandem etwas schadete. Diese sieben Leute waren in der That bewunderungswürdig in ihrer Kunst und verstanden mittelst ihrer zahlreichen Glocken von verschiedener Größe ganz allerliebste Musik zu machen. Sie erregten in vielen Theilen der Vereinigten Staaten, in Canada und Cuba großes Aufsehen.

Um England für den Verlust dieser Glockenspieler zu entschädigen, schickte

ich einen Agenten nach Amerika, um eine Gesellschaft Indianer mit Einschluß von Frauen herüberzuholen. Er begab sich nach Iowa und kehrte mit einer Gesellschaft von sechzehn Personen nach London zurück. Sie wurden von Mr. Catlin für unsere gemeinschaftliche Rechnung gezeigt und blieben endlich in seiner alleinigen Obhut.

Während meines ersten Besuchs in Amerika von Europa aus schloß ich ein Engagement mit Herrn Faber, einem schon bejahrten, scharfsinnigen Deutschen, der eine Sprechmaschine oder einen Automatensprecher gebaut hatte. Diese Figur war in Lebensgröße und sprach, wenn die Maschinerie durch Tasten, gleich denen eines Klaviers, in Bewegung gesetzt ward, Worte und ganze Sätze mit überraschender Deutlichkeit. Mein Agent zeigte diese Maschine mehrere Monate lang in der Egyptischen Halle zu London, sowie auch in den Provinzen.

Auf demselben Besuche in New-York besuchte mich „Hervio Nano", der dem Publikum unter dem Namen der „Gnomenfliege" bekannt und auch wegen seiner Affenkünste berühmt war. Seine körperliche Mißgestaltung war die Ursache, daß er, wenn er darnach angekleidet war, wirklich viel Aehnliches mit einem Affen hatte. Er wünschte, daß ich ihn in London zeigen möchte, da ich aber schon alle Hände voll hatte, so lehnte ich es ab. Er traf jedoch ein sofortiges Arrangement mit zwei Amerikanern, die ihn nach London führten. Sie färbten ihm Gesicht und Hände und steckten ihn in einen härenen Anzug, welcher einem Thierfelle glich. Dann kündigten sie ihn als ein merkwürdiges räthselhaftes Geschöpf unter dem Namen „Was ist es?" an, welches nach ihrem Vorgeben in den Gebirgen von Mexiko gefangen worden. Sie behaupteten, es sei ein „wilder Mensch", der nicht sprechen könne, wohl aber viel Scharfsinn und Klugheit an den Tag lege. Ich ward in das Geheimniß eingeweiht, natürlich unter der Bedingung, reinen Mund zu halten. Die Schaustellung geschah in der Egyptischen Halle und der Curiosität wegen war ich bei dieser Eröffnung zugegen. Ehe noch eine halbe Stunde verging, erkannte einer der Zuschauer, welcher Hervio Nano schon früher gesehen, ihn trotz seiner Vermummung und entlarvte den Betrug. Das Geld ward den Zuschauern zurückgegeben und dies war das erste und letzte Auftreten des „Was ist es?" in dieser Eigenschaft. Hervio Nano starb bald darauf in London.

Im Juni 1851 schickte ich die Kinder Bateman nach London. Sie spielten auf dem St. Jamestheater in London, sowie auf mehreren Provinzialtheatern. Ehe ich nach England ging, spielten sie mehrere Wochen in dem Amerikanischen Museum.

Die Riesen, welche ich nach Amerika schickte, waren nicht die größten meiner Raritäten — die Zwerge waren die kleinsten und die schottischen Knaben interessant, nicht sowohl wegen ihres Gewichts, als wegen der räthselhaften Art und Weise, auf welche einer derselben mit verbundenen Augen Fragen

beantwortete, die von den andern in Bezug auf von den Zuschauern bezeichnete oder dargereichte Gegenstände gethan wurden.

Im Juni 1850 fügte ich die berühmte Chinesische Sammlung den übrigen Sehenswürdigkeiten des Amerikanischen Museums hinzu. Auch engagirte ich die chinesische Familie, welche aus zwei Männern, zwei Frauen und zwei Kindern bestand. Mein Agent zeigte sie während der Weltausstellung in London. Im October 1852 engagirte ich gemeinschaftlich mit Oberst Henry Sandford und Mr. Georg A. Wells gegen einen Antheil an dem Unternehmen, aber alleinige Besorgung und Leitung desselben, Miß Katharine Hayes und Herrn Begnis für sechzig Concerte in Californien, welches Engagement zu unserer Zufriedenheit durchgeführt ward.

Daneben befaßte ich mich mit vielen kleineren Unternehmungen auf alleinige Rechnung, wie z. B. die Kilmistische Familie, wandernde Panoramen 2c., doch ist die Erinnerung davon nicht interessant genug, um hier weiter erwähnt zu werden.

Als ich 1845 in Europa war, kaufte ich durch meinen Agenten Fordyce Hitchcock das Museum in Baltimore, und übertrug meinem Onkel Alanson Taylor die Aufsicht darüber. Er erkrankte im April, ward nach Bethel in Connecticut geschafft und starb hier im Juni 1846. Hierauf verkaufte ich das Museum an die „Orpheus-Familie".

Im Jahre 1849 eröffnete ich ein Museum in Dr. Swaim's Hause an der Ecke der Chestnut- und der Siebenten Straße in Philadelphia. Es ward elegant eingerichtet und mehrere Jahre lang mit Erfolg geleitet. Obschon von einem guten Director unterstützt, ward meine Zeit und Aufmerksamkeit doch durch dieses Etablissement zu sehr in Anspruch genommen, weshalb ich es 1851 für 40,000 Doll. an C. Spooner, Esq., verkaufte. Gegen Ende des Jahres 1851 ward das Gebäude mit seinem ganzen Inhalt durch eine Feuersbrunst verzehrt. Mr. Spooner hatte versichert. Der Verlust war für Philadelphia ein sehr beklagenswerther. Das Museum war ein sehr beliebter Sammelplatz für Familien und Mr. Spooner leitete es auf eine Weise, welche ihm die Lobsprüche und Freundschaft der ersten Familien dieser Stadt erwarb. Man forderte ihn deshalb auch dringend auf, das Etablissement wieder aufzubauen, aber andere einträgliche Geschäftsverbindungen ließen ihn nicht dazu kommen.

Während mein Museum in Philadelphia in vollem Gange war, machte mir Peale's Museum in der Freimaurer-Halle bedeutende Concurrenz. Dieses Unternehmen verunglückte aber endlich dennoch, und ich erstand die Sammlung bei der nothwendig gewordenen gerichtlichen Versteigerung für fünf oder sechstausend Dollars gemeinschaftlich mit meinem Freunde Moses Kimball. Die darin enthaltenen Gegenstände wurden unter uns gleichmäßig getheilt. Die eine Hälfte ward seinem Museum in Boston, und die andere Hälfte meinem Amerikanischen Museum in New-York einverleibt.

Im Jahre 1849 entwarf ich den Plan zu einem großen wandernden Mu-

seum und einer Menagerie. Da ich weder Zeit noch Lust hatte, ein solches Geschäft selbst zu leiten, so bewog ich Mr. Seth. B Howes, der als „Schausteller“ mit Recht berühmt ist, mit mir gemeinschaftliche Sache zu machen und die Leitung allein zu übernehmen; Mr. Sherwood E. Stratton, Vater des Generals Tom Thumb, trat ebenfalls mit hinzu, so daß der Gewinn nun in drei Theile ging.

Zur theilweisen Ausführung dieses Planes mietheten wir das Schiff „Regatta“, Capitain Pratt, und schickten es mit unseren Agenten, den Herren June und Nutter, nach Ceylon. Das Schiff verließ New-York im Mai 1850 und war gerade ein Jahr abwesend. Ihr Auftrag war, zwölf oder mehr lebendige Elephanten, nebst anderen wilden Thieren, wie sie sich eben darbieten würden, zu fangen oder zu kaufen. Um für eine Ladung so ungeheuerer Thiere hinreichendes Futter zu beschaffen, kauften wir in New-York eine große Quantität Heu. Fünfhundert Tonnen davon wurden auf der Insel St. Helena zurückgelassen, um auf der Rückreise des Schiffes wieder abgeholt zu werden. Dauben und Reifen zu Wasserfässern wurden ebenfalls auf St. Helena deponirt.

Da unsere Agenten nicht im Stande waren, weder in Columbo, noch in Kandy, den beiden Hauptorten der Insel Ceylon, die verlangte Zahl Elephanten zu kaufen, so engagirten sie einhundertundsechzig Eingeborene, drangen mit diesen in die Dschungels, wo es ihnen nach vielen Abenteuern und Gefahren gelang, dreizehn große Elephanten, mit Einschluß eines Weibchens und ihres erst sechs Monate alten Kalbes, zu fangen. Im Laufe dieser Expedition erlegten die Herren Nutter und June eine große Anzahl dieser Thiere und hatten zahlreiche und furchtbare Kämpfe zu bestehen, von welchen der gefährlichste am 23. November 1850 bei Anaradscheh Pura stattfand, als man sich bemühte, mit Hilfe der Eingeborenen und gezähmter Elephanten, eine wilde Heerde in einen indianischen Kraal hineinzutreiben.

Sie kamen mit zehn der Elephanten in New-York an und brachten auch einen der Eingeborenen mit, welcher sich auf die Behandlung dieser Thiere verstand. Wir fügten noch eine Caravane wilder Thiere und viele Museumsraritäten hinzu, so daß die ganze Ausrüstung, mit Einschluß von Pferden, Transport- und Personenwagen, Zelt u. s. w. 109,000 Dollars zu stehen kam, und begannen unsere Operationen in Gegenwart und unter den Auspicien des Generals Tom Thumb, der nun schon seit vier Jahren als eine der größten Sehenswürdigkeiten von „Barnum's großer asiatischer Caravane, Raritätensammlung und Menagerie“ auf der Reise begriffen ist.

Der Beifall, den diese Schaustellung fand, lockte zahlreiche kleinere Schaubuden an, die uns bald sehr lästig und nachtheilig wurden. Aus diesem Grunde errichteten wir auch noch eine Circusgesellschaft, welche an demselben Tage und in derselben Gegend spielt, wo die Menagerie und das Museum ausgestellt werden. Droht nun irgendwo eine Concurrenz sich in den Weg zu stellen, so brauchen wir blos unsere beiden Gesellschaften zu dem einfachen Eintrittspreis

zusammenwirken zu lassen und jede Concurrenz ist unmöglich. Unsere Einnahme innerhalb vier Jahren betrug beinahe eine Million Dollars.

Man wird zugeben, daß diese Unternehmungen auf reeller Grundlage beruhen, obschon ich auch bei mehreren andern betheiligt gewesen bin, die man nicht so recht hat billigen wollen. Es ist nicht meine Absicht, mich hierüber zu streiten, sondern blos die Thatsachen zu erzählen, wie folgt:

Das wollige Pferd. — Im Sommer 1848, während ich mit General Tom Thumb in Cincinnati war, ward meine Aufmerksamkeit durch Anschlagzettel angelockt, welche zum Besuche der Schaustellung eines wolligen Pferdes einluden. Da ich stets nach Allem spähte, was geeignet war, das Publikum zu amüsiren oder in Erstaunen zu setzen, so besuchte ich diese Ausstellung und fand, daß das Thier eine wirkliche Curiosität war. Es war ein wohlgebautes Pferd von ziemlich kleinem Wuchs, ohne Mähne oder auch nur das geringste Haar am Schweife. Der ganze Körper und die Beine waren mit einer dichten, schönen Wolle bedeckt, die in kleinen Löckchen fest auf der Haut lag. Es war in Indiana zur Welt gekommen und gewährte als merkwürdiges Naturspiel in der That großes Interesse. Ich kaufte es und schickte es nach Bridgeport in Connecticut, wo es ganz in aller Stille in einer abgelegenen Scheune untergebracht ward, bis ich glauben würde, daß es Zeit sei, es wieder zum Vorschein zu bringen.

Endlich kam die Gelegenheit dazu. Oberst Fremont hatte sich in den pfadlosen Schneegefilden der Felsengebirge verirrt. Es herrschte deswegen große Aufregung und man sprach schon hier und da die Befürchtung aus, daß der muthige Soldat und Ingenieur dem strengen Winter zum Opfer gefallen sei. Endlich jedoch brachte die Post die Nachricht von seiner Rettung. Alles freute sich darüber. Nun sah ich, daß mit dem „wolligen Pferde" etwas zu machen sein würde. Es ward sorgfältig in Decken eingenäht, so daß nichts davon zu sehen war, als die Augen und die Hufe, nach New-York transportirt und hier in einen Stall gebracht, wo kein neugieriges Auge hindringen konnte.

Von der nächsten Post hieß es, sie habe die Nachricht gebracht, daß es Oberst Fremont und seiner kühnen Kriegerschaar nach einer dreitägigen Jagd gelungen sei, an dem Flusse Gila ein ganz außerordentliches räthselhaftes Geschöpf zu fangen, welches einige Aehnlichkeit mit einem Pferde, aber weder Mähne noch Schweif habe, und dessen Haut mit dichter Wolle bewachsen sei. Der Bericht fügte ferner hinzu, der Oberst habe dieses wunderbare Thier dem Quartiermeister der Vereinigten Staaten zum Geschenk übersendet.

Zwei Tage nach dieser Mittheilung erschien in mehreren New-Yorker Blättern die folgende Ankündigung:

„Oberst Fremont's räthselhaftes Geschöpf oder wolliges Pferd wird vor seinem Weitertransport nach London einige Tage an der Ecke von Broadway und Readestreet gezeigt werden. Die Natur scheint bei der Hervorbringung dieses staunenswerthen Thieres ihren ganzen Scharfsinn aufgebo-

ten zu haben. Es ist außerordentlich complicirt und gewissermaßen eine Zusammenstellung von Theilen des Elephanten, des Rehes, des Pferdes, des Büffels, des Kameels und des Schafes. Es hat die volle Größe eines Pferdes, die Hanken des Rehes, den Schwanz des Elephanten, schöne gekräuselte Wolle von der Farbe des Kameelhaares, und springt mit leichter Mühe zwölf bis fünfzehn Fuß hoch. Naturforscher sowohl, als auch die ältesten Steppenjäger versicherten Oberst Fremont, noch nie zuvor etwas davon gewußt zu haben. Ohne Zweifel ist es das „neueste Erzeugniß der Natur" und das herrlichste Exemplar der wunderbaren Naturproducte Californiens. Es ist im Laufe dieser Woche alle Tage zu sehen. Eintrittspreis 25 Cents, Kinder die Hälfte."

An dem Hause, in welchem das Thier aufgestellt war, Stuart's großem Kaufladen gerade gegenüber, waren mehrere große Transparents angebracht, auf welchen das räthselhafte Thier in voller Flucht und von dem tapfern Fremont und seinen wackern Soldaten verfolgt, dargestellt war. Die Straßenecken waren mit Anschlagzetteln bedeckt und mit Holzschnitten geziert, welche dasselbe ergreifende Ereigniß veranschaulichten. Die Zeichnung hierzu ward von meinem Lieblingskünstler, T. W. Strong, entworfen. Dieser ist ein wahrhaftes Original, wie er durch mehrere seiner Werke hinreichend bewiesen. Wenn das räthselhafte Thier den furchtbaren Sprung, wie er hier dargestellt war, wirklich gethan hätte, so würde es nicht weniger als fünf Meilen weit gesprungen sein, und hätte es lebend die andere Seite des Thales erreicht, so glaube ich, daß selbst die Schnelligkeit von Fremont's Rossen das Thier nicht eingeholt haben würde.

Das Publikum hatte einmal Appetit nach etwas Greifbarem von Oberst Fremont. Man lechzte förmlich darnach. Man ward von einem förmlichen Heißhunger gefoltert. Das Publikum würde sonst etwas hinuntergeschluckt haben, und ich warf ihm als guter Genius nicht einen „Knochen", sondern einen ganz trefflichen Leckerbissen, einen Bonbon, zu und es verschlang ihn auf einen einzigen Ruck!

Mein Agent versuchte mit diesem wolligen Pferde auch in mehreren Provinzialstädten mit leidlichem Erfolge sein Heil und endlich ward es nach Washington gebracht, um zu sehen, ob auch den Politikern die Wolle über die Augen gezogen werden könnte. Mehrere Tage lang ging das Geschäft ganz gut, bis Oberst Benton, dem an dem Rufe seines Schwiegersohnes natürlich viel lag, meinen Agenten auf die Anklage hin, daß er ihm unter falschem Vorgeben fünfundzwanzig Cents abgenommen, verhaften ließ, wo dann dieser Senator von Missouri erklärte, da sein Schwiegersohn in keinem der zahlreichen Briefe, die er von ihm erhalten, von diesem Pferde etwas erwähnt habe, so sei er überzeugt, daß Oberst Fremont dieses Thier nie gesehen habe.

Ein solches Zeugniß konnte als ein negatives natürlich nichts beweisen.

Der Prozeß ward durchgefochten und das „wollige Pferd“ ging siegreich daraus hervor.

Das Aufsehen, welches Oberst Benton, ohne es zu wollen, dadurch hervorrief, vermehrte die Einnahme der nächstfolgenden Tage bedeutend; da ich indessen Oberst Benton von jeher hoch achtete und seine Gefühle zu schonen wünschte, so ließ ich das Pferd zurück nach Bridgeport bringen, wo es nach einigen Jahren zum letzten Male ausschlug.

Eine Zeit lang ließ ich es auf einem Felde dicht an der öffentlichen Heerstraße frei herumlaufen, wo dann sehr oft Reisende von New-York Gelegenheit bekamen, ihren wolligen Freund in seiner Zurückgezogenheit zu sehen und zu beobachten.

Die Büffeljagd. — Am 17. Juni 1843 wohnte ich der großen Feier in Bunker's Hill bei und hörte Mr. Webster's Rede. Nicht weit von dem Monument waren unter einem alten Leinwandzelte eine Heerde einjähriger Büffelkälber zur Schau ausgestellt. Es waren ihrer fünfzehn und ich kaufte sie alle zusammen für 700 Dollars. Ich hatte eine Idee im Kopfe, die, wenn ich sie ausführen konnte, dieses ausgelegte Geld vermittelst dieser Büffel reichlich wieder einbringen mußte und ich war entschlossen, sie zu versuchen. Die Thiere waren mager und sehr gelehrig, da sie aus den Ebenen des fernen Westen herbeigetrieben worden. Ich ließ sie nach New-York bringen und hier nach New-Jersey bei Hoboken in eine Scheune einquartieren. Mr. C. D. French, von dem ich sie kaufte, verstand den Lasso zu werfen und ich engagirte ihn für 30 Dollars monatlich, um die Büffel bis zu der Zeit, wo meine Pläne zur Reife gediehen sein würden, zu füttern und sonst abzuwarten.

Bald darauf erschienen in den Zeitungen einzelne Notizen, welche meldeten, daß eine Heerde ganz jung mit dem Lasso gefangener Büffel sich jetzt auf dem Wege von dem Felsengebirge nach Europa über New-York befinde, unter Führung derselben Leute, die sie gefangen. Nach einigen Tagen erschienen weitere Artikel, in welchen gesagt ward, daß, wenn diese Büffel auf sichere Weise in eine Rennbahn gebracht und von den Besitzern derselben eine regelmäßige Büffeljagd, welche den Gebrauch des Lasso u. s. w. veranschaulichte, veranstaltet würde, dies ein Schauspiel sein müsse, nach welchem man schon einige Meilen weit gehen könne. Einer dieser Correspondenten erklärte, man könne recht gut einen Dollar dafür geben; ein anderer versicherte, daß ganz gewiß fünfzigtausend Personen mit Freuden dafür bezahlen würden u. s. w. Einer brachte die Rennbahn auf Long Island in Vorschlag. Ein anderer meinte, ein großer ausdrücklich zu diesem Zwecke eingehegter Platz in Harlem werde besser sein, und ein dritter bezeichnete Hoboken als den besten Platz.

Nach einiger Zeit erschien die folgende Ankündigung in den öffentlichen Blättern, während gleichzeitig Zettel desselben Inhaltes mit Abbildungen von

wilden, durch berittene Indianer verfolgten Büffeln fern und nah mit freigebiger Hand verbreitet und vertheilt wurden.

„Große Büffeljagd, ohne Eintrittsgeld. — In Hoboken, Donnerstag den 31. August, um drei, vier und fünf Uhr Nachmittags.

☞ Mr. C. D. French, einer der kühnsten und erfahrensten Jäger des Westens ist auf seinem Wege nach Europa mit einer von ihm selbst bei Santa Fé eingefangenen Büffelheerde hier eingetroffen. Er wird die Art und Weise zeigen, auf welche die wilden Büffel gejagt werden und den Lasso werfen, vermittelst dessen man diese Thiere im wildesten und ungezähmtesten Zustande fängt. Es ist dies vielleicht eine der schwierigsten und interessantesten Leistungen, deren der Mensch fähig ist, weil dazu nicht blos ein vollkommener und erfahrener Reiter, sondern auch unglaubliche Körperkraft und Gewandtheit gehört. Jeder Mann, jede Frau und jedes Kind können hier die wilde Jagd der westlichen Prairien sehen, weil dieses Schauspiel gratis gegeben und in der großen Rennbahn der Herren Stevens, nur in kurzer Entfernung von der Hoboken-Fähre, stattfinden wird, wo wenigstens fünfzigtausend Herren und Damen diese interessante Jagd bequem mit ansehen können. Die Große Jagd wird zu drei bestimmten Stunden wiederholt werden. Um drei Uhr Nachmittags werden zwölf bis zwanzig Büffel losgelassen werden und Mr. French als Indianer auf einem Prairiepferde mit mexikanischem Sattel erscheinen, die Büffel auf der Rennbahn umherjagen und einen mit dem Lasso fangen. Um vier und fünf Uhr wird die Jagd wiederholt und die Zwischenpause jedesmal durch verschiedene andere Spiele ausgefüllt werden. Das Stadt-Hornistencorps wird dabei das Publikum durch Aufführung dazu passender Musikstücke unterhalten.

„Gefahr ist durchaus nicht zu befürchten, da eine doppelte Barriere um die ganze Bahn gezogen ist, um alle Möglichkeit einer allzu großen Annäherung der Büffel an die Zuschauer zu verhindern. Es wird für Extrafährboote gesorgt sein, welche von Barclay-, Canal- und Christopher-Streets abfahren. Sollte das Wetter stürmisch sein, so findet die Vorstellung zu denselben Stunden an dem ersten nächstfolgenden schönen Tage statt.

Das Geheimniß einer Gratisvorstellung dieser Art läßt sich, obschon man es damals nicht begriff, mit wenig Worten erklären. Ich hatte sämmtliche Fähren nach Hoboken zu einem bestimmten Preise gemiethet und alle Einnahme an dem bestimmten Tage war mein.

Die Versicherung, daß von den Büffeln keine Gefahr zu fürchten sei, war einfach lächerlich. Die armen Geschöpfe waren so schwach und zahm, daß es sehr zweifelhaft war, ob sie überhaupt laufen würden, trotzdem mein Gehilfe French eine Masse Hafer in sie hineingefüttert hatte, um ein wenig mehr Leben in sie zu bringen.

Der verhängnißvolle Tag brach an. Die Zeit bei der Stirn fassend, setzten schon vor zehn Uhr eine Menge Menschen nach Hoboken über und

Mittags schon waren die Fähren fortwährend mit so viel Menschen besetzt, als sie fassen konnten. Ein Extraboot, der „Pesaic“, ward noch in Requisition gesetzt und der Andrang der Passagiere dauerte bis fünf Uhr. Vierundzwanzigtausend Menschen ließen sich an diesem Tage mit den Fährbooten nach Hoboken übersetzen. Jede derselben bezahlte $6^1/_4$ Cents hin und etwa so viel zurück und die Gesammteinnahme mit Einschluß der Gebühr für Wagen betrug 3500 Dollars. Viele tausend Personen waren auch aus den verschiedenen Gegenden von New-Jersey anwesend und diese, obschon sie ebenfalls mit auf meiner Mühle mahlten, waren natürlich von dem Fährzoll befreit.

Das für diese Gelegenheit gemiethete Musikchor that alles Mögliche, um die zahllose Menge bis um drei Uhr zu amüsiren. Präcis mit dem Schlag dieser Stunde kamen die Büffel aus einer mitten in der Umzäunung aufgeschlagenen Bude, nachdem mein Gehilfe French ihnen vorher mit einem scharfen Stocke zugesetzt, in der Hoffnung sie bei ihrem ersten Auftreten „in Trab zu setzen.“ Er ritt als Indianer angekleidet und bemalt auf einem feurigen Rosse mit dem Lasso in der einen und einem spitzigen Stocke in der andern Hand hinter ihnen her, aber die armen kleinen Kälber huschten und duckten sich an einander und wollten sich nicht von der Stelle rühren! Dieser Anblick war so ganz unerwartet und so komisch, daß die Zuschauer in ein furchtbares und schallendes Gelächter ausbrachen. Dieser Lärm machte die Büffel etwas stutzig und von French und seinen Gehilfen gestachelt, fielen sie endlich in einen langsamen Trab. Die allgemeine geräuschvolle Heiterkeit begann von Neuem. Die Zuschauer schwenkten ihre Hüte und brüllten ein wildes Halloh, die Büffel fingen an zu galoppiren, rannten gegen die niedrige, aus zwei schmalen Bretern stehende Umzäunung, stürzten darüber hinweg und humpelten so schnell sie konnten weiter. Das Gedränge auf dieser Seite setzte kein Hinderniß entgegen. Als man nun die Thiere herankommen sah und nicht nahe genug war, um zu sehen wie harmlos sie waren, stürzte Alles — Männer, Frauen und Kinder — wild durcheinander. Nie hatte es einen solchen Wirrwarr gegeben. Die Büffel, die eben so erschrocken und ängstlich waren als die Zuschauer, flüchteten sich endlich in einen benachbarten Sumpf und alle Bemühungen, sie aus demselben herauszujagen, waren vergeblich. French fing indessen doch einen mit seinem Lasso und amüsirte dann die Zuschauer dadurch, daß er den Lasso nach Pferden und Reitern warf, so daß Alles auf guter Laune blieb. Niemand schien die Fährbootspekulation zu ahnen — der Unternehmer war unbekannt — die Vorstellung hatte gratis stattgefunden, man hatte sich für $12^1/_2$ Cents ungeheuer amüsirt und Niemand beklagte sich. Es dauerte jedoch bis nach Mitternacht, ehe alle Zuschauer wieder auf den vorhandenen Fähren nach New-York hinüber gelangen konnten.

N. P. Willis, Redacteur des „Home Journal“, schrieb einen Artikel über die Gutmüthigkeit, mit welcher das amerikanische Publikum sich auf geschickte Weise zum Besten haben läßt. Er sagte, er sei selbst mit nach

Hoboken gegangen, um die Büffeljagd mit anzusehen. Es war ziemlich vier Uhr, als das Boot von Barclay Street abfuhr, und dennoch war es so dicht angefüllt, daß viele Personen sich auf die Brustwehr stellen und an den Stangen des Zeltdaches anhalten mußten. Als sie das Ufer von Hoboken erreichten, stieß ein eben so volles Boot von dort ab. Die Passagiere des ankommenden Bootes riefen denen in dem zurückkehrenden zu: „Ist denn die Büffeljagd schon vorbei?" Die Antwort hierauf war: „Ja, es war die größte Windbeutelei, die man je gehört!" Willis setzte hinzu, daß die Passagiere des Bootes, in welchem er sich befand, sich darüber so freuten, daß sie sofort dem Urheber dieser Windbeutelei, möchte er sein wer er wolle, ein dreimaliges Lebehoch ausbrachten.

Am Tage nach der Büffeljagd in Hoboken begegnete ich meinem Freund Frederick West, Redacteur des „Sunday Atlas", der nicht in das Geheimniß eingeweiht war. „Dieser Frenck," sagte er, „ist fast ein eben so großer Windbeutel als Sie." Ich dankte ihm für die ehrenvolle Ausnahme und erzählte ihm, ich hätte mich als Zuschauer bei jener Scene sehr ergötzt. „Was mich am meisten amüsirte," sagte ich, „war, die Leute vor Furcht ausreißen und kreischen zu hören, als die kleinen harmlosen Kälber die Umzäunung durchbrachen und nach dem Sumpfe rannten."

„Wo waren Sie denn da?" fragte West.

„In der Nähe der Bude, von wo die Jagd ausging," entgegnete ich.

„Na," antwortete West mit etwas unzufriedenem Lächeln, „da ich zufällig unter dem Theile des Publikums war, welcher vor Angst davonlief, so kam mir die Sache freilich nicht so spaßhaft vor, wie Ihnen."

Dasselbe Experiment ward später mit vielem Erfolg in Camden, Staat New-Jersey, Philadelphia gegenüber, wiederholt, worauf eine Anzahl der Büffel nach England geschickt und verkauft und die übrigen gemästet, geschlachtet und auf Fulton Markt mit fünfzig Cents pro Pfund verkauft wurden.

Die Gerechtigkeit gegen mich selbst verlangt, hierbei nicht unerwähnt zu lassen, daß das Publikum von meiner Betheiligung an der Schaustellung des wolligen Pferdes oder der Büffelheerde durchaus keine Ahnung hatte. Die Wahrheit kam erst durch meine freiwilligen Geständnisse an den Tag.

Es ist hier gerade nicht der rechte Ort von einem Journale zu sprechen, doch erinnert mich die zufällige Erwähnung Mr. West's an den „Sunday Atlas", der stets ein Lieblingsblatt von mir war. Ich kannte die Eigenthümer desselben, West, Herrick und Ropes, als sie die Herausgabe dieses Blattes anfingen. Sie gehörten zur Zahl meiner ältesten Freunde und erzeigten mir viele Gefälligkeiten, die ich, so oft sich die Gelegenheit darbot, erwiderte. Meine früher erwähnte europäische Correspondenz ward für dieses Blatt geschrieben.

Dem, was ich jetzt erzählen will, muß ich die Bemerkung vorausschicken, daß die Eigenthümer des Atlas mein Portrait mit einer kurzen Skizze meines Lebens, mit zahlreichen Anekdoten gewürzt, veröffentlicht hatten.

Zu der Zeit, wo Adams von Colt ermordet ward, war die Aufregung in New-York ungeheuer und als die Leiche des Ermordeten zerschnitten, in eine Kiste gepackt und nach New-Orleans verschifft entdeckt ward, erschien eine kleine Flugschrift, welche das angeblich treue Portrait des gemordeten Adams mittheilte. Wie tausend Andere, wünschte ich zu wissen, wie der arme Mann ausgesehen habe, und kaufte daher begierig ein Exemplar. Wer aber beschreibt mein Erstaunen, als ich fand, daß man von dem „Atlas" einen Abklatsch meines Portraits gekauft und als Adams' Portrait unter die Leute gebracht hatte! Damals ebenso wie vielmal zuvor und hernach war ich der Meinung, daß Schausteller nicht die Einzigen seien, welche Humbug trieben.

Im Jahre 1843 wurden die Redacteurs des „Atlas" durch eine Menge Anklagen wegen Verläumdung oder Pasquills behelligt. Gleich im ersten Falle ward eine Caution von 5000 Dollars verlangt. Ich schaffte sie. Sogleich ward ein zweiter Prozeß von derselben Person instruirt und ich schaffte wieder denselben Betrag. Eine dritte Anklage folgte und wieder bot ich mich als Bürge an. Der Anwalt des Klägers, welcher gehofft hatte, durch das Anhängigmachen so vieler Prozesse den Angeklagten die Möglichkeit der Bürgschaftstellung zu rauben, ärgerte sich nicht wenig, daß ich mich allemal zum Bürgen anbot.

Als ich das dritte Mal in dieser Absicht vor dem Richter erschien, ward der Advokat aus Aerger unverschämt. „Mr. Barnum," sagte er, „Sie haben sich schon für 10,000 Dollars verbürgt und jetzt wollen Sie sich abermals für 5000 Dollars verbürgen. Haben Sie denn aber auch 15,000 Dollars im Vermögen?"

„Ja wohl, Sir," entgegnete ich.

„Worin besteht denn Ihr Vermögen, Sir?" fragte er in gebieterischem Tone.

„Wünschen Sie, daß ich Ihnen eine Uebersicht davon gebe?" fragte ich.

„Ja wohl, Sir, ich bestehe darauf, daß Sie uns eine specielle Uebersicht darüber mittheilen, ehe Sie als weiterer Bürge angenommen werden," entgegnete er in bestimmtem Tone.

„Haben Sie die Güte, die einzelnen Gegenstände zu notiren, so wie ich sie anführen werde."

„Ja wohl, Sir," antwortete er, indem er einen Bogen Papier zur Hand nahm und die Feder eintauchte.

„Ein ausgestopfter Elephant, 1000 Dollars," sagte ich.

Er sah mich ein wenig überrascht an, notirte aber, was ich gesagt.

„Eine ausgestopfte Affenhaut und zwei Gänserichhäute, so gut wie neu — zusammen 15 Dollars."

„Was soll das heißen? Was wollen Sie, Sir?" sagte er, indem er entrüstet auffsprang.

„Nun, ich diktire Ihnen das Inventarium meines Museums. Es ent-

hält fünfzehnhunderttausend verschiedene Artikel,'' entgegnete ich mit gebührendem Ernst.

,,Ich fordere den Gerichtshof auf, mich vor Beleidigungen zu schützen,'' rief der Advocat mit vor Wuth bebender Stimme, während er kirschbraun im Gesicht ward.

Richter Ulshöffer entschied, daß ich blos thäte, was der Anwalt verlangt hätte und wenn er sich mit meiner eidlichen Versicherung meiner Zahlungsfähigkeit nicht begnüge, so müsse ich allerdings in dem ,,Kataloge'' meines Museums weiter fortfahren. Der Advocat entschloß sich murrend, die eidliche Versicherung gelten zu lassen, ohne weiter auf Specialitäten einzugehen.

Dreizehntes Kapitel.

Mäßigkeit und Landwirthschaft.

Im Herbste 1847, während ich den General Tom Thumb in Saratoga-Springs, wo damals die große Messe des Staates New-York abgehalten ward, sehen ließ, sah ich unter wohlhabenden, gebildeten Leuten, welche die höchsten Stellungen in der Gesellschaft einnahmen, so viel Trunkenheit, daß ich mir die Frage vorzulegen begann: Welche Bürgschaft habe ich, daß ich nicht auch ein Trunkenbold werde? Ich bedachte, daß viele weisere und bessere Menschen als ich der Unmäßigkeit zum Opfer gefallen seien, und obschon ich nicht gewohnt war, sehr oft starke Getränke zu genießen, so that ich es doch in der Regel, wenn ich mit Freunden zusammentraf, was auf meinen Reisen alle Tage geschah. Daher beschloß ich zu fliehen und that damals das Gelübde, niemals irgend eine Art von Spirituosen als Getränk zu genießen.

Nun fühlte ich, daß ich der Gefahr entronnen war und das Gefühl war ein sehr angenehmes. Allerdings trank ich zuweilen ein Glas Wein, denn auf meiner europäischen Reise war ich gelehrt worden, daß dies eins der unschuldigen und angenehmen Bedürfnisse des Lebens sei. Indessen betrachtete ich mich doch als einen guten Mäßigkeitsmann und begann bald meine Freunde zu überreden, daß sie sich des berauschenden Bechers ebenfalls enthalten möchten. Da ich sah, daß in Bridgeport eine Reform Noth thue, so lud ich meinen Freund, den ehrw. E. H. Chapin ein, uns zu besuchen, um einen öffentlichen Mäßigkeitsvortrag zu halten. Ich hatte ihn noch nie über dieses Thema sprechen hören, wußte aber, daß er jeden Gegenstand eben so logisch als beredt zu behandeln verstand.

Er hielt seinen Vortrag in der Baptistenkirche zu Bridgeport. Derselbe zerfiel in drei Theile: Der Branntweinverkäufer — der mäßige Trinker — der

Gleichgültige. Es traf sich sonach, daß der zweite, wenn auch nicht der dritte Theil des Vortrags besondere Anwendung auf mich und meine Stellung erlitt.

Der Redner bewies auf überzeugende Weise, daß der sogenannte achtbare Schenkwirth oder Branntweinverkäufer in seinem prachtvollen Saal oder in seiner Schenkstube, der blos an Gentlemen verkaufe, dem allgemeinen Besten einen weit größern Schaden zufüge, als ein Dutzend gewöhnliche Grogwirthschaften, was er durch eine Menge Beispiele nachwies.

Hierauf nahm er den „mäßigen Trinker" und stellte vor, daß dieser das größte Hinderniß für die Mäßigkeitsreform sei. Dieser sei es und nicht der Säufer im Rinnstein, den der junge Mann sich zum Vorbilde nehme, wenn er sein erstes Glas trinkt. Wenn der Trunkenbold aufgefordert werde, das Mäßigkeitsgelübde zu unterzeichnen, pflege er stets zu antworten: „Warum soll ich das? Wie kann das Trinken unrecht sein, wenn solche Männer, wie der respektable Mr. A. und der moralisch gute Mr. B. unter ihrem eigenen Dache Wein trinken?" Er machte darauf aufmerksam, daß, je höher ein Mann in der bürgerlichen Gesellschaft stünde, desto größer auch sein Einfluß zum Guten sowohl wie zum Bösen sei. Er sagte zu dem mäßigen Trinker: „Entweder hältst du es für eine Entbehrung und ein Opfer, auf das Trinken zu verzichten, oder du hältst es nicht dafür. Wofür hältst du es? Wenn du sagst, daß du eben so gut trinken, als es lassen, daß du ihm auf immer entsagen kannst, ohne es als eine Selbstverleugnung zu betrachten, so fordere ich dich als Mensch auf, es zu thun, es um deiner leidenden Mitmenschen willen zu thun. Wenn du dagegen sagst, daß du Vergnügen daran findest, dich dem mäßigen Genusse berauschender Getränke hinzugeben und daß es eine Selbstverleugnung von deiner Seite sein würde, auf diese Gewohnheit zu verzichten, so sage ich dir im Lichte aller menschlichen Erfahrung, daß du in Gefahr schwebst und um deiner selbst willen dieser Gewohnheit entsagen mußt. Wenn das Gelüst sich deiner so weit bemächtigt hat, daß es dir den Gedanken an die Enthaltung von starkem Getränk unangenehm macht, so sage ich dir, es ist alle Aussicht dazu vorhanden, daß du als Trunkenbold sterbest, wenn du dem Genusse berauschender Getränke nicht gänzlich entsagst."

Ich kann natürlich nicht behaupten, daß ich hier genau die Worte des beredten Mr. Chapin wiedergebe und unmöglich wäre es, die Kraft und den Nachdruck zu schildern, womit er seine Behauptungen durchführte. Ich habe indessen den Kern seines Arguments in Anwendung auf den mäßigen Trinker mitgetheilt. Seine Worte drangen mir tief ins Herz. Ich ging nach Hause und zu Bett, aber nicht um zu schlafen. Diese Beweisgründe hallten fortwährend in meinen Ohren wieder, und obschon ich mich bemühete, eine vernünftige Antwort darauf zu finden, so verbrachte ich doch eine sehr unglückliche und schlaflose Nacht. Ich hatte mich überzeugt, daß ich auf dem Pfad des Unrechts wandelte, auf einem Pfade, auf welchem ich nicht blos der Gesellschaft im Allgemeinen viel schadete, sondern der auch mich selbst in drohende Gefahr führte.

Ich stand aus dem Bett auf, und von der Ueberzeugung durchdrungen, daß ich als Mann nicht bei einer Gewohnheit beharren dürfe, die ich nicht mit gutem Gewissen und logisch vertheidigen könnte, nahm ich meine Champagnerflaschen, schlug ihnen die Köpfe ab und ließ ihren Inhalt auf die Erde laufen. Dann begab ich mich zu Mr. Chapin, bat ihn um die Liste des Enthaltsamkeitsgelübdes und unterzeichnete sie.

Gott weiß, daß ich entschlossen bin, dieses Gelübde niemals zu brechen, und meine Dankbarkeit, daß ich auf diese Weise in die Stellung gekommen bin, sowohl meinen Mitmenschen zu nützen, als auch mein eigenes Heil zu wahren, ist so groß, daß ich glaube, es ist nicht viel Gefahr für mich vorhanden, daß ich mich jemals wieder in den Zauberkreis des Bechers locken lasse. Als ich meiner Gattin mittheilte, daß ich das Enthaltsamkeitsgelübde unterzeichnet, war ich überrascht, Thränen ihre Wangen herabrollen zu sehen. Später erfuhr ich zu meinem Erstaunen von ihr, daß sie manche Nacht weinend zugebracht, weil sie gefürchtet, daß mein Weintrinken mich noch auf den Pfad des Trunkenbolds führen werde. Ich machte ihr Vorwürfe darüber, daß sie mir ihre Befürchtungen nicht mitgetheilt, aber sie antwortete, sie wisse wohl, in welcher Täuschung ich über mich selbst befangen gewesen sei und daß ich jede solche Andeutung von ihr nur mit Unwillen aufgenommen haben würde.

Dies ist, wie ich hier bemerken muß, heutzutage mit Tausenden von Menschen der Fall. Sie bewegen sich in achtbarer Gesellschaft und betrachten die Unmäßigkeit als ein furchtbares Uebel. Sie würden vor dem Gedanken erschrecken, daß sie selbst unmäßig werden könnten und eine solche Andeutung als den Gipfelpunkt der Unverschämtheit und Thorheit betrachten. Der Mensch aber, welcher anfängt, das Glas zu lieben, ist der Allerletzte, welcher seine Gefahr bemerkt. Wenn er ein Weib hat, so ist diese wahrscheinlich die erste, welche seine Gefahr erkennt und davor zurückschaudert. Seine Nachbarn wissen es lange, ehe er noch selbst etwas davon bemerkt, und wenn sie, anstatt wie gewöhnlich der Fall ist, mit Stillschweigen darüber hinwegzugehen, ihn aufrichtig auf die Gefahr aufmerksam machen wollten, welcher er entgegengeht, so würde manches brauchbare Mitglied der menschlichen Gesellschaft vor Schande gerettet und seine glückliche Familie dem Elend und der Verzweiflung entrissen werden.

Ich dankte Mr. Chapin vom Grunde meines Herzens, daß er das Werkzeug meiner Rettung geworden, und groß war sein Erstaunen, als er entdeckte, daß ich nicht schon ein Enthaltsamkeitsmann war. Er hatte dies schon daraus geschlossen, daß ich ihn eingeladen hatte, einen Vortrag zu halten und er ahnte, während er denselben hielt, nicht, daß seine Beweisführung hinsichtlich des mäßigen Trinkers auf mich anwendbar sei. Aber sie war es und mit dem Beistande Gottes ward ich dadurch gerettet.

Ich fühlte nun, daß ich eine große Pflicht zu erfüllen hätte. Ich war im Finstern gewandelt, ich war gerettet und ich wußte, daß es meine Pflicht sei, auch die Rettung Anderer zu versuchen. An dem Morgen, wo ich das Gelübde

unterzeichnet, trieb ich in Bridgeport noch über zwanzig Unterschriften auf. Ich predigte Enthaltsamkeit Allen, mit denen ich zusammentraf, und begann bald darauf in den nächstgelegenen Städten und Dörfern Vorträge über diesen Gegenstand zu halten. Den ganzen Winter und Frühling von 1851—52 hielt ich dergleichen Vorträge in allen Ortschaften meines Geburtsstaates, wobei ich stets auf eigene Kosten reiste und mich des Bewußtseins erfreute, daß ich viele Hunderte, ja vielleicht Tausende, von der Wichtigkeit der Enthaltsamkeitsreform überzeugte. Solche Vorträge hielt ich auch häufig in den Städten New-York und Philadelphia sowohl, wie in andern Städten der benachbarten Staaten. Ungefähr um dieselbe Zeit ward das Maine-Gesetz beschlossen und seine erfolgreichen Wirkungen erfüllten die Herzen der Enthaltsamkeitsmänner und Enthaltsamkeitsfrauen mit Hoffnung und Freude. Wir erfuhren bald, daß um der Pest Einhalt zu thun, der Verkauf von Spirituosen als Getränk unbedingt verboten werden müsse. Neal Dow (möge Gott ihn segnen!) hatte uns die Augen geöffnet. Wir sahen, daß die moralische Ueberzeugung viel Gutes gethan hatte. Wir sahen, daß die Washingtonianer und Mäßigkeitssöhne, die Mäßigkeitstöchter, die Rechabiten und die Ehrentempel ihre Mission des Friedens und der Liebe erfüllt hatten; aber wir sahen auch, daß Viele, die auf diese Weise gerettet worden, wieder tiefer sanken als vorher, weil es dem Versucher gestattet ward zu leben und seine verführerischen Netze auszuwerfen.

Nun war „Verbot!“ unsere Parole. Wir hatten uns überzeugt, daß es ein Kampf auf Leben und Tod sei und daß wir den Alkohol umbringen müßten, wenn wir oder unsere Freunde nicht von ihm umgebracht sein wollten.

Während ich mit Jenny Lind in Boston war, ward ich dringend aufgefordert, in dem Tremont-Temple, wo sie ihre Concerte gab, zwei Mäßigkeitsvorträge zu halten. Ich that es und obschon zum Besten einer wohlthätigen Gesellschaft ein Eintrittsgeld von 12½ Cents erhoben ward, so war doch das Gebäude jedesmal gedrängt voll.

Im Laufe meiner Tour mit Jenny Lind ward ich häufig aufgefordert, an den Abenden, wo sie kein Concert gab, einen Mäßigkeitsvortrag zu halten. Ich fügte mich diesem Verlangen stets, wenn es in meiner Macht stand. Auf diese Weise hielt ich Vorträge in Baltimore, Washington, Charlestown, New-Orleans, St. Louis, Cincinnati u. s. w. — eben so auch in dem Damensalon des Dampfers „Lexington“ an einem Sonntag.

Im August 1853 hielt ich Vorträge in Cleveland, Ohio, und mehreren andern Städten, so wie später auch in Chicago, Illinois, und in Kenosha, Wisconsin. In dem letztern Staate fand ich, daß das Getreide fast zur Ernte reif war, aber dennoch sah ich wenig Schnitter. Im October stand eine Staatswahl bevor, bei welcher Gelegenheit die Einwohner durch Abstimmung entscheiden sollten, ob sie ein Spirituosenverbotsgesetz billigen würden oder nicht. In Folge der sehr zahlreichen deutschen Bevölkerung, welche größtentheils dem

Verbote entgegen war, war den Mäßigkeitsfreunden um den Ausgang bange. Sie baten mich daher für den nächstfolgenden Monat um meine Dienste. Dies konnte ich ihnen nicht abschlagen. Ich eilte deshalb nach Hause, um einige Geschäfte zu besorgen, welche meine Anwesenheit auf einige Tage nothwendig machten und kehrte dann zurück und hielt unterwegs Vorträge in Toledo und Norwalk im Staate Ohio und zu Chicago, im Staate Illinois. Ich machte die Tour durch den Staat Wisconsin und hielt vier Wochen hintereinander vor einem zahlreichen Publikum täglich zwei Vorträge. Ich freute mich zu glauben, daß meine Bemühungen zu einem guten Resultate beitragen würden. Die Stimme des Volkes erklärte sich auch mit heilsamer Majorität zu Gunsten eines Spirituosenverbotsgesetzes, aber die einem so wohlthätigen Act feindselige politische Legislatur weigerte sich, ein solches Gesetz zu erlassen. Ich will hoffen, daß die Erlösung wenigstens jetzt nicht mehr fern ist.

Häufig wurde ich in meinen Mäßigkeitsvorträgen von Opponenten unterbrochen und zuweilen ausgefragt. Ich verliere niemals die Fassung, lasse meine Gegner ausreden und thue dann mein Bestes, um sie gründlich zu widerlegen. In New-Orleans hielt ich meinen Vortrag in der großen Lyceum-Halle in St. Charlesstreet, einem neuen eben erst von der zweiten Municipalität vollendeten Gebäude. Ich that dies in Folge einer Aufforderung des Mayor Croßman und mehrerer anderer einflußreicher Herren. Die unermeßliche Halle enthielt mehr als dreitausend Zuhörer und darunter den achtbarsten Theil des Publikums von New-Orleans. Ich war gerade auf der besten Laune und hatte mich in angenehme, warme Erregung hineingesprochen, denn ich fühlte, daß das Publikum meinen Ansichten huldigte. Während ich mitten in meiner Beweisführung begriffen war, um die giftigen und verderblichen Wirkungen des Alkohols auf den thierischen Organismus zu veranschaulichen, rief ein Opponent mir laut zu: „Auf welche Weise schadet er uns, äußerlich oder innerlich (externally or internally)?"

„E w i g (e-ternally)!" antwortete ich.

Selten bin ich Zeuge eines so einstimmigen und geräuschvollen Ausbruchs von Heiterkeit gewesen wie der, welcher auf diese Antwort folgte. Ich konnte, weil dieser Applaus sich mehrmals wiederholte, erst nach mehreren Minuten weiter sprechen. Der fragliche Gentleman ließ nichts wieder verlauten und ich weiß nicht im mindesten, wer er war. Meine Antwort erfolgte jedoch so plötzlich, daß ein gewisser Herr, welcher sich einbildete zu wissen, wo Barthel Most holt, den nächsten Tag in dem Verandah-Hotel bemerkte, er wolle tausend Dollars wetten, daß ich das ganze Spiel mit jenem Manne abgekartet habe. „Beim Himmel", sagte er, „Barnum war mit seinem „eternally" schon heraus, ehe noch der Mann mit seinem „internally" fertig war". Ich rechnete mir den, obschon ganz ungegründeten Argwohn dieses Herrn zu einem wirklichen Compliment an.

Während ich eines Nachmittags im Jahre 1853 im Beisein einer zahl-

reichen Menge, worunter sich viele Farmer befanden, vor dem Gerichtshause in Cleveland, Staat Ohio, einen Mäßigkeitsvortrag hielt, rief ein Zuhörer, der, wie ich später erfuhr, ein bedeutender Spirituosenhändler war, aus: „Was soll denn aus dem Getreide werden, wenn man die Brennereien schließen will?“

„Man speise damit die Frau und die Kinder des Trunkenbolds; sie haben es lange genug entbehren müssen“, antwortete ich. „Der Gatte und Vater wird dann ein nüchterner Mensch“, fuhr ich fort, „und wird es auch bezahlen können und wollen. Sie werden finden, daß der nüchterne, fleißige Mann und seine Familie mehr Getreide braucht, als jetzt nöthig ist, um zum Branntwein zu verfaulen und den Mann trunken zu erhalten.“

Ich erzählte hierauf die Anekdote, daß bald nach dem Erlaß des Maine-Gesetzes ein Herr in den Straßen von Portland einem kleinen Mädchen begegnete, welches gewohnt gewesen war, in sein Haus betteln zu kommen. „Nun, warum kommst Du jetzt nicht mehr zu uns, um kalte Speisen zu holen?“ fragte er.

„Weil mein Vater keinen Branntwein mehr bekommen kann. Er ist jetzt nüchtern und arbeitet alle Tage und wir haben jetzt selbst genug warme Speisen zu essen. Ich danke Ihnen, Sir,“ entgegnete das kleine Mädchen.

Die alten Farmer freuten sich sehr über diese Entgegnung und „der Branntweinhändler“ (sagte ein Correspondent der New-York Tribune) „segelte davon, um die erlittenen Beschädigungen auszubessern.“

Am ersten Abend, wo ich in Cleveland — es geschah in der Baptistenkirche — meinen Vortrag hielt, begann ich mit den Worten:

„Wenn vielleicht Damen oder Herren gegenwärtig sind, welche in Folge des Genusses berauschender Getränke entweder direkt oder in der Person eines lieben Verwandten oder Freundes niemals gelitten haben, so ersuche ich Sie, sich zu erheben.“

Ein Mann mit ziemlich glühendem Antlitz erhob sich.

„Hatten Sie niemals einen Freund, welcher unmäßig war?“

„Niemals,“ lautete die bestimmte Antwort.

Ein Kichern lief durch den übrigen Theil der Versammlung.

„In der That, meine Freunde,“ sagte ich, „ich sehe mich genöthigt, einen Vorschlag zu machen, auf den ich nicht gefaßt war. Ich bin, wie Sie alle wissen, Schausteller. Ich sehe mich fortwährend nach Raritäten um. Dieser Herr ist mir fremd, aber wenn er mir morgen früh auf genügende Weise darthun will, daß er ein glaubwürdiger Mann ist, und daß kein Freund von ihm jemals unmäßig war, so engagire ich ihn sofort auf zehn Wochen, für zweihundert Dollars per Woche, um ihn in meinem amerikanischen Museum in New-York als die größte Seltenheit dieses Landes sehen zu lassen.“

Ein Gelächter, das wirklich diesen Namen verdiente, folgte auf dieses Anerbieten.

„Sie mögen lachen, aber es ist doch wahr," beharrte mein Gegner mit einem Blicke verstockter Zähigkeit.

„Der Herr bleibt dabei, daß es wahr sei," entgegnete ich. „Ich möchte daher mein Anerbieten ein wenig modificiren. Ich habe es natürlich in der Voraussetzung gemacht, daß der Herr zu irgend einer Zeit seines Lebens Freunde hatte. Hat er aber vielleicht niemals Freunde gehabt, so ziehe ich mein Anerbieten zurück, außerdem beharre ich dabei."

Dies und das laute Gelächter, welches darauf folgte, war dem guten Manne doch zu viel und er setzte sich wieder nieder. Ich bemerkte während meines ganzen Vortrags, daß er denselben mit unverbrüchlicher Aufmerksamkeit verfolgte und zuweilen herzlich lachte. Nach Beendigung meines Vortrags näherte er sich mir, bot mir die Hand, in welche ich gern einschlug, und sagte:

„Es war voreilig von mir, daß ich aufstand. Da ich aber einmal aufgestanden war, so wollte ich mich auch nicht werfen lassen; Ihre letzte Bemerkung jedoch trieb mich in die Enge!"

Hierauf machte er mir noch sehr schmeichelhafte Komplimente über die Klarheit meiner Beweisführungen und erklärte, daß er von nun an stets auf der Seite der Mäßigkeit sein werde.

Zu den erfreulichsten Ereignissen meines Lebens gehören einige von der Art wie folgendes:

Nach einer Mäßigkeitsrede in Philadelphia trat ein Mann von ungefähr dreißig Jahren vor, unterschrieb das Enthaltsamkeitsgelübde, reichte mir dann die Hand und sagte:

„Mr. Barnum, heute Abend haben Sie mich vom Verderben gerettet. Während der letzten zwei Jahre habe ich mir das Trinken angewöhnt und bin deshalb nie auf einen grünen Zweig gekommen. Dieser Herr" — hier zeigte er auf einen Mann, der neben ihm stand — „ist mein Geschäftscompagnon und ich weiß, er freut sich, daß ich heute Abend das Gelübde unterschrieben habe."

„Ja, ich freue mich, Georg, es ist das Beste, was Du je gethan hast," entgegnete sein Compagnon; „wenn Du nur dabei bleibst."

„Das werde ich bis zu meinem letzten Stündlein. Und wie wird meine gute kleine Mary vor Freuden weinen, wenn ich ihr erzähle, was ich gethan habe!" rief er frohlockend.

Er war in diesem Augenblick ein glücklicher Mensch — aber nicht glücklicher als ich.

Ich brauche dieses Thema nicht noch weiter zu verfolgen, sondern will blos noch bemerken, daß ich in Montreal, Canada und vielen Städten der Vereinigten Staaten, die hier nicht genannt sind, Vorträge und zwar stets

auf meine eigenen Kosten gehalten habe und eine der größten Tröstungen, deren ich mich jetzt erfreue, ist der Glaube, daß dadurch manche Familie beglückt und gerettet worden ist.

Ich habe in meinem Leben viel für Zeitungen geschrieben — über verschiedene Gegenstände und stets mit gewissenhaftem Eifer, aber für keinen derselben habe ich mich so innig interessirt, als für die Mäßigkeitsreform. Wäre dies nicht der Fall, so würde ich nur ungern erwähnen, daß ich außer zahlreichen Artikeln für die Tagespresse auch eine kleine Abhandlung über „das Spirituosengeschäft" geschrieben habe, welches meine praktischen Ansichten über den Gebrauch und Handel mit berauschenden Getränken entwickelt. Diese Schrift erschien bei meinen würdigen Freunden Fowlers und Wallis in New-York. Diese Herren sind schon längst wegen ihrer Verlagsartikel im Fache der Phrenologie bekannt und haben zur Aufklärung des Publikums über Mäßigkeit, Physiologie und andere wichtige Dinge sehr viel beigetragen. In wenigen Handlungen sind eine größere Anzahl nützlicher Bücher erschienen.

Im Jahr 1848 war ich zum Präsidenten der Ackerbaugesellschaft von Fairfield County in Connecticut erwählt. Obschon nicht selbst praktischer Landwirth, hatte ich doch in der Nähe meiner Wohnung gegen hundert Acker Land gekauft und interessirte mich, wie auch jetzt noch, lebhaft für Alles, was den Ackerbau angeht.

Im Jahr 1849 beschloß die Gesellschaft, daß ich die alljährliche Rede halten solle. Ich schützte meine unzulänglichen Kenntnisse vor und bat, einen andern Redner zu wählen, doch halfen mir alle diese Ausreden nichts. Da ich nicht im Stande war, meine Zuhörer über praktisch-landwirthschaftliche Dinge zu belehren, so setzte ich sie von mehreren Fehlgriffen in Kenntniß, die ich begangen und bat sie, sich dieselben zur Warnung dienen zu lassen. Zwei meiner Fehlgriffe erzählte ich auf folgende Weise:

„Im Herbst 1848 meldete mir mein Gärtner, daß ich fünfzig Scheffel Kartoffeln übrig hätte. Ich befahl ihm hierauf, dieselben in Fässer zu thun und zum Verkauf nach New-York zu verschiffen. Er that dies und ich erhielt zwei Dollars für das Faß oder ungefähr siebenundsechzig Cents pr. Scheffel. Unglücklicher Weise aber fand ich, nachdem die Kartoffeln verschifft waren, daß mein Gärtner durchgängig die *größten* zum Verkauf ausgelesen und meine Familie nun während des Winters blos *kleine Kartoffeln* zu essen hatte. Aber das Schlimmste kommt noch. Ehe der Monat März kam, waren meine Kartoffeln alle und ich war im Frühjahr genöthigt, über fünfzig Scheffel Kartoffeln zu 1 Dollar 25 Cents den Scheffel zu *kaufen*!

„Ich hoffe, daß meine Freunde sich dieses Beispiel von Unwissenheit meinerseits zur Warnung dienen lassen und sich nie eher beeilen werden, ihre Erzeugnisse zu *verkaufen*, als bis sie entdeckt haben, daß sie mehr davon vorräthig haben, als für ihren häuslichen Bedarf nöthig ist!

„Mein nächstes Experiment, welches in die Gärtnerei schlägt, wird, fürchte ich, meine Einsicht in keinem glänzenderen Lichte erscheinen lassen, als die Kartoffelmanipulation. Im vergangenen Frühjahr bemerkte ich, daß mein Gärtner von unsern jungen Ahornbäumen alle kleinen Reiser und Schößlinge wegschnitt, die von zwei bis sechs oder acht Fuß vom Boden aus dem Stamme hervorgesproßt waren. Ich fragte ihn, warum er dies thäte, und er antwortete mir, diese Schößlinge wären für die Bäume nicht blos unnütz, sondern sogar nachtheilig, weil sie den Saft wegnähmen, den die obern Zweige brauchten. Ich sah sogleich die Philosophie dieser Sache ein und in der Meinung, daß als Präsident der Ackerbaugesellschaft von Fairfield County es meine Pflicht sei, mir in landwirthschaftlichen Dingen einige praktische Erfahrungen anzueignen, begab ich mich ins Haus und nachdem ich mir hier ein großes und sehr scharfes Tranchirmesser geholt, ging ich wieder in den Garten, fest entschlossen, jeden unnützen Schößling und Zweig, der mir in den Weg käme, auszurotten.

„Bald sah ich mich zwischen einer Reihe sehr gedeihlich aussehender junger Kirschbäume, aber seltsamerweise waren ihre Stämme über und über mit einer Menge von dergleichen Schößlingen bedeckt. Das war eine große Nachlässigkeit meines Gärtners; aber ich hatte ja eine Waffe in der Hand, womit ich die Folgen seiner Unachtsamkeit neutralisiren konnte, und ich hieb demgemäß rechts und links drauf los. Das Tranchirmesser that in meiner entschlossenen Hand wahre Wunder und in weniger als einer Stunde hatte ich jeden Kirschbaum so hoch, als ich reichen konnte, gestutzt und betrachtete mit Vergnügen ihr symmetrisches, verbessertes Aussehen. Während ich so mich an der Frucht meiner Arbeit weidete und auf diese meine erste landwirthschaftliche Leistung förmlich stolz war, kam mein Gärtner hinzu und mit einem Gefühl von Genugthuung, welches ich niemals vergessen werde, zeigte ich auf die Massen Kirschbaumreiser, die ich zu Boden gehauen. Der Gärtner erschrak, zeigte eine Miene des Erstaunens, welches sofort in Verzweiflung überging, schlug entsetzt die Hände zusammen und rief:

„Barmherziger Himmel, Sie haben ja alle Pfropfreiser weggeschnitten!"

„Dies war ein harter Schlag für meine landwirthschaftliche Eitelkeit. In Folge davon habe ich allerdings die Sache nicht als eine verzweifelte aufgegeben, bin aber doch vorsichtig in dem Gebrauche des Beschneidemessers geworden, so lange ich nicht einen Schößling von einem Pfropfreis zu unterscheiden weiß. Ich bin nach diesen Experimenten überzeugt, daß meine Erziehung im landwirthschaftlichen Fache auf beklagenswerthe Weise vernachlässigt worden ist. Um die Wichtigkeit des Düngens zu zeigen, führe ich folgende Erwägungen an:

„Da Land bei uns häufiger ist als Menschen, so ist es im Vergleich mit anderen Ländern hier wohlfeil und deshalb siedelt der Farmer sich auf

neuem Lande an, welches er für eine Kleinigkeit gekauft hat und wenn er seinen Boden beinahe erschöpft hat, so schlägt er, anstatt ihn zu erneuern und zu kräftigen, ein nach seiner Meinung wohlfeileres Verfahren ein. Er verkauft seine Farm für so viel, als er dafür bekommen kann, und zieht weiter, wieder auf neues Land, dessen Boden ohne die Mühe oder Kosten des Düngens eine reiche Ernte hervorbringt, sobald er nur aus der Hand des Besitzers den Samen empfängt. Dieses System kann einmal sehr gut gewesen sein; es hat dazu gedient, unsere Hinterwäldler immer weiter nach unsern Grenzen im Großen Westen vorzuschieben und so die Bevölkerung unseres herrlichen Gebiets und die Entwickelung unserer unermeßlichen Hilfsquellen zu befördern; da aber sehr viel darauf ankommt, daß wir doch wenigstens einige Farmer in unsern Neuengland- und Mittelstaaten behalten, so muß uns auch daran liegen, daß sie den Verbesserungen in der Landwirthschaft und der Erneuerung des Bodens gebührende Aufmerksamkeit widmen, damit sie nicht verlockt werden, nach den fruchtbaren Prairien des Westens zu ziehen und Denen, welche andere Beschäftigung treiben, es überlassen, sich ihre Mundvorräthe selbst zu bauen oder ihre eigenen Produkte zu essen. Mich für meine Person würde es als Schausteller nicht wenig geniren, wenn ich auf einmal genöthigt wäre, ausgestopfte Affen, Fedschih-Seejungfern oder wollige Pferde zu essen und eben so zweifle ich nicht, daß auch noch viele Andere kaum im Stande sein würden, ihre eigenen Produkte zu verdauen. Ich nenne hier nur beispielsweise den Schmied, den Schuhmacher, den Geistlichen, den Zahnarzt, den Sattler, den Zimmermann und den Maurer. Der Schmied würde sich genöthigt sehen, mit einer seiner Nagelstangen die Zähne auszustochern, nachdem er Hufeisen oder Kuhketten gefrühstückt; der Schuhmacher würde, nachdem er Sohlenleder und Schuhpech zu Mittag genossen, meinen, es sei dies eine ziemlich schwierige Leistung; der Geistliche, der weiter nichts zu verdauen hätte, als seine eigenen Predigten, würde es als einen furchtbaren Urtheilsspruch betrachten, auf diese Weise jedes Wort wieder zurücknehmen zu müssen; der Zimmermann würde behaupten, es sei ein unsägliches Uebel, Fichtenbreter zum Vesperbrod zu genießen; der Zahnarzt würde, trotz seines Zahnvorraths, doch nichts zu brocken und zu beißen haben; der Sattler würde sich lieber wünschen, ein Pferd zu sein und den Sattel selbst zu tragen, und der Maurer würde bald sein eignes Grabmal bauen, wenn er sähe, daß er nichts zu nagen hätte, als Granit, bis „Staub wieder zu Staube" wird.

„Es scheint daher nothwendig zu sein, meine Herren, daß wir die Farmer unter uns behalten, und da dies blos dadurch geschehen kann, daß wir sie Land haben lassen, welches des Pflügens verlohnt, so ist es sehr wichtig, daß sie verstehen, wie man solches Land macht.

„Der Farmer lerne daher die beste und wohlfeilste Methode, sich Dünger zu verschaffen oder zu bereiten und dann möge er darauf sehen, daß eine ge-

hörige Quantität der Düngerart, welche sein Boden verlangt, darauf gebracht werde. Nie darf er ein Feld blos halb düngen; es ist dies wie die Anwendung einer halben Dosis Arznei; sie verdirbt dem Kranken den Magen und bereitet ihm Uebelkeiten, wirkt aber nicht. Halb gedüngtes Land macht dem Farmer eben so viel Mühe, als wenn es gründlich gedüngt wird, und nach all' seiner Mühe bekommt er im erstern Falle doch nur eine halbe Ernte. Wenn man sich blos die halbe Quantität vom Dünger verschaffen kann, welche hinreichend ist, um ein Feld vollständig zu düngen, so bringe man diese ganze Quantität blos auf die eine Hälfte des Landes und lasse die andere brach liegen, bis man sie ebenfalls düngen kann. Man erspart sich dann die Mühe, die eine Hälfte des Feldes zu pflügen und die Ernte ist eben so groß, als ob man das ganze Feld nur halb gedüngt hätte. Alles, was werth ist, daß man es thue, ist auch werth, daß man es gut verrichte. Es ist dies allemal zuletzt der wohlfeilste und beste Weg. Halbe Maßregeln und halbe Menschen sind wie fliegende Eichhörnchen — weder eins noch das andere — weder Vogel noch Säugethier — weder nützlich noch schön. Aber kein Feld braucht müßig zu liegen, weil der Besitzer keinen Dünger auftreiben kann. Das System, nach welchem man die aufgegangene Saat grün wieder einpflügt, um den Boden zu düngen, ist jetzt, glaube ich, allgemein als ein ganz treffliches Ersatzmittel für anderen Dünger anerkannt. Deshalb lasse man sein Land, wenn es Kraftlosigkeit verräth, nicht liegen, sondern verleihe ihm Stärke — man pflege es — reiche ihm Arznei — man heile es und es wird dann wieder so gut sein wie zuvor.

Ich weiß wohl, daß eine Selbstbiographie nicht so recht eigentlich der Ort für dergleichen Bemerkungen ist; in der Voraussetzung der Möglichkeit aber, daß mein Buch nicht blos von Landwirthen sondern auch von jungen Leuten gelesen werde, welche sich nach einem Erwerb umsehen, und in der Ueberzeugung, daß der Ackerbau bestimmt ist, in den Gedanken der Menschen eine höhere Stellung einzunehmen, als er bis jetzt eingenommen, fühle ich mich gedrungen, noch einen anderweiten Auszug aus meiner Vorlesung mitzutheilen. Er bezieht sich auf die Würde der Handarbeit und die Nützlichkeit des Geschmacks.

„Der Farmer muß eben so wie jeder Andere bei seinem Berufe nicht blos das Nützliche im Auge haben, sondern auch das Angenehme. Er muß seine Besitzung anziehend machen und sicherlich läßt sich nichts leichter verschönern als ein Farmhaus, und keine Schönheit, die im Bereiche der Kunst liegt, kommt der gleich, mit welcher die Natur die Wohnung des Farmers bekleiden kann. Der Platz vor seiner Thür muß mit Blumen und Sträuchen beflanzt, der von der Heerstraße nach seinem Hause führende Weg muß mit Rosen eingehegt und mit Bäumen von allen Arten besetzt sein, welche die Natur erzeugt oder die unser Klima und Boden gedeihen läßt; seine Vorhallen und Vorplätze so wie die Wände des Hauses müssen mit Weinspalieren bedeckt und seine Fenster mit

Blumen bedeckt sein. Der Farmer besitzt in seinen Rosenlauben, seinen Pflanzen, Gesträuchen und Bäumen einen schöner geschmückten Palast, als wenn er mit Rubinen und Diamanten geziert wäre. Gewinde von natürlichen Blumen sind um eben so viel schöner als Perlenschnuren, wie die Natur über der Kunst steht. Der König kann Alles erlangen, was der Reichthum gewährt, um seinen Palast zu schmücken, aber der bescheidenste Landwirth besitzt einen Decorationsmaler, dessen Kunst unendlich ist und die einfachste Blume, welche Gott geschaffen, übertrifft das köstlichste Kleinod, was die Kunst des Menschen je hervorgebracht, an wirklicher Schönheit und Erhabenheit ebenso hoch als die stolzen Farben des Regenbogens die elendeste Stümperei des Malerlehrlings übertreffen.

„Es ist eine sehr eigenthümliche und beklagenswerthe Thatsache, daß der Ackerbau in unserm großen und vorzugsweise ackerbauenden Lande auf der Stufenleiter der menschlichen Beschäftigungen und der Industrie nicht so hoch steht, wie er verdient. Aus irgend einem Grunde, dessen nähere Ermittelung eben der Gegenstand dieser Abhandlung ist, nimmt der Landwirth in der Achtung der bürgerlichen Gesellschaft noch nicht den hohen Platz ein, auf welchen sein Beruf ihn mit Recht Anspruch machen läßt. Er wird als ein Wesen betrachtet, welches viel tiefer steht, als z. B. der Jurist, der Arzt, der Theolog, der Maler, der Kaufmann, ja sogar der Kaufmannsdiener. Ein Landwirth sein heißt Niemand sein, ein Schmutzfinke, ein Erdgraber, ein Sumpfvogel, ein Borstenthier, das sich auf „freiem Boden" wälzt. Höchstens betrachtet man ihn als einen Schweinhirten, Holzhacker und Wasserschlepper, als einen verstandeslosen Erdenkloß, der mit Leben blos zu dem Zwecke begabt ist, daß er die Erde umgrabe, die kein Leben hat. Meine Absicht ist nun, die Frage zu stellen, ob dies die wahre Stellung des Pflügers des Bodens ist, und zu erfahren, ob nicht eigentlich der Beruf des Landwirths einer der ehrenwerthesten ja geradezu der allerehrenwertheste und unabhängigste in der ganzen Welt ist. Man faße diese Sache einmal vorurtheilsfrei ins Auge und sehe, ob das Leben des Landwirths etwas Entwürdigendes hat. Man vergleiche ihn mit Denen, welche anderen Erwerbszweigen nachgehen, und ich gebe mein Wort darauf, daß wir in der Landwirthschaft die wirkliche Grundlage unsers geselligen Seins, unser wahres Glück, unsere männliche Unabhängigkeit finden, und wenn wir alle anderen Berufe und alle anderen Beschäftigungen auf einander thürmen, bis wir eine Pyramide errichtet haben, deren Gipfel beinahe die Wolken küßt, so werden wir finden, daß der ehrliche und fleißige Landwirth die äußerste Spitze davon bildet.

„Während wir den gelehrten Fächern alle gebührende Ehre zuerkennen, dürfen wir sie doch nicht über ihre Verdienste erheben und den Landwirth, den wahren Erzeuger und öffentlichen Wohlthäter, unter den ihm zukommenden Standpunkt herabdrücken. Man darf nie vergessen, daß die gelehrten Fächer hinsichtlich ihres Erwerbs einzig und allein auf das Unglück, das Elend und die

Schwächen der Menschheit angewiesen sind. Wenn alle Menschen friedfertig wären, so würde der Jurist keine Sporteln einstecken können; er müßte sein Fach aufgeben oder ohne Abendbrod zu Bette gehen. Wenn die Menschen in ihrer Lebensweise enthaltsam und nicht Unfällen und Gebrechen ausgesetzt wären, so müßte der Arzt einen andern Erwerb ergreifen, um sein Brod zu verdienen, oder er müßte seine Pillen selbst verzehren. Und wenn alle Menschen tugendhaft wären und ihren Sünden entsagten, so könnte die Geistlichkeit mit Othello ausrufen: „Unsere Beschäftigung ist dahin."

„Der Landwirth, welcher Nahrung und Kleidung zur Erhaltung und zum Schutze der menschlichen Familie erzeugt, braucht daher nicht zu glauben, daß Beschäftigungen, welche in so hohem Grade von dem Unglück des Menschen subsistiren, über ihn stehen.

„Der höchste Stolz vieler Eltern ist, daß ihr Sohn Kaufmann werde. Es ist dies der äußerste Gipfelpunkt ihrer Wünsche. Ein Kaufmann sein heißt nach ihrer Meinung ein Fürst sein, ein Monarch, der gleichsam auf dem Mittelpunkte der Erde stehen und alle Producte der Welt zwingen kann, zu kommen und sich ihm zu Füßen zu legen. In dem Leben des Kaufmanns sehen sie keine Sorge. Sie denken nicht an die Hoffnungen und Befürchtungen, welche vom frühen Morgen bis tief in die Nacht hinein seine Brust bewegen. Was wissen sie von seiner ängstlichen Spannung, wenn er am Morgen die Zeitung ergreift, um den Untergang seines liebsten und werthvollsten Schiffes oder den Brand des Magazins zu erfahren, in welchem er seinen ganzen Reichthum niedergelegt hat? Der Kaufmann lebt fortwährend ein Leben der bangsten Erregung. Der Markt ist flau und sein großer Waarenvorrath, den er selbst vielleicht noch nicht einmal bezahlt hat, bleibt ihm unverkauft liegen. Aber dennoch kommt der Zahltag, und nun beginnt erst sein eigentliches Elend. Er steht nach schlaflos durchwachter Nacht von seinem Bett auf, halb wahnsinnig gemacht durch den Gedanken, daß die Banken aufgehört haben zu discontiren — daß sein Papier heute fällig wird und wenn es nicht vor drei Uhr bezahlt ist, protestirt und er ein ruinirter Mann werden muß. Er wirft einen Blick auf seine Hilfsquellen, aber ach! sie sind alle erschöpft. Er mustert die Reihe seiner Freunde, aber sie sind alle ebenso schlimm daran, als er selbst. Nur noch eine einzige verzweifelte Hoffnung bleibt ihm übrig. Er muß wieder zum Wucherer gehen und Geld borgen, um geborgtes Geld wieder zu bezahlen. Borgen sagte ich? Nein, er muß den Gebrauch des Geldes kaufen und vielleicht hundert Procent für den Kauf bezahlen. So fristet er sich von einem Tage zum andern, elend dahinlebend und doch gezwungen, glücklich und heiter zu scheinen. Er schwitzt Blut über seinem Pulte und zwischen den furchtbaren Steinmauern. Abgeschnitten von der frischen Luft und den Genüssen des Lebens — eingefercht in die enge, ungesunde Stadt — ohne eine Stunde sein nennen zu können — beraubt aller Gelegenheiten zur Ruhe, zum Nachdenken oder zur Erholung —

ist er weiter nichts als eine mühsam und angestrengt arbeitende Maschine, die jeden Tag ihr Quantum liefern muß, bis endlich das Unglück seiner merkantilischen Laufbahn ein Ende macht. Er wird banquerott erklärt und flieht mit seinem zertrümmerten Vermögen und seiner zerrütteten Gesundheit auf das Land. Hier athmet er die reine Luft und den erfrischenden Windhauch und erklärt aus innigem, bewegtem Herzen, daß dies das erste Gefühl von Freude ist, welches er seit Jahren genossen und daß, wenn seine Gesundheit gut wäre, er, so arm er auch ist, doch auf dem herrlichen Lande noch glücklich sein würde. Der arme Mann! Wäre er gleich anfangs auf dem Lande geblieben, so besäße er jetzt Gesundheit, Heiterkeit und Wohlstand. Er wüßte dann nichts von Bankdisconto oder der Barmherzigkeit der Wucherer; er wüßte dann nichts von flauem oder überführtem Markt; er wäre unabhängig, gesund und glücklich und in einem Berufe thätig, der seinen Geist erhoben haben würde, anstatt ihn in das enge Gefängniß eines Handelsmannes zusammenzupressen, dessen höchster Ehrgeiz häufig blos darin besteht, einen vortheilhaften und schlauen Handel abzuschließen, eine gewinnbringende Operation in den Staatspapieren auszuführen und seine Wechsel am Verfalltage ohne Protest einzulösen.

„Die Statistik offenbart uns die staunenerregende Thatsache, daß von je hundert Detailkaufleuten nicht weniger als dreiundneunzig früher oder später ihre Zahlungsunfähigkeit erklären müssen! Und dennoch hält die feilschende, marktende, die Gesundheit zerstörende Beschäftigung immer noch ihre falsche Fahne empor und verlockt den rüstigen, wackern jungen Landmann, mit ungestümer Sehnsucht die schönen Felder seines Vaters, seine heimathlichen Berge und grünen Thäler zu verlassen, damit er Gehilfe in irgend einem Kaufladen werden könne. Er verläßt das schöne Landgut mit seinen kräftigenden Leibesbewegungen, seinen männlichen Beschäftigungen, seiner wonnigen Luft, dem Duft seiner Blumen, der Schönheit seiner goldenen Ernten und die Freuden der Fruchtzeit, um des hohen Vorrechts willen, zu lernen, wie man einen Kramladen ausfegt und die Fensterladen auf und zu macht und endlich um, nachdem er Jahre auf die Uebung dieser schönen Fertigkeiten verwendet, ein conditionsloser Commis zu werden oder vielleicht einen Kramladen auf seine eigene Rechnung anzufangen und dann der oben genannten Freuden theilhaftig zu werden. Und wenn ein Kaufmann in seinen Geschäften glücklich ist — wenn er nach jahrelanger Mühe, Arbeit und Aufregung ein Vermögen zusammengebracht hat — was thut er dann? Wo sucht er dann das Glück als Belohnung für sein Leben voll Arbeit und Selbstverleugnung? Auf dem Lande sucht er es. Sein höchster Wunsch ist, sich in Gefilde zurückzuziehen, wo er sein eigenes Getreide und seine eigenen Kartoffeln bauen, wo er Butter und Käse aus seiner eigenen Milchwirthschaft essen und Früchte von seinen eigenen Weinstöcken und Bäumen pflücken kann. So ist er nahe am Ende seines Lebens dann in den Stand gesetzt, Landwirth

zu werden und etwas zu genießen, was er schon seit vielleicht länger als dreißig Jahren hätte genießen können, wenn er nicht von der falschen Idee verblendet gewesen wäre, daß der Kaufmann in höherer Achtung stehe als der Landwirth."

Während meiner Verwaltung wurde die alljährliche landwirthschaftliche Ausstellung von Fairfield County sechsmal abgehalten, nämlich viermal in Bridgeport und zweimal in Stamford. Das Interesse daran scheint sich mit jedem Jahre vermehrt zu haben. Gewöhnlich giebt es bei diesen landwirthschaftlichen Festen, eben so wie bei allen Gelegenheiten, wo zahlreiche Volksmassen zusammenkommen, eine Menge Taschendiebe.

Im Jahre 1849 ward einer jungen Dame ihre goldene Uhrkette zerschnitten und Uhr und Kette von einem dieser Industrieritter gestohlen, der auch unentdeckt blieb. Beinahe jedes Jahr war bei dieser Gelegenheit Jemand bestohlen worden. Im Jahre 1853 ward ein Mensch ertappt, als er eben im Begriff war, einem Farmer die Brieftasche wegzukapern und zwei oder drei andere Personen hatten auf dieselbe Weise Verluste erlitten. Der Kerl ward festgenommen und war, wie sich ergab, ein berühmter englischer Beutelschneider. Da die Ausstellung den nächsten Tag geschlossen werden sollte und sehr Viele sie schon besucht hatten, so erwarteten wir, daß unsere Einnahme sehr gering sein würde.

Zeitig am nächsten Morgen ward der verhaftete Taschendieb gesetzlich verhört, bekannte sich schuldig und war nun dem oberen Gerichtshofe zur weiteren Untersuchung übergeben. Ich erhielt von dem Sheriff die Erlaubniß, den Verbrecher in den Ausstellungssaal bringen zu lassen, um Denen, welche bestohlen worden, Gelegenheit zu geben, von seiner Person Kenntniß zu nehmen. Zu diesem Zwecke ward er geschlossen und auf einen erhöhten Platz gestellt, so daß er bequem gesehen werden konnte. Nun ließ ich Zettel austheilen, welche meldeten, da es der letzte Tag der Ausstellung wäre, so freuten sich die Directoren, dem Publikum die Mittheilung machen zu können, daß sie noch eine besondere Rarität herbeigeschafft hätten und demgemäß ohne weitere Erhöhung des Eintrittspreises einen sicher gefesselten lebendigen Taschendieb ausstellen würden, der auf frischer That ertappt worden, als er eben einen ehrlichen Farmer am Tage vorher bestohlen habe. Eine zahlreiche Menschenmenge drängte sich herbei, um dieses Schauspiel zu genießen. Einige gute Mütter brachten zu diesem Zwecke ihre Kinder zehn Meilen weit her und unsere Gesellschaftskasse machte bei diesem Geschäft einen ansehnlichen Gewinn.

Bei der gegenwärtigen Gelegenheit (1854) ward ich abermals aufgefordert, die Eröffnungsrede bei unserer Ausstellung zu halten, welche diesmal in Stamford stattfand. Da ich im Stande war, landwirthschaftliche Rathschläge zu ertheilen, so verbreitete sich ein Theil meines Vortrags über die „Philosophie des Humbug". Am nächsten Morgen, als ich in den Barbier-

laden, in welchem natürlich eine Menge Kunden anwesend war, rasiren ließ, kam auch der Billetverkäufer herein.

„Hattet Ihr gestern Abend viele Zuhörer bei Eurer Eröffnung der Ausstellung?“ fragte einer der wartenden Herren.

„Ungemein viel, natürlich. Der alte Barnum lockt allemal eine große Menschenmenge herbei!“ lautete die Antwort des Billetverkäufers, der mich nicht kannte.

Die meisten der andern anwesenden Herren kannten mich jedoch und konnten kaum das Lachen halten.

„Hielt Barnum eine gute Rede?“ fragte ich.

„Ich hörte sie nicht. Ich war im Billetbüreau. Ich glaube aber, sie muß sehr gut gewesen sein, denn nie habe ich so viel lachen hören, als während dieser Rede. Indessen, das ist ganz egal, ob sie gut war oder nicht,“ fuhr der Billetverkäufer fort, „die Leute wollen einmal den alten Barnum sehen. Erst beschwindelt er sie und dann bezahlen sie ihn auch noch dafür, um erzählen zu hören, wie er es gemacht hat. Ich glaube, wenn er Jemanden um zwanzig Dollars beschwindelt hat, so zahlt dieser dann noch einen Vierteldollar, um ihn darüber sprechen zu hören.“

„Aber dieser Barnum muß doch ein merkwürdiger Kauz sein,“ bemerkte ich.

„Na, ich glaube, er ist mit allen Hunden gehetzt.“

„Kennen Sie ihn? Persönlich nicht; ich besuche sein Museum zuweilen, aber stets ohne etwas dafür zu bezahlen. Ich kenne den Thürsteher und dieser läßt mich so mit hineinhuschen.“

„Das würde dem alten Barnum wahrscheinlich nicht recht sein, wenn er es erführe,“ bemerkte ich.

„Ja, aber zufällig weiß er es nicht,“ entgegnete der Billetverkäufer sehr heiter.

„Da neulich fuhr Barnum auf der Eisenbahn nach Bridgeport,“ sagte ich, „und ich hörte, wie einer der Passagiere furchtbar auf Barnum schimpfte und ihn einen Schwindler und dergleichen nannte. Der Mann sagte dies Barnum selbst, kannte ihn aber nicht. Barnum stimmte tüchtig mit ein und bekräftigte Alles, was der Mann sagte. Als der Passagier später erfuhr, mit wem er gesprochen, muß ihm, glaube ich, sehr sonderbar zu Muthe gewesen sein.“

„Ja, das glaube ich auch,“ sagte der Billetverkäufer.

Dies war zu viel und wir brachen alle in ein lautes Gelächter aus. Der Billetverkäufer ahnte immer noch nichts. Nachdem ich die Barbierstube verlassen, sagte ihm der Barbier, wer ich wäre. Ich hatte im Laufe des Tages mehrmals im Billetbüreau zu thun, aber der arme Billetverkäufer wendete stets das Gesicht ab, wenn ich eintrat, und war so schüchtern und verlegen,

daß ich that, als ob ich den Helden des Spaßes in der Barbierstube in ihm nicht wieder erkannte.

Dieser Vorfall erinnert mich an zahlreiche ähnliche, die mir zu verschiedenen Zeiten vorkamen. Eines Tages, es war im Jahre 1847, befand ich mich an Bord des Dampfschiffes von New-York nach Bridgeport. Als wir uns dem Hafen der letztern Stadt näherten, bat mich ein Fremder, ihm vom obern Deck „Barnum's Haus" zu zeigen. Ich that dies, worauf dann ein anderer Passagier, der neben uns stand, bemerkte: „Ich kenne dieses Haus sehr genau, denn ich habe mehrere Monate lang darin gemalt, während Barnum in Europa war." Er sagte dann weiter, es sei das elendeste und übelst gebaute Haus, welches er jemals gesehen.

„Es wird dem alten Barnum eine Menge Geld kosten und dennoch, wenn es fertig ist, nicht zwei Cents werth sein," setzte er hinzu.

„Der alte Barnum bezahlt wohl nicht sehr pünktlich," bemerkte ich.

„O ja, er bezahlt pünktlich jeden Sonnabend Abend, damit hat es keine Noth; er hat sich ja eine halbe Million damit verdient, daß er das Publikum mit einem kleinen Jungen beschwindelt hat, den er aus Bridgeport mit fortnahm und für noch einmal so alt ausgab, als er wirklich war," entgegnete der Maler.

Bald darauf sagte ihm einer der Passagiere, wer ich sei, worauf er sich versteckte und so lange ich an Bord war, nicht wieder sehen ließ.

Bei einer andern Gelegenheit reiste ich über Fall River nach Boston. Da ich noch vor Sonnenaufgang ankam, so fand ich an dem Bahnhofe nur einen einzigen Wagen vor. Ich belegte denselben sogleich, gab dem Kutscher meinen Gepäckschein und befahl ihm, mich sogleich nach dem Revere-House zu fahren, da ich große Eile hatte. Zugleich befahl ich ihm, keine anderen Passagiere mitzunehmen und versprach, ihn gut zu bezahlen. Er erklärte sich bereit, meinen Wünschen zu genügen, erschien aber bald darauf mit einem Herrn, zwei Damen und mehrern Kindern, die er alle zusammen zu mir in den Wagen hineinstopfte. Ihr Gepäck ward ebenfalls mit aufgeladen und dann fuhr er fort. Ich dachte, es könne hier weiter nichts helfen, wenn ich mich scheltend über diese Handlungsweise aussprechen wollte und tröstete mich mit dem Gedanken, daß das Revere-House nicht weit sei. Er fuhr eine Straße hinauf und eine andere hinunter, aber ich war so fest eingekeilt, daß ich nicht sehen konnte, welchen Weg er eigentlich verfolgte.

Nachdem er so eine halbe Stunde gefahren war, machte er Halt und ich fand, daß wir uns an dem Lowell-Bahnhofe befanden. Hier stiegen meine Mitpassagiere aus und nach langer Verzögerung packte der Kutscher ihr Gepäck ab, empfing sein Fahrlohn und wollte eben den Wagenschlag wieder zumachen, um weiter zu fahren. Ich ärgerte mich über diese schändliche Art und Weise, auf welche er mich behandelt hatte, so daß ich bemerkte: „Vielleicht ist es besser, wenn Ihr gleich wartet, bis der Zug von Lowell ankommt. Dann be-

kommt Ihr vielleicht wieder eine Ladung Passagiere. Auf mich kommt natürlich nichts an und wenn Ihr mich nur noch im Laufe dieser Woche nach dem Revere-House bringt, so muß ich mich schon zufrieden geben."

„Ich bitte um Entschuldigung," antwortete er, „es war Barnum mit seiner Familie; es lag ihm viel daran noch mit dem ersten Zuge fortzukommen, deshalb brachte ich ihn für zwei Dollars geschwind hierher und nun werde ich Sie nach dem Revere-House bringen, ohne daß Sie mir etwas dafür bezahlen sollen."

„Was für ein Barnum war es denn?"

„Der Museum- und Jenny Lind-Mann," antwortete er.

Da das Compliment sowohl als auch die Prellerei mir gegolten hatte, so ward ich dadurch natürlich milder gestimmt und entgegnete: „Ihr irrt Euch, mein Freund; ich bin Barnum."

Der Kutscher war wie vom Donner gerührt und stammelte eine Menge Entschuldigungen. „Ein Freund von dem andern Bahnhof sagte mir, ich hätte Mr. Barnum an Bord," sagte er, „und ich glaubte wirklich, er meinte den andern Mann. Jetzt, wo ich Sie recht anschaue, sehe ich meinen Irrthum wohl ein, hoffe aber, daß Sie mir verzeihen werden. Ich habe Sie ja schon oft gefahren und hoffe, daß Sie mir auch jetzt während Ihres Verweilens in Boston ihre Kundschaft zuwenden werden. Gewiß werde ich niemals wieder einen solchen Fehlgriff begehen." Natürlich mußte ich mich damit zufrieden geben.

Im Jahre 1853 trat ich von dem Amte eines Präsidenten des Ackerbauvereins von Fairfield County zurück; die Mitglieder der Gesellschaft nahmen aber meine Resignation nur unter der Bedingung an, daß dieselbe erst nach der Ausstellung von 1854 Platz ergriffe.

Meine Farm ist keine sehr große.

Die einzigen Thiere, die ich importirt, sind die Alderney-Kühe, die ausgezeichnete Milch und Butter geben, und Suffolk-Schweine, eine sehr gute Raçe, die für den Fleischer immer fett genug ist und doch nicht mehr als den dritten Theil des Futters braucht, welches viele der anderen Schweinegattungen verlangen.

Eben so habe ich auch schönes Geflügel, z. B. Derking-, schwarze, spanische, graue, silberfleckige und afrikanische Hühner, schwarze Schwäne, weiße Schwäne, ägyptische Gänse, Mandarinen- und andere seltene Enten, Gold- und Silberfasanen u. s. w.

Ich darf dieses Kapitel über Landwirthschaft nicht schließen, ohne noch das Folgende zu erzählen:

Ich habe einen Freund, den ich hier John D. Jameson nennen will und der eine Viertelmeile westlich von meinem Wohnsitze in einem prachtvollen Hause wohnt. Ich besitze einige Acker Land an der Ecke zweier Straßen, welche direct an sein Grundstück stoßen. Ich umgab dieses Terrain kürzlich

mit hohen Pfählen und verwandelte es in einen Thiergarten, in welchen ich eine Anzahl Elennthiere, Rennthiere und dergleichen andere Thiere aus dem Felsengebirge setzte. Vorübergehende Fremde glaubten natürlich, dieser kleine Hirschpark gehöre zu Jameson's Besitzung. Um die Täuschung noch vollständiger zu machen, brachte sein Schwiegersohn in dem Park nach der Straße zu eine Warnungstafel mit der Inschrift an:

„Der Eintritt in diesen Wildpark und alle Belästigung des Wildes ist streng verboten.

J. D. Jameson."

Mir machte die Sache Spaß. Jameson freute sich und prahlte nicht wenig damit, daß er es weiter gebracht als Barnum. Mehrere Tage lang blieb die Warnungstafel unangetastet. Endlich jedoch traf es sich, daß eine Anzahl Freunde aus New-York ihn zu besuchen kamen. Sie langten Abends an. Jameson sagte ihnen, er habe mit Barnum einen köstlichen Witz gemacht. Etwas Näheres darüber wollte er nicht angeben, sondern sagte, sie würden es den nächsten Morgen schon selbst sehen. Früh bei Zeiten führte er sie auf die Straße und nachdem er sie einige Schritte weit geführt, schwenkte er wieder um, so daß sie gerade der Warnungstafel gegenüberstanden. Zu seinem Entsetzen aber entdeckte er jetzt, daß ich gerade unter seinem Namen die Worte hinzugefügt hatte: „Wildhüter bei P. T. Barnum." Seine Freunde lachten, als sie den eigentlichen Scherz bei der Sache merkten, nicht wenig darüber und Nachbar Jameson wußte vor Verlegenheit nicht, was für ein Gesicht er ziehen sollte.

Vierzehntes Kapitel.

Allerlei Geschäfts-Unternehmungen.

In diesem, dem Schlußkapitel meiner Selbstbiographie werde ich noch einige Geschäftsunternehmungen erwähnen, bei welchen ich betheiligt gewesen oder noch betheiligt bin, sowie einige andere Gegenstände, die mich gegenwärtig weit mehr interessiren, als alle anderen Dinge zusammengenommen, nämlich meine Familie und mein Haus.

Der Feuer-Vernichter.

In den letzten Tagen des Augusts 1851 suchte mich in Bridgeport ein Herr auf, der bei einer englischen, auch in Amerika patentirten Erfindung, unter dem Namen „Phillip's Feuervernichter" bekannt, interessirt war. Er

zeigte mir eine Anzahl Zeugnisse von hochgestellten und zuverlässigen Leuten in England, welche sich über den Werth dieser Erfindung auf die vortheilhafteste Weise aussprachen. Der Hauptwerth der Maschine sollte darin bestehen, daß sie die Macht hätte, die Flammen auszulöschen, und auf diese Weise die weitere Ausbreitung einer ausgebrochenen Feuersbrunst zu verhindern. Ueberdies war der in dem Annihilator oder Vernichter erzeugte Dampf dem menschlichen Leben nicht nachtheilig. Da nun Wasser auf eine Flamme durchaus keine Wirkung äußert, so war es klar, daß der Vernichter wenigstens sehr viel mit dazu beitragen könne, Feuersbrünste zu löschen, und daß er besonders im ersten Stadium einer Feuersbrunst sie ganz und gar auslöschen würde, ohne Schaden an Waaren oder anderen Gegenständen zu veranlassen, was gewöhnlich mit Wasser der Fall ist.

Der ehrenwerthe Elise Whittlesey, Ober-Finanzcontroleur der Vereinigten Staaten in Washington, war bei dem amerikanischen Patent betheiligt, und der Herr, welcher mich aufsuchte, wünschte, daß ich auch einen Antheil daran nehmen möchte. Ich hatte keine Lust, mich mit irgend einer Spekulation zu befassen, da ich aber glaubte, es könne diese Erfindung sich als eine sehr nützliche erweisen und viel zur Rettung von Menschenleben sowohl, als Eigenthum beitragen, so begab ich mich nach Washington, um mich hier mit Mr. Whittlesey, den ehrenwerthen J. M. Allen und anderen betheiligten Personen zu besprechen.

Man zeigte mir hier zahlreiche Atteste, welche bezeugten, daß in Großbritannien wirklich schon Feuersbrünste durch diese Maschine ausgelöscht und für viele tausend Pfund Eigenthum gerettet worden sei. Eben so sah ich auch, daß Lord Brougham im Parlament den Antrag gestellt hatte, es solle jedes Regierungsschiff verpflichtet sein, den Feuervernichter an Bord zu haben. Mr. Whittlesey sprach sich schriftlich dahin aus, daß, „wenn auf menschliches Zeugniß zu bauen sei, dies als eine der großartigsten Entdeckungen unseres außerordentlichen Zeitalters betrachtet werden müsse.“ Ich stimmte darin vollkommen mit ihm überein und habe noch nicht Gelegenheit gehabt, diese Ansicht aufzugeben.

Ich willigte ein, mich bei dem Unternehmen mitzubetheiligen. Mr. Whittlesey ward zum Präsidenten und ich zum Secretär und Generalagenten der Gesellschaft ernannt. Ich eröffnete das Büreau der Gesellschaft in New-York und verkaufte binnen wenigen Monaten Maschinen und Actien im Werthe von gegen 180,000 Dollars. Ich weigerte mich, mehr als einen kleinen Theil des Kaufgeldes eher anzunehmen, als bis ein öffentliches Experiment die Kraft der Maschine erprobt habe und übergab freiwillig jedem Käufer ein von mir selbst unterzeichnetes Versprechen, welches lautete:

„Wenn die öffentliche Probe nicht vollkommen genügend ausfällt, so mache ich mich verbindlich, auf Verlangen zu jeder beliebigen Zeit, innerhalb

zehn Tagen nach der öffentlichen Probe, jeden Schilling zurückzuerstatten, der in diesem Büreau für Maschinen oder Actien zu dem Verkauf des Patentes bezahlt worden."

Die öffentliche Probe fand am 18. December 1851 in Hamilton Square statt. Es war ein außerordentlich kalter und stürmischer Tag. Mr. Phillips, welcher das Experiment leitete, ward von einigen Vagabunden, die der Erfindung entgegen waren, gestört und sogar geschlagen, und das Haus, nachdem er das Feuer wirklich ausgelöscht, wieder angezündet und niedergebrannt. In Folge dieses unerwarteten und ungerechten Widerstandes erstattete ich jeden empfangenen Cent zurück, zuweilen gegen die Wünsche der Käufer, denn sie erklärten sich bereit, das Ergebniß anderweiter Experimente abzuwarten; das Verhalten des Publikums in einer Sache, bei welcher es mehr betheiligt war, als ich, war mir aber zu widerlich.

Wenn ich mich nach dem Moralsystem, welches in der Handelswelt nur allzuvorherrschend ist, hätte richten wollen, so hätte ich das Versprechen, das Geld wiederzuerstatten, gar nicht zu geben gebraucht, und auf diese Weise für die Kasse der Annihilator-Compagnie viele tausend Dollars gewinnen können. Da ich jedoch weiter nichts, als ein Schaumann war, so ward ich von etwas anderen Grundsätzen geleitet und stellte freiwillig Jeden zufrieden, der den wahren Werth der Erfindung auf irgend eine Weise falsch aufgefaßt hatte. Die Arrangements der Annihilator-Compagnie mit Mr. Phillips, dem Erfinder, präjudicirten alle Bezahlungen, die er auf die bona fide-Verkäufe, die wir wirklich machen würden, bekommen sollte; deshalb erhielt er nun gar nichts und die gesammten Verluste der Gesellschaft, die blos Druckkosten, so wie Aufwand bei den Experimenten, Miethe für ein Büreau u. s. w. betrafen, beliefen sich auf nicht weniger als 30,000 Dollars, wovon nicht ganz 10,000 Dollars auf meinen Antheil kamen.

Ich trat meinen Antheil an dem Geschäft später an Horatio Allen, Esq., von der Firma Stillman, Allen u. Comp., ab.

Mr. Allen hat immer noch großes Vertrauen zu der Maschine, und wie ich höre, fertigt und verkauft die Gesellschaft noch große Quantitäten derselben für Schiffe, Fabriken, Speicher, Wohnhäuser u. s. w. Man glaubt, Mr. Allen's Verkauf werde ihn in den Stand setzen, nach und nach der Gesellschaft alle ihre Verluste zu ersetzen. Wenn eine Feuersbrunst schon einen hohen Grad erreicht hat und besonders wenn heftiger Wind geht, kann der Annihilator nicht mit Vortheil angewendet werden, und in dieser Beziehung ward ich durch die Angaben des Mannes, der mich erst besuchte, getäuscht. Daß die Maschine aber bei Feuersbrünsten in ihrer Entstehung sehr gut und mit dem besten Erfolge angewendet werden kann, und in jedem Hause, ganz besonders aber am Bord eines jeden Segel- oder Dampfschiffes, vorräthig sein sollte, davon bin ich fest überzeugt. Meine Erfahrungen haben mich gelehrt,

daß wirkliches Verdienst nicht immer so guten Erfolg hat, wie „Humbug"*), und Phillips' Feuervernichter ist nach meiner Meinung ein Beleg zu dieser Behauptung.

Die Pequonnock-Bank.

Im Frühling 1851 privilegirte die Legislatur von Connecticut die Pequonnock-Bank von Bridgeport mit einem Kapital von zweihunderttausend Dollars. Ich hatte durchaus keinen Antheil an diesem Privilegium und wußte nicht einmal, daß darum nachgesucht werden sollte. In Folge der bedeutenden Vermehrung des Handels und der Fabriken in dieser blühenden und gedeihenden Stadt wurde ein größeres Bankkapital in Bridgeport nothwendig, und da diese Thatsache nicht zu leugnen war, so ward das Privilegium als eine das allgemeine Beste fördernde Maßregel gewährt. Die Unterzeichnungslisten wurden unter der Direction der Staatscommissaire in Gemäßheit der gesetzlichen Bestimmungen eröffnet und schon am ersten Tage beinahe der doppelte Betrag des Kapitals gezeichnet. Die Actien wurden von den Commissairen unter mehrere hundert Zeichner vertheilt. Ganz unerwartet traten Umstände ein, welche mich bewogen, in Folge der einstimmigen Erklärung der Directoren das Präsidium der Bank anzunehmen. Da ich wegen meiner vielfachen Beschäftigungen diesen neuen Pflichten nicht die nöthige persönliche Aufmerksamkeit widmen konnte, so ward C. B. Hubbell, Esq., der gegenwärtige Mayor von Bridgeport, auf meinen Wunsch zum Vicepräsidenten des Instituts ernannt. Mr. Hubbell ist ein ehemaliger Kaufmann, dessen zahlreiche Familie in Bridgeport erzogen ist, wo er seit vielen Jahren als einer der ersten Bürger in hoher Achtung steht. Seine lange Erfahrung als Director der Bridgeport-Bank befähigt ihn ganz besonders zu der Stellung, welche er jetzt bekleidet, und die Pequonnock-Bank hat von dem Tage ihrer Eröffnung an ihr Geschäft auf die ehrenwertheste und reellste Weise geführt und zu dem pekuniären Vortheil ihrer Kunden sowohl als auch ihrer Actionäre viel beigetragen.

Man hat die Ehrenhaftigkeit dieses Instituts bei mehreren Gelegenheiten ohne den geringsten Grund zu verdächtigen gesucht. Das in Neuengland herrschende Banksystem ist für alle Betheiligten wahrscheinlich eben so sicher, als irgend eins, welches jemals aufgestellt worden. Die Pflicht der Bank-

*) Ich habe schon oft daran gedacht, daß die wahre Geschichte des Humbugs oder Schwindels ein sehr nützliches und interessantes Buch sein würde. Jede Periode hat ihre Humbugs gehabt und man findet sie in den Annalen jedes Berufes und Standes zerstreut. Meine Forschungen in dieser Beziehung haben sich keineswegs auf die Sphäre eines Schaustellers beschränkt und nachdem ich mich überzeugt, daß eine ausführliche Darstellung des Humbug und seiner Tendenzen im ganzen Gebiete der Geschichte das Publikum nicht blos frappiren, sondern auch aufklären würde, so bin ich mit Abfassung eines in vielleicht nicht sehr langer Zeit erscheinenden Werkes beschäftigt, von dem ich hoffe, daß es eine vollständige und unparteiische Darstellung dieser allgemeinen Wissenschaft enthalten werde.

commissaire ist vor allen Dingen, darauf zu sehen, daß die Actien nicht von einzelnen Kapitalisten oder Cliquen monopolisirt, sondern auf angemessene Weise unter alle Zeichner vertheilt werden. Die Gesetze von Connecticut verbieten jedem Bankdirector, sich direct oder indirect mit einer fünftausend Dollars betragenden Summe zu betheiligen. Die verschiedenen anderen Beschränkungen und Vorkehrungsmaßregeln, welche in diesem Staate in Bezug auf den baaren Kassenvorrath, die Kassenübersichten, die persönliche Revision dieser Institute durch die Staatscommissaire u. s. w. bestehen, haben sich in allen Fällen, wo nicht von Seiten der Commissaire eine grobe Pflichtverletzung stattgefunden hat, als sehr heilsam und hinreichend erwiesen.

Dann und wann werden jedoch Gesetzgeber gewählt, welche sich nicht überwinden können, das, was gut ist, auch gut sein zu lassen, sondern, um sich nur durch irgend etwas hervorzuthun, gewöhnlich an den Geldverhältnissen des Staates herumpfuschen und sich in die Bankgeschäfte mischen.

Die Legislatur von Connecticut im Jahre 1854 hat in Bezug auf die Banken mehrere sehr unkluge und überflüssige Verordnungen erlassen. Diese dienen nur dazu, die Interessen sowohl der Bankschuldner als auch der Actieninhaber zu verletzen und werden, wenn man sie nicht schleunigst wieder zurücknimmt, für die Fabrikanten und Kaufleute, deren Gedeihen in großem Maße von angemessenen Geschäftserleichterungen durch die Banken abhängt, viel Wirrwarr, wo nicht Verlust herbeiführen.

Die neue Stadt. — Ost-Bridgeport.

Im Jahre 1851 kaufte ich von William H. Noble, Esq., von Bridgeport die ungetheilte Hälfte der Besitzung seines Vaters, nämlich fünfzig Acker Land auf der östlichen Seite des Flusses, der Stadt Bridgeport gegenüber. Wir gedachten hier den Kern zu einer „neuen Stadt" anzulegen, die nach unserem Dafürhalten in Folge der vielen natürlichen Vortheile dieses Platzes sehr bald aufgebaut werden konnte.

Ehe wir jedoch mit unseren Plänen hervortraten, kauften wir noch 174 Acker, welche an die, die wir schon besaßen, angrenzten. Wir legten das ganze Grundstück in regelmäßige Straßen aus, besetzten dieselben mit Bäumen, reservirten einen schönen Platz von sechs oder acht Acker, den wir einhegten und in einen öffentlichen Park verwandelten. Nun begannen wir Bauplätze zu demselben Preise zu verkaufen, den das Land uns per Acker gekostet hatte. Unsere Verkäufe geschahen stets unter der Bedingung, daß innerhalb eines Jahres vom Tage des Kaufs an gerechnet ein Wohnhaus, ein Kaufladen oder eine Fabrik auf dem betreffenden Platze erbaut; daß jedes Gebäude in einer gewissen Entfernung von der Straße und in einem von uns gebilligten Style errichtet; daß die noch frei bleibenden Räume auf passende Weise eingehegt und sauber und nett gehalten würden. Außerdem stellten wir noch einige andere Bedingungen, welche den Zweck hatten, die Oertlichkeit für achtbare

Leute zu einer wünschenswerthen zu machen und zum wechselseitigen Wohlbefinden Aller beizutragen, die sich in dieser neuen Stadt ansiedeln würden.

Dieses ganze Besitzthum besteht aus einem schönen Plateau, nicht ganz eine halbe Meile von dem Mittelpunkte der Stadt Bridgeport entfernt, und hatte blos aus Mangel an Zugänglichkeit noch keinen Käufer gefunden. Es ward nur eine Brücke für Fußgänger gebaut, welche diesen Platz mit der Stadt Bridgeport verbindet und eine uns zugehörige Zollbrücke dem Publikum zur freien Benutzung geöffnet. Eben so erhielten wir auch von der Staatslegislatur das Privilegium zur Errichtung einer Zollbrücke zwischen den beiden bereits bestehenden Brücken, und erbauten in Folge dieses Privilegiums eine schöne bedeckte Zugbrücke mit einem Kostenaufwand von 16,000 Dollars, die wir ebenfalls dem Publikum zur freien Benutzung stellten. Dann erbauten wir für eine Gesellschaft junger Wagenbauer eine große elegante Wagenfabrik, die eins der ersten hier errichteten Gebäude war und am 1. Januar 1852 in Betrieb gesetzt ward.

Dieses Gebäude gehört jetzt den Herren Brewster. Später ward in der neuern Zeit ein ähnliches Etablissement durch die Herren Hubbell und Haight gegründet. Man glaubt, daß gegenwärtig in Bridgeport mehr Wagen gebaut werden, als in irgend einer andern Stadt der Union, und es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß in der ganzen Welt keine besseren Familienequipagen gebaut werden, als in Ost-Bridgeport. Gegenwärtig ist eine große Uhrenfabrik im Bau begriffen, die „Terry- und Barnum-Uhrenfabrik" mit einem Actienkapital von hunderttausend Dollars. Durch diese Fabrik allein wird die Einwohnerzahl unserer neuen Stadt um sechshundert Köpfe vermehrt. Der Präsident der Gesellschaft ist Theodor Terry, Esq., früher bei der Ansonia-Uhrenfabrik-Gesellschaft, ein Mann, der mit diesem Geschäft auf das gründlichste vertraut ist. In diesem Etablissement werden monatlich mehr als fünftausend Stück Wanduhren fertig.

Abgesehen von der Erleichterung, welche wir den Käufern dadurch boten, daß wir ihre Bauplätze zu einem blos nominellen Preise überließen, schossen wir ihnen auch die Hälfte, Zweidrittel, häufig auch den Betrag der Summe vor, die sie zum Erbauen ihrer Häuser bedurften und gestatteten ihnen, uns in Beträgen bis zu fünf Dollars herab ganz nach ihrer Bequemlichkeit wieder zu bezahlen. Dieses Arrangement setzte viele Leute in den Stand, sich Häuser zu bauen und auch zu bezahlen, die sie sich auf andere Weise nicht hätten erwerben können. Unsern Gewinn erwarteten wir natürlich blos von dem Steigen des Werthes der reservirten Bauplätze, welches unserer Ueberzeugung nach stattfinden mußte.

Natürlich bewogen diese außerordentlichen Erleichterungen viele Leute, sich in unserer neuen Stadt anzubauen, und sie wächst gegenwärtig mit einer Schnelligkeit, die in diesem Theile unseres Landes selten ihres Gleichen gehabt hat. Jetzt, wo ich schreibe, sind erst dritthalb Jahre verstrichen, seitdem das

erste Gebäude aus unserem Grundeigenthum errichtet ward und jetzt schon stehen eine Menge Wohnhäuser, Kaufläden, Fabriken 2c. da, deren Einrichtungskosten beinahe eine Million Dollars betragen. Schon ist eine schöne Kirche nebst Schulhaus erbaut und Bauplätze, die vor zwei Jahren mit zweihundert Dollars zu kaufen waren, kosten jetzt ohne die Gebäude ein bis zweitausend Dollars.

Diese Spekulation kann mit Recht eine gewinnbringende Philanthropie genannt werden. Vor einiger Zeit bot ich Mr. Noble für seinen Antheil sechzigtausend Dollars mehr, als der ursprüngliche Preis betrug, aber er lehnte das Anerbieten ab. Einer großen persönlichen Aufmerksamkeit auf diesen Theil meines Besitzthums werde ich durch den Fleiß meines Schwiegersohns David W. Thompson überhoben, der diesem Zweige meines Geschäfts seine ganze Zeit widmet.

Illustrirte Zeitung.

Im Herbst 1852 ward von gewissen Personen der Vorschlag gemacht, die Herausgabe einer illustrirten wöchentlichen Zeitung in der Stadt New-York zu beginnen. Das Feld schien für ein solches Unternehmen offen zu sein und ich legte zwanzigtausend Dollars als Theilhaber in dem Geschäfte an, während zwei andere Herren sich ebenfalls jeder mit zwanzigtausend Dollars dabei betheiligten.

Innerhalb eines Monats nach dem Erscheinen der ersten Nummer der „Illustrated News", welche am 1. Januar 1853 ausgegeben ward, hatte unser wöchentlicher Absatz siebzigtausend Exemplare erreicht. Zahlreiche und fast unübersteigliche Hindernisse für Neulinge in dem Geschäft boten sich jedoch fortwährend dar und meine Geschäftstheilhaber, welche dadurch entmuthigt und ermüdet wurden, wünschten mit Ablauf des ersten Jahres das Unternehmen wieder abzuwickeln. Die vorhandenen Holzschnitte und die Kundschaft des Geschäfts ward daher an den Eigenthümer von Gleason's „Pictorial" in Boston verkauft, der sein Unternehmen mit dem unsrigen verschmolz. Ich kam dabei ohne allen Verlust weg.

Der Krystallpalast in New-York.

Im Jahre 1851, als zuerst die Idee, in New-York eine Weltausstellung zu halten, aufs Tapet gebracht ward, besuchte mich Mr. Riddell mit den andern Begründern dieses Plans und forderte mich auf, denselben mit durchführen zu helfen. Ich lehnte es ab, indem ich als Grund anführte, daß ein solches Project nach meiner Ansicht noch zu früh käme. Ich war überzeugt, daß man damit zu bald auf das Londoner Unternehmen folge und versicherte den Begründern des Projects, daß ich dabei nichts sähe, als sicheren Verlust. Indessen, der Plan ward doch ausgeführt und bei der Legislatur von New-York ein Privilegium ausgewirkt. Das Gebäude ward auf einem Platze in

Reservoir Square errichtet, den die Stadt New-York für einen Dollar jährlich an den Ausstellungsverein verpachtete. Dieser Platz, der vier Meilen von der City-Hall entfernt ist, war schon an und für sich hinreichend, das Unternehmen todt zu machen. Die Actien gingen indessen schnell weg und im Juni **1853** ward der Krystallpalast dem Publikum eröffnet. Viele tausend Fremde wurden dadurch nach New-York gelockt und wie verderblich auch das Unternehmen für die Actieninhaber ausgefallen sein mag, so ist es doch klar, daß das Wohl der Stadt im Allgemeinen weit mehr gefördert worden ist, als was die gesammten Kosten der ganzen Spekulation ausmachen.

Im Februar **1854** forderten mich mehrere Actieninhaber auf, das Präsidium des Krystallpalastes oder, wie man es nannte, des „Vereins für die Industrieausstellung aller Nationen", zu übernehmen. Ich weigerte mich entschieden eben so wie mein Freund und Nachbar Genin that und wir verbaten uns Beide die Nennung unserer Namen in Verbindung mit diesem Institut. Da wir später dennoch unsere Namen in den New-Yorker Blättern als die genannt sahen, welche wahrscheinlich mit einer neuen Direction in Verbindung stehen würden, und da wir überzeugt waren, daß dies blos geschah, um den Werth der Actien auf künstliche Weise zu steigern, so machten wir bekannt, daß wir durchaus nicht die Absicht hätten, irgend etwas mit der Leitung des Krystallpalastes zu thun zu haben und führten dabei als Grund an, daß wir nicht im Stande seien, die „Todten aufzuwecken." Es geschah dies im guten Glauben und meinerseits ohne die entfernteste Idee, daß ich jemals zu dem Unternehmen in irgend eine Verbindung kommen würde. Ich zweifle nicht, daß dies auch mit Mr. Genin der Fall war.

Kurz nachher jedoch besuchten mich mehrere einflußreiche Herren und drangen wiederholt in mich, die Nennung meines Namens zu gestatten. Ich weigerte mich, willigte aber endlich doch, obschon nur zögernd und gegen mein eigenes besseres Urtheil, ein. Nachdem ich zu einem der Directoren gewählt worden, ward ich von diesen wiederum zum Präsidenten ernannt. Ich nahm dieses Amt bedingungsweise an, indem ich mir das Recht der Ablehnung vorbehielt, wenn ich mich bei näherer Erörterung überzeugte, daß das Institut keine Lebenskraft mehr besitze.

Als ich die zum Nachtheile des Vereins umlaufenden Gerüchte näher untersuchte, wurden viele von Leuten, welche den Stand der Sache aufs Genaueste kannten, für ungegründet erklärt, während zugleich verschiedene Forderungen auf die deshalb erlassene Bekanntmachung nicht angemeldet wurden, so daß ich das Vorhandensein derselben erst erfuhr, nachdem ich das Präsidentenamt bereits angenommen hatte.

Endlich übernahm ich dieses blos, weil keine geeignete Person gefunden werden konnte, die bereit war, ihre ganze Zeit und alle ihre Dienste dem Unternehmen zu widmen und weil ich von Directoren und Actionären häufig und dringend aufgefordert ward, dieses Opfer zum Besten der Stadt im Allgemei-

nen zu bringen, da man schon so ziemlich übereingekommen war, den Palast in den ersten Tagen des April 1854 auf immer zu schließen, wenn ich mich nicht an das Ruder stellte.

Diese Rücksichten bewogen mich und ich widmete mich meinen neuen Pflichten mit aller Energie, die mir zu Gebote stand. Um das Unternehme vor gänzlichem Bankerott zu retten, schoß ich bedeutende Geldsummen zur Bezahlung von Schulden vor und bemühte mich, durch alle zu Gebote stehenden erlaubten Mittel eine Aufregung hervorzurufen und es wieder zum Leben zu erwecken. Durch außerordentliche Anstrengungen, wie z. B. die nochmalige Einweihung, die Monsterconcerte Jullian's, die Unabhängigkeitsfeier u. s. w. ward es auf einige Zeit und vorübergehend galvanisirt und es zappelte wenigstens einigemal, freilich ohne ein weiteres materielles Ergebniß, als daß Die, welche sich zu nahe heranwagten, dadurch tüchtige Schläge wegbekamen. Lange zuvor ehe ich es berührte, war es schon ein Leichnam und ich fand nach gründlicher Untersuchung, daß meine erste Idee richtig gewesen war und in so weit als meine eigene Fähigkeit in Frage kam, „die Todten nicht wieder aufgeweckt" werden konnten. Niemals habe ich drei Monate lang Tag und Nacht so gearbeitet, als wie da ich Präsident des Krystallpalastes war, und da ich fand, daß die Gläubiger desselben mich als den Schuldner zu betrachten schienen und von mir erwarteten, daß ich anstatt des „Vereins" alle Verbindlichkeiten erledigen würde, so legte ich im Juli mein Amt wieder nieder.

Einer der Directoren des Krystallpalastes war Horace Greeley. Er fand sich bei den Directorialversammlungen stets pünktlich ein, viel pünktlicher als die übrigen Mitglieder. Ich ließ häufig gegen ihn die Bemerkung fallen, daß ich die anderen Mitglieder eben so pünktlich zu sehen wünschte wie ihn. „Manche Menschen haben niemals Zeit pünktlich zu sein, während ich dagegen stets vollauf Zeit habe," war seine Antwort. Und dennoch kenne ich Niemanden, der so angestrengt arbeitet und in einem Jahre so viel leistet wie Mr. Greeley. Von Tagesanbruch bis Mitternacht kennt er keine Ruhe. Er reist zu allen Stunden und nach allen Richtungen. Er scheint die Macht zu haben allgegenwärtig zu sein. Bald sehen wir ihn als Präsidenten einer landwirthschaftlichen Versammlung im Staate Indiana und wenige Tage darauf hält er einen Mäßigkeitsvortrag in Vermont und denselben Morgen lesen wir einen Artikel in der Tribune, welcher, wie wir an der kräftigen und bündigen Weise, auf welche das Argument durchgeführt und sein Gegner auf den Sand gesetzt wird, sofort errathen, seiner fruchtbaren Feder entflossen ist.

Eines Tages ward in der Directorialversammlung ein interessanter Punkt debattirt, bei welchem sich einige Aufregung kundgab.

„Ich bin stets für strenge Auslegung," sagte eins der Mitglieder.

„Ich bin stets ein nachgiebiger Constructionist," sagte Mr. Greeley, „und habe die Theorie einer strengen Auslegung noch nie verfechten hören, ohne zu finden, daß irgend eine Schurkerei dahinterstak."

„Ich will nicht hoffen, daß diese Bemerkung eine persönliche Anspielung enthält," sagte der Director.

„Durchaus nicht," sagte Mr. Greeley, „ich sage blos, was mich meine eigene Erfahrung in diesen Dingen gelehrt hat."

In einer sehr wichtigen Bedeutung hat sich der Krystallpalast allerdings als ein gewinnbringendes Unternehmen erwiesen. Abgesehen von der großen Verbesserung, die er in dem öffentlichen Geschmacke für die schönen Künste herbeigeführt hat, und den vielen Vortheilen, die für Erfinder, Fabrikanten ꝛc. daraus hervorgegangen sind, ist dadurch auch der Reichthum der Stadt New-York unzweifelhaft um Millionen Dollars vermehrt worden. Viele von Denen, welche Actien zeichneten, thaten es in der Absicht, um dadurch ihrem Geschäft aufzuhelfen und Fremde herbeizulocken, und obschon sie vielleicht an ihren Actien keinen Heller verdient haben, so würden doch viele Kaufleute, Hotelwirthe u. s. w. sehr gern dasselbe in Bezug auf jedes andere Unternehmen thun, welches zu denselben Ergebnissen führte.

Was man endlich über den Krystallpalast verfügen wird, weiß ich nicht. Ich habe für keinen Dollar Antheil an dem Verein und an der künftigen Disposition kein besonderes Interesse. Man hat verschiedene Projecte in Vorschlag gebracht. Das eine schlägt vor, ihn an die Regierung der Vereinigten Staaten zu verkaufen, während ein anderes ihn nach Boston, ein drittes nach Philadelphia, ein viertes nach der „Batterie" und ein fünftes nach dem City-Hall-Park in New-York versetzt haben will. Nach meiner Meinung haben sich die New-Yorker durch die Kälte, mit welcher sie dieses Unternehmen von vorn herein aufgenommen, schon mit Schmach bedeckt, welche Schmach noch bedeutend vermehrt werden wird, wenn man die Verlegung dieses prachtvollen Gebäudes nach einer rivalisirenden Stadt geschehen läßt.

Kupfer-Bergwerke u. s. w.

Die Pläne und Projecte zum Geldmachen, welche mir vorgelegt wurden und noch fortwährend vorgelegt werden, sind unzählig. Die meisten davon sind eben so abenteuerlich und unausführbar, als wie die Eisenbahn nach dem Mond, während vielleicht von Tausenden erst einer einen vernünftigen Vorschlag enthält.

Hunderte von Patentrechten — deren Besitzer in der Regel einen Gewinn von 100,000, häufig aber auch von 500,000 bis 1,000,000 Dollars in Aussicht stellen — sind mir mit dem Anerbieten auf Theilung des Gewinns angeboten worden, wenn ich mich dazu verstehen wollte, die Mittel zu beschaffen, welche nöthig sind, um die betreffende Idee praktisch zu verwirklichen.

Tausende von Ackern wüster Ländereien sind mir kostenfrei zur Verfügung gestellt worden, wenn ich meinen Namen hergeben wollte, um eine gleiche Quantität von derselben Gattung verkaufen zu helfen.

Actien zu Bergbau- und andern spekulativen Unternehmungen ohne Zahl

sind mir unter denselben Bedingungen angeboten worden, weil man in solchen Fällen gewöhnlich einen anerkannt oder vermeint wohlhabenden Mann zu haben wünscht, dessen man sich als Lockvogel bedient, um das Publikum zu beschwindeln.

Ich hoffe, ich brauche nicht erst zu sagen, daß ich mich zu dergleichen Manipulationen niemals hergegeben habe und niemals hergeben werde.

Der einzige Antheil an einem Bergbauunternehmen, den ich jemals besessen, war der an einem Kupferwerke in Litchfield, Staat Connecticut. Hier handelte es sich um die Ausbeutung derselben Ader, welche in Bristol, Staat Connecticut, dem ehrwürdigen Dr. Nott, Präsidenten des Union-College zu Schenectady, einen so ungeheuern Gewinn abgeworfen hat und noch abwirft. Ich habe 10,000 Dollars auf die Exploration dieser Ader verwendet und da ich mich durch eigene Beobachtungen und die gutachtlichen Berichte zahlreicher Geologen und Mineralogen, die sie untersucht, überzeugt habe, daß es wirklich ein werthvolles Werk ist, so werde ich es zur geeigneten Zeit durch eine Actiengesellschaft in Betrieb setzen, deren Mitglieder die betreffenden Einzahlungen nicht schneller leisten sollen und dürfen, als das Geld zum Fortgange des Betriebs absolut nothwendig ist.

Projectmacher, die mit ihren großartigen Spekulationen zu mir kommen, fangen gewöhnlich ungefähr auf folgende Weise an: „Mr. Barnum, ich weiß, daß Sie stets bereit sind, sich mit Unternehmungen zu befassen, bei welchen viel Geld zu verdienen ist. Nun habe ich ein Project, mit welchem jährlich zweihunderttausend Dollars verdient werden können. Wenn ich es Ihnen mittheile, so geschieht es natürlich blos unter der Bedingung, daß Sie mir Ihr Ehrenwort geben, keinen Vortheil davon zu ziehen, wenn Sie sich mir in dieser Spekulation nicht anschließen.“

Meine Antwort darauf lautet gewöhnlich: „Sie irren sich sehr, wenn Sie glauben, daß ich so bereit oder so begierig bin, Geld zu machen. Im Gegentheile giebt es nur ein Ding in der Welt, was ich begehre, und dieses ist — Ruhe. Ich bin überzeugt, daß Ihr Project mir diese nicht gewähren wird, denn wahrscheinlich würden Sie mich nicht besucht haben, wenn Sie nicht wünschten, meinen Kopf oder meinen Beutel — vielleicht auch beides — in Contribution zu setzen. Den erstern brauche ich nun höchst nothwendig selbst und Das, was ich im zweiten habe, ist schon anderwärts angelegt.“

„O nein, mein Project wird durchaus Ihre Aufmerksamkeit fast gar nicht und von Ihrem Kapital im Verhältniß zu dem unermeßlichen Gewinn, den ich Ihnen in Aussicht stelle, nur wenig in Anspruch nehmen. Es muß eine Actiengesellschaft gebildet werden —“

„Wohlan, lieber Freund, ehe Sie mir sagen, worin Ihr Plan besteht, erlauben Sie mir eine einzige Bemerkung zu machen. Wenn Sie mir vorschlügen, eine Actiengesellschaft zu bilden, um Pflastersteine in Diamanten zu verwandeln und mir die sichere Aussicht böten, damit eine Million zu ver-

dienen; so würde ich doch nichts davon wissen wollen. Wenn Ihre Spekulation daher nicht etwas Besseres ist als dies, so brauchen Sie mir sie nicht erst mitzutheilen, denn ich werde ganz gewiß nicht darauf eingehen."

Gewöhnlich überhebt mich dies der Mühe zu hören, worin der Plan besteht. Doch nicht allemal; denn manche Enthusiasten glauben, daß sie mich doch vielleicht verlocken und bestehen darauf, mit ihrem Projecte herauszurücken.

Zuweilen kommt ein Mann und fragt mich, wenn ich vielleicht einmal Zeit habe. Meine Antwort ist: „Niemals — in praktischer Beziehung kenne ich die Bedeutung dieses Ausdrucks gar nicht."

„Ich wünsche blos eine halbe Stunde mit Ihnen zu sprechen, wenn Sie sich so lange abmüßigen können. Ich habe Ihnen ein großes Project mitzutheilen."

„Mein werther Herr, treten Sie gefälligst ein und deuten Sie mir es kurz an, denn ich zweifle nicht, daß wir in einer halben Minute anstatt in einer halben Stunde die Sache erledigt haben werden."

„Ich danke Ihnen, Sir; ich bin nach New-York gekommen, um eine Actiengesellschaft von Kapitalisten zusammenzubringen und Sie sind der Erste, an den ich mich wende. Ich besitze einige fünfzigtausend Acker guten Boden in schönster Lage —"

„Das ist genug, Sir. Es thut mir sehr leid, Sir, Ihre Erwartung täuschen zu müssen, aber ich möchte dieses ganze Besitzthum nicht umsonst haben. Ich habe aufgehört zu spekuliren. Ich bemühe mich, mein Geschäft zu vereinfachen und mich aufs Land zurückzuziehen, wo ich Ruhe finden kann."

„Aber das Geld, welches dabei zu verdienen ist —"

„Ich *mag* kein Geld verdienen, Sir, ich besitze schon genug, um meine Kinder zu erziehen und ich thue nicht mehr mit."

Eines Tags kam ein Mann aus Nashville, Staat Tennessee, und forderte mich auf, mit ihm auf gemeinschaftliche Spekulation einen Begräbnißplatz in dieser Stadt zu errichten.

„Ich sollte nicht meinen, daß dort die Leute so schnell sterben, daß man etwas dabei verdienen könnte," entgegnete ich.

„O," antwortete er, „das Geld soll nicht an den Bedürfnissen der Todten verdient werden, sondern an dem Stolze der Lebenden."

Ich glaubte, er hätte nicht ganz unrecht, lehnte aber doch „ergebenst" ab.

Ein Anderer hatte ein herrliches Project, Reisende vermittelst Kameele auf dem Ueberlandwege nach Californien zu transportiren. Ich sagte ihm, daß ich Esel für passender hielte als Kameele, aber dennoch keiner davon sein möchte.

Vor etwa einem Jahre erhielt ich folgenden Brief von *Professor*

Gardner, dem berühmten Neuengland-Seifenmann unter Beifügung eines Dutzends Stückchen seiner Seife:

„Providence, Rhode Island, 20. Oct. 1853.

„Barnum: — Ich habe niemals Sie und Sie haben niemals mich gesehen und dennoch sind wir einander nicht fremd. Sie haben die bürgerliche Gesellschaft eingeseift und ich auch. Sie sind dabei reich geworden, ich nicht. Ich habe einen Plan, Ihren Reichthum um eine halbe Million zu vermehren und Ihre Stirn mit Lorbeeren zu krönen. Ich fabricire die beste Seife, die man jemals gekannt, wie eine Million Herren und drei Millionen Meisterwerke der Schöpfung, schöne Frauen, bezeugen werden. Ich sende Ihnen eine Probe, um die Wahrheit meiner Worte zu beweisen. Versuchen Sie sie und wenn Sie finden, daß ich Ihnen Thatsachen berichtet habe, so legen Sie zehntausend Dollars im Seifengeschäft an, gehen Sie mit mir zu gleichen Theilen in Compagnie und binnen drei Jahren wollen wir den amerikanischen Continent so gründlich einseifen, daß daraus ein Gewinn von einer Million Dollars für uns hervorgeht.

„Wenn Sie dies thun, Sir, so errichten Sie sich in dem Herzen des Volkes ein Monument, welches Ihres Namens würdig ist. Sie werden die Genugthuung haben, zu wissen, daß Sie Ihren Landsleuten eine Wohlthat erzeigt haben. Reinlichkeit steht der Göttlichkeit am nächsten. Sie, Sir, können dazu beitragen, wenigstens zehn Millionen Ihrer schmutzigen Mitbürger zu reinigen und zu säubern. Es ist eine Pflicht, die Sie ihnen und sich selbst schuldig sind. Betrachten Sie mein Portrait auf dem Umschlage der Seife und Sie werden das Gesicht eines ehrlichen Mannes sehen. Senden Sie mir nächste Woche eine Anweisung auf fünftausend Dollars und die Woche darauf wieder eine dergleichen. Durch diese Vermehrung meines Kapitals werde ich in den Stand gesetzt werden, der Nachfrage nach meiner unvergleichlichen Seife zu genügen und allvierteljährlich sende ich Ihnen Ihren Antheil an dem Gewinne. Also nur weiter keine Umstände gemacht, alter Kauz, und herausgerückt mit dem Moose! Sie werden auf diese Weise ein Wohlthäter und ungewaschene Millionen werden das Lob Ihres Namens singen.

„Meine Seife macht weiche Hände und kurirt schwache Köpfe. Sie nimmt Firniß und Fett weg, ist unvergleichlich zum Rasiren, heilt Risse und Flechten an Gesicht und Händen und verbannt alle Zahnschmerzen auf immer. Hautausschläge oder sogenannte Eruptionen werden dadurch verbannt, wie durch einen Zauberspruch. Ich zweifle sogar nicht, daß eine hinreichende Quantität, auf die geeignete Weise angewendet, die Eruption des Vesuv beseitigen würde.

„Schreiben Sie mir umgehend nach Providence, Staat Rhode Island.

„Ganz ergebenst der Ihrige 2c.

Professor Gardner,

bekannt als der Neuengland-Seifenmann.“

Trotz der verlockenden Anerbietungen des „Professors“ sah ich mich doch genöthigt, dieselben abzulehnen. Indessen versuchte ich seine Seife und fand sie vortrefflich.

Bettelbriefe.

Ich erhalte unzählige Bettelbriefe und mehr als die Hälfte derselben beginnt folgendermaßen: „Sir, Sie werden sich ohne Zweifel sehr wundern, einen Brief von mir, einem Fremden, zu erhalten, da ich aber gehört und gelesen habe“ u. s. w. Das Wahre an der Sache aber ist, daß ich mich „wundern“ würde, wenn der Brief nicht von einem Fremden und noch mehr, wenn es nicht ein Brief wäre, in welchem ich um Geld angebettelt werde.

Die verlangten Summen variiren in der Regel von hundert bis zehntausend Dollars und wenn man an mich das Verlangen stellt, dieses Geld herzuborgen, so ist die Sicherheit, die man mir dafür bietet, gewöhnlich „meine Ehre“ oder „eine Lebensversicherungspolice“. Manche Leute glauben, der letztere Gegenstand sei so gut wie Gold.

Einmal wollte ein Unbekannter fünftausend Dollars auf drei Jahre borgen. Er wollte sein Leben versichern und die Police als Sicherheit in meinen Händen lassen. Ich sagte ihm, daß er, um diesem Documente einen Werth für mich zu verleihen, einen Schein unterschreiben müsse, in welchem er sich verbindlich mache, an dem Tage vor Ablauf der Police zu sterben, denn wenn er länger lebte, so würde ich natürlich nichts dafür bekommen. Das hatte er nicht bedacht und weigerte sich, den Schein zu unterschreiben. Vor etwa einem Jahre erhielt ich einen Brief von einem Manne im Westen, der mich bat, ihm 15,000 Dollars zu leihen und es mit einem expressen Boten an seine Adresse zu übersenden. Er sagte, er habe keine Sicherheit dafür zu bieten, aber er wolle eine Spekulation unternehmen, die, wenn sie gelänge, ihn zu einem reichen Manne machen, wo er mich dann mit Zinsen wiederbezahlen würde. „Verlieren Sie die Summe,“ setzte er hinzu, „so wäre der Betrag für Sie so viel wie nichts — Sie würden ihn niemals vermissen und hätten dann den Trost, zu wissen, daß Sie Ihr Geld dazu angewendet, einem armen Manne zur Erwerbung eines Vermögens behilflich zu sein!“ Eine Nachschrift forderte mich auf, „leicht bei einer Bank zu verwechselndes Geld zu schicken.“

Eine Frau schrieb aus Ohio und bat mich, ihr 500 Dollars zu schicken, um sie und ihre Familie in den Stand zu setzen, ihre Freunde in Maine zu besuchen und den Sommer in Saratoga Springs, Niagara u. s. w. zuzubringen. Sie sagte, sie wohne schon seit fünfundzwanzig Jahren in Ohio und habe in dieser ganzen Zeit Neuengland nicht wieder besucht.

„Wir sind nicht arm,“ setzte sie hinzu, „wir haben eine gute Farm, die auch bezahlt ist, aber wir haben kein Geld zum Verreisen, und ich bin überzeugt, Sie würden es kaum merken, wenn Sie uns fünfhundert Dollars

schenkten. Ich habe gehört, daß Sie in Ihrem Museum an einem einzigen Abend so viel einnehmen."

Ich tadle diese und ähnliche Gesuche durchaus nicht, sondern erwähne sie blos als Proben eines Curiositäten-Cabinets, welches sich in meinem Besitz befindet.

Meine Agenten.

Um meine verschiedenen Unternehmungen mit leidlichem Erfolg zu betreiben, war es höchst wichtig, daß ich mir zuverlässige und der Sache gewachsene Agenten und Gehilfen verschaffte. Ich bin in der Wahl solcher Leute sehr glücklich gewesen.

Mein Freund Mr. Fordyce Hitchcock bethätigte sieben oder acht Jahre lang als Vicedirector des Amerikanischen Museums den unermüdlichsten Fleiß und während meiner dreijährigen Abwesenheit in Europa sowohl als einige Zeit nach meiner Rückkehr leitete er dieses Etablissement nicht blos mit dem vollendetsten Takt und der strengsten Rechtlichkeit, sondern hatte auch beinahe die gänzliche Leitung meiner finanziellen Angelegenheiten, Kapitalanlagen u. s. w.

Zuletzt begann er, sehr gegen meinen Willen und dringenden Rath, ein Modewaarengeschäft auf eigene Rechnung. Nach mehreren Jahren zog er sich aufs Land zurück, wo er nun, mit zerrütteter Gesundheit, entschlossen zu sein scheint, seine Tage in der ehrenwerthen und bescheidenen Stellung eines Landwirths zu beenden.

Sein Nachfolger als mein Agent und Unterdirector ist Mr. John Greenwood jun., der schon seit sieben oder acht Jahren in meinen Diensten steht. Ich freue mich, sagen zu können, daß ich in ihm stets einen treuen und eifrigen Gehilfen, einen zuverlässigen, klugen Rathgeber und einen Mann gefunden habe, der sich durch seine Rechtschaffenheit und Artigkeit die Achtung Aller erworben hat, die ihn kennen.

Er ist dem amerikanischen Publikum schon als ein Mann bekannt, welcher weiß, wodurch er ihm interessante Unterhaltung verschaffen kann und ich hoffe, daß er in nicht ferner Zeit ein wenigstens theilweiser Eigenthümer des Amerikanischen Museums oder irgend eines andern beliebten öffentlichen Etablissements in New-York oder sonst wo sein werde.

Wollte ich die Namen und Eigenschaften aller der Leute nennen, die bei meinen verschiedenen Operationen thätig gewesen oder dies noch sind, so würde ich damit einen Band füllen müssen, weil ich seit den letzten zwölf Jahren fortwährend hundert bis dreihundert Personen in meinem Dienst gehabt, abgesehen von den Tausenden, die als untergeordnete Werkzeuge bei meinen verschiedenen Unternehmungen auf nur kurze Zeit thätig gewesen sind.

Im Jahre 1852 theilte mir Edwin T. Freedley, Esq., von Philadelphia brieflich mit, er stehe im Begriff, ein Buch unter dem Titel: „Praktische An-

leitung zum Geschäftsbetrieb" herauszugeben, und bat mich, ihm eine kurze Darstellung der Ergebnisse meiner Erfahrung und Beobachtung zu liefern. Ich schrieb ihm den folgenden Artikel, den er seinem sehr guten und werthvollen Werke unter dem Titel einreihte:

Barnum's Regeln zum erfolgreichen Geschäftsbetrieb.

1. Wähle die **Gattung** von Geschäften, welche deinen natürlichen Neigungen und deinem Temperament zusagt. Manche Menschen sind von Natur Handwerker oder Mechaniker; andere haben wieder einen unüberwindlichen Widerwillen gegen Alles, was wie Maschinen und dergleichen aussieht; der Eine findet natürlichen Geschmack an der einen Beschäftigung, der Andere an der andern. „Ich freue mich, daß wir nicht Alle einerlei Empfindungen und Gedanken haben," sagte Dick Homespue, „denn wenn das der Fall wäre, so würde Jeder mein Schätzchen, Sukey Snipes, für das reizendste Geschöpf von der Welt halten und Alle würden sie haben wollen."

Als Kaufmann konnte ich es nie zu etwas bringen. Ich habe es mehrmals und allemal erfolglos versucht. Ich konnte mich nie mit einem festen Gehalt begnügen, denn meine Gemüthsrichtung ist eine rein spekulative, während Andere gerade der entgegengesetzten Richtung huldigen. Es muß daher Jeder wohl Acht darauf haben, daß er den Beruf und die Beschäftigungen wähle, welche mit seinen angebornen Neigungen am besten übereinstimmen.

2. Halte dein gegebenes Wort heilig. Versprich nie, etwas zu thun, ohne es mit der strengsten Gewissenhaftigkeit auch zu erfüllen. Nichts hat für einen Geschäftsmann mehr Werth, als der Ruf, daß er stets hält, was er versprochen und zwar augenblicklich. Ein strenges Festhalten an dieser Regel verleiht ihm die Herrschaft über die überflüssigen Kapitale seiner Bekannten und umgiebt ihn stets mit einer Schaar von Freunden, auf die er sich in fast jedem nur denkbaren Falle verlassen kann.

3. Was du thust, thue mit deiner ganzen Kraft. Arbeite, wenn es nöthig ist, früh und spät, zur Zeit und außer der Zeit, laß keinen Stein unumgewendet und verschiebe das, was du eben so gut jetzt thun kannst, auch nicht um eine Stunde. Das alte Sprichwort: „Alles, was werth ist, daß man es überhaupt thue, ist auch werth, daß man es gut thue," ist ein höchst wahres und treffendes. Mancher Mensch erwirbt sich ein Vermögen blos dadurch, daß er sein Geschäft gründlich betreibt, während sein Nachbar lebenslang arm bleibt, weil er sein Geschäft blos halb verrichtet. Ehrgeiz, Energie, Fleiß und Ausdauer sind unerläßliche Erfordernisse, wenn ein Geschäft Erfolg haben soll.

4. Nüchternheit. Genieße keinerlei berauschende Getränke. Da Niemand in seinen Geschäften es zu etwas bringen kann, wenn

er nicht ein Gehirn hat, welches ihn in den Stand setzt, Pläne zu entwerfen, und Vernunft, die ihm bei der Ausführung den rechten Weg zeigt, so kann ein Mensch, wie reich er auch mit Intelligenz ausgestattet sein möge, doch, wenn sein Gehirn umnebelt und sein Urtheil durch berauschende Getränke betäubt ist, unmöglich sein Geschäft mit Erfolg betreiben. Wie viele gute Gelegenheiten sind versäumt worden, die niemals wiederkehren, während Einer mit seinem Freunde beim „traulichen Glase" saß; wie viele thörichte Geschäfte sind unter dem Einfluß jenes Stoffes geschlossen worden, welcher seine Opfer vorübergehend so reich macht; wie viele wichtige Dinge sind auf morgen und dann auf immer verschoben worden, weil der Weinbecher den Körper und Geist in den Zustand der Erschlaffung versetzt und die Thatkraft gelähmt hat, welche für einen erfolgreichen Geschäftsbetrieb so wesentlich ist! Der Genuß berauschender Getränke als Getränk ist eine eben so große Verblendung, wie das Opiumrauchen der Chinesen, und für den Erfolg des Geschäftsmannes eben so verderblich wie dieses.

5. Laß stets die Hoffnung vorwalten, sei aber nicht zu sanguinisch. Viele Menschen bleiben fortwährend arm, weil sie zu sanguinisch sind. Jedes Project scheint ihnen ganz sichern Erfolg zu versprechen und deshalb springen sie von einem Geschäft aufs andere über und bringen es in keinem zu etwas. Die Gewohnheit, die „Küchlein eher zu zählen, als sie ausgebrütet sind", ist ein sehr alter Irrthum, der aber durch sein Alter nicht heilsamer zu werden scheint.

6. Zersplittere nicht deine Kräfte. Befasse dich blos mit einer Art von Geschäften und bleibe dabei, bis du es damit zu etwas gebracht hast oder bis du beschließest, es ganz aufzugeben. Fortwährendes Hämmern auf einen einzigen Nagel treibt ihn endlich durch die Wand, so daß er dann umgeschlagen und auf immer befestigt werden kann. Wenn die ungetheilte Aufmerksamkeit eines Menschen auf einen einzigen Gegenstand gerichtet ist, so wird er durch sein Nachdenken fortwährend auf allerhand wichtige Verbesserungen kommen, die ihm entgegenstehen würden, wenn sein Gehirn mit einem Dutzend verschiedener Unternehmungen auf einmal beschäftigt wäre. Mancher große Gewinn schlüpft dem Menschen durch die Finger, wenn er sich in zu viele Beschäftigungen auf einmal einläßt.

7. Halte stets auf tüchtige Dienstleute. Engagire nie einen Mann von schlimmen Gewohnheiten, wenn einer, dessen Gewohnheiten gut sind, zur Ausfüllung dieses Postens gefunden werden kann. Ich habe in dieser Beziehung außerordentlich viel Glück gehabt; die verantwortlichen Stellen in meinem Geschäft sind stets durch redliche und tüchtige Leute besetzt gewesen und dies ist eine Wohlthat, für welche man nie dankbar genug sein kann. Wenn man findet, daß ein Mann entweder aus Unfähigkeit oder wegen der Eigenthümlichkeit seines Charakters oder Temperaments seinen Posten nicht ordentlich ausfüllen kann, so entlasse man ihn und verbittere sich

und ihm nicht das Leben durch vergebliche Versuche, seine Gemüthsart zu ändern. Es ist dies einmal ganz unmöglich. Er ist für eine andere Sphäre geschaffen. Diese lasse man ihn suchen und er wird sie finden.

8. Mache dein Geschäft öffentlich bekannt. Setze dein Licht nicht unter den Scheffel. Von welcher Art dein Geschäft oder dein Beruf auch sein möge, so mache ihn, wenn er der Unterstützung durch das Publikum bedarf, oft und auf wirksame Weise in der einen oder andern Gestalt, welche die öffentliche Aufmerksamkeit erregt, bekannt. Ich gestehe offen, daß ich die Erfolge, die ich in meinem Leben gehabt, der öffentlichen Presse mehr zu verdanken habe, als beinahe allen andern Ursachen zusammengenommen. Es ist möglich, daß es Geschäfte giebt, die einer öffentlichen Bekanntmachung nicht bedürfen, aber ich kann mir nicht gut denken, worin sie bestehen.

Manche Geschäftsleute werden dir sagen, daß sie es mit öffentlichen Bekanntmachungen versucht haben und daß sie dabei nicht auf die Kosten gekommen sind. Dies ist aber blos dann der Fall, wenn es sparsam und knauserig geschieht. Homöopatische Dosen in dieser Beziehung machen sich vielleicht nicht bezahlt — sie gleichen einer halben Arznei, welche dem Patienten blos Uebelkeiten bereitet, aber nichts hilft. Man wende das Mittel in gehörigem Maße an und die Kur wird sicher und dauernd sein.

Manche Leute sagen, sie hätten nicht die Mittel, viele Annoncen zu bezahlen. Sie irren sich, sie haben vielmehr nicht die Mittel, keine zu bezahlen. In unserm Lande, wo Jedermann die Zeitungen liest, muß Der, welcher nicht einsieht, daß diese das wohlfeilste und beste Mittel sind, durch welche er zu dem Publikum sprechen kann, wo er Abnehmer findet, einen sehr dicken Schädel haben. Man gebe seinem Geschäft einen Schein, und die Wirklichkeit wird bald folgen. Der Landwirth streut seinen Samen und während er schläft, wachsen sein Getreide und seine Kartoffeln. So ist es auch mit öffentlichen Bekanntmachungen. Während du schläfst oder issest oder dich mit deinen Kunden unterhältst, wird deine Bekanntmachung von Hunderten und Tausenden gelesen, die dich nie gesehen, niemals von deinem Geschäft gehört haben und auch nie etwas davon sehen und hören würden, wenn nicht deine Bekanntmachung in der Zeitung stünde.

Die Geschäftsleute unseres Landes verstehen im Allgemeinen die Vortheile durchgreifender Zeitungsannoncen noch nicht recht zu würdigen. Dann und wann wird das Publikum aufgerüttelt, wenn es die Erfolge eines Swaim, eines Brendreth, eines Townsend, eines Genin oder eines Root sieht und wundert sich über die Schnelligkeit, mit welcher diese Leute reich geworden sind, ohne zu bedenken, daß ganz derselbe Weg Allen offen steht, welche den Muth haben, ihn zu verfolgen. Es bedarf dazu weiter nichts, als Entschlossenheit und Vertrauen. Die erstere wird dich in den Stand setzen, Tausende auf die unsichern Fluthen der Zukunft vom Stapel zu lassen; das letztere wird

dich lehren, daß es nach vielen Tagen sicher zurückkehrt und hundert- und tausendfachen Nutzen für Den abwirft, welcher die Vortheile einer richtigen Anwendung der „Buchdruckerschwärze" zu schätzen weiß.

9. Vermeide alle Ausschweifungen und lebe immer bedeutend innerhalb der Grenzen deines Einkommens, wenn du dies thun kannst, ohne effectiv Mangel zu leiden! Es bedarf keines Propheten, um uns zu sagen, daß Die, welche ihr Einkommen vollständig verbrauchen, es niemals zu einer pekuniären Unabhängigkeit bringen können. Leute, welche daran gewöhnt sind, jede ihrer Launen und Grillen zu befriedigen, werden es anfangs hart finden, ihre verschiedenen unnöthigen Ausgaben zu beschneiden und es für eine große Selbstverleugnung halten, in einem kleinern Hause zu leben, als sie zeither gewöhnt waren, mit weniger kostspieligen Möbels, weniger Gesellschaft, weniger kostbaren Kleidern, einer geringern Anzahl von Bällen, Partien, Theaterbesuchen, Spazierfahrten, Vergnügungsausflügen, Cigarren, Weinsorten u. s. w. u. s. w. Aber dabei werden sie dennoch versuchen, dann und wann etwas „in die Mauke" oder mit andern Worten eine kleine Summe Geldes auf die Seite zu legen und dann werden sie sich selbst wundern, welches Vergnügen es ist, wenn man seinen kleinen Schatz fortwährend vermehren kann, während die frugalere Lebensweise, die eine Folge dieses eigenthümlichen Vermögens ist, noch anderweite Vortheile herbeiführt.

Der alte Rock und der alte Hut geht auch noch ein Jahr mit; Quellwasser schmeckt besser als Champagner; ein rascher Spaziergang ist weit erheiternder als eine Spazierfahrt in der schönsten Equipage; eine trauliche Unterhaltung im häuslichen Kreise, Vorlesen oder ein heiteres Gesellschaftsspiel ist weit angenehmer, als eine große Soirée, die vielleicht hundert oder fünfhundert Dollars kostet, wenn Diejenigen, welche die Freuden des Sparens kennen zu lernen beginnen, über den Unterschied des Aufwands nachdenken. Tausende von Menschen bleiben arm und Zehntausende werden arm, nachdem sie vollkommen genug erworben, um damit recht wohl auskommen zu können, weil sie ihrem Lebensplan eine zu kostspielige Basis und Ausdehnung geben. Es giebt in unserm Lande Familien, die jährlich zwanzigtausend Thaler, ja noch mehr verbrauchen und kaum wissen würden, wie sie mit einer geringern Summe auskommen sollten. Das Glück ist eine weit härtere Prüfung als das Unglück, besonders plötzliches Glück. „Wie gewonnen, so zerronnen", ist ein altes und wahres Sprichwort. Der Stolz ist, wenn man ihm volle Herrschaft gestattet, der nimmer sterbende Wurm, welcher an dem Marke des irdischen Gutes eines Menschen nagt, möge es nun groß oder klein sein, Hunderte oder Millionen betragen. Viele Leute fangen, sowie ihre Geschäfte sich zu bessern beginnen, sofort an, auch mehr auf Luxusgenüsse zu verwenden, bis in kurzer Zeit ihre Ausgaben ihr Einkommen verschlingen und sie durch das lächerliche Streben, den Schein zu wahren und „Sensation" zu machen, gänzlich ruinirt werden.

Ich kenne einen vermögenden Mann, welcher sagt, daß, als sein Geschäft anfing, etwas abzuwerfen, seine Frau durchaus ein neues und elegantes Sopha haben wollte. „Dieses Sopha“, sagte er, „kostet mich dreißigtausend Dollars“. Dieses Räthsel erklärt sich auf folgende Weise:

Als das Sopha ins Haus kam, fand man es nothwendig, auch dazu passende Stühle zu kaufen, dann Tische, Teppiche und Spiegel und so weiter durch das ganze Meublement, bis man endlich fand, daß das Haus selbst für diese neue Ausstattung viel zu klein und altväterisch sei, weshalb ein neues gebaut werden mußte, in welchem das neue Sopha mit übrigem Zubehör sich würdig ausnahm. „So“, setzte mein Freund hinzu, „ward mir durch dieses einzige Sopha ein Aufwand von dreißigtausend Dollars verursacht, während ich mir zugleich dadurch in der Gestalt von Dienern, Equipage und den nothwendigen Ausgaben, welche die Führung eines feinen Haushalts nothwendig macht, einen jährlichen Aufwand von elftausend Dollars aufbürdete, wogegen wir vor zehn Jahren mit eben so viel Hunderten weit bequemer und ungenirter lebten. Die Sache ging so weit“, fuhr er fort, „daß dieses Sopha mich einem unvermeidlichen Bankerott entgegengeführt hätte, wenn nicht mein Geschäft fortwährend und auf beispiellose Weise gut gegangen wäre“.

10. Verlaß dich nicht auf Andere. Dein Erfolg muß von deinen eigenen persönlichen Anstrengungen abhängen. Vertraue nicht auf den Beistand von Freunden, sondern lerne, daß ein Jeder seines eigenen Glückes Schmied sein muß.

Bei gehöriger Aufmerksamkeit auf die vorstehenden Regeln und die Beobachtungen, die ein verständiger Mann im Laufe seiner eigenen Erfahrung sammelt, wird, glaube ich, der Weg zum Wohlstande in den meisten Fällen ein eben nicht sehr schwieriger sein.

P. T. Barnum.

Rückblick.

Wenn ich einen Ueberblick auf die bunte, in diesem Buche geschilderte Laufbahn werfe, so gerathe ich vielleicht in Bezug auf den Werth und die Bedeutung dieser Laufbahn und auf den Grad von Beachtung, die ich mit Recht bei dem Publikum gefunden, mit einigen meiner pedantischeren, aber sehr würdigen Leser in Zwiespalt. Ich werde indessen meine aufrichtige Meinung über diesen Gegenstand mittheilen, selbst auf die Gefahr hin, daß man mich des Egoismus beschuldige.

Der große Mangel in unserer amerikanischen Civilisation ist, wie denkende Beobachter allgemein anerkennen, ein fast ausschließliches Streben nach sogenannten praktischen Erfolgen, welches durchaus nicht zu empfehlen ist, weil es die wahren Zwecke des Lebens aus den Augen verliert und sich auf trockne und technische Pflichtideen, sowie auf eine schmutzige Liebe zum Geldgewinn concentrirt, während dabei alle jene nöthigen und angemessenen Er-

holungen und Genüsse, die man selbst in den bescheidensten Lebenskreisen anderer Länder findet, gänzlich außer Acht gelassen werden. Wenn es in den katholischen Staaten Europas zu viele Feiertage giebt, so liegt bei uns der Fehler auf der entgegengesetzten Seite — wir haben gar keine. Die Folge ist, daß bei der allgemeinsten, je unter einem Volke vorgekommenen Verbreitung der Mittel zum Lebensglück, wir dennoch unglücklich sind. Ohne Idealität schenkt der Amerikaner einem „Veilchen an des Baches Rand" keine Aufmerksamkeit, die Blume ist für ihn „ein Veilchen und weiter nichts".

Mit ihren Traditionen und Lebensgewohnheiten erben unsere Landsleute, besonders die Angehörigen des Mittelstandes, in zu hohem Grade blos die Fähigkeit zu den werthlosesten und vernunftwidrigsten Genüssen und ihre Neigung zu Unmäßigkeit und damit verwandten Lastern ist, wie wiederholt und auf bündige Weise dargethan worden, das natürliche Ergebniß eines beklagenswerthen Mangels an unschuldigen und vernünftigen Vergnügungen unter uns. Ich will mich durchaus nicht zum Philosophen aufwerfen, wohl aber kann ich den ehrwürdigen und berühmten Namen Channing — eben so ausgezeichnet durch Weisheit, Menschenliebe, Frömmigkeit und Reinheit, als durch einen unübertrefflich edlen, persönlichen und öffentlichen Charakter — als einen eifrigen und competenten Vertheidiger dieser Ansichten nennen und ich glaube, daß es in Bezug auf öffentliche Sitten und Gesellschaft keine höhere Autorität gegeben hat, ganz besonders aber nicht hinsichtlich des schwierigen Gegenstandes, den er in dem erhabensten Producte seines Geistes, der Abhandlung „Ueber die Veredlung und Hebung der Arbeiterklassen" auf so bewunderswürdige Weise veranschaulicht und durchgeführt hat.

Als Geschäftsmann ist unzweifelhaft mein erster und Hauptzweck gewesen, meinen Beutel zu füllen. Es gelang mir dies über meine sanguinischsten Erwartungen hinaus und ich bin zufrieden. Das aber, was ich hier gesagt habe, wird den Leser auf Das vorbereiten, was nach meiner Ansicht ein ganz gerechter und vernünftiger Anspruch ist, nämlich den Anspruch, daß ich ein öffentlicher Wohlthäter gewesen bin und zwar in einem Grade, der in der Geschichte anerkannter Philanthropen vom Fache kaum seines Gleichen findet.

Meine wandernden naturgeschichtlichen Museen sind die größten und interessantesten gewesen, die jemals in den Vereinigten Staaten gezeigt worden, und kein Schriftsteller, ja keine Universität hat zur Verbreitung einer richtigen Kenntniß der verschiedenen Formen und Klassen des thierischen Lebens so viel beigetragen, als ich. Diese Schaustellungen, in Verbindung mit meinen Museen in New-York, Philadelphia und Baltimore, sind eins der hauptsächlichsten Mittel gewesen, durch welche ich die Massen belehrt habe.

Eben so wird man auch nicht in Abrede stellen, daß ich für die Hebung und Verfeinerung des musikalischen Geschmackes in unserem Lande mehr gethan habe, als sonst ein lebender Mensch. Dadurch, daß ich Jenny Lind bewog, die Vereinigten Staaten zu besuchen, schuf ich eine neue Aera in der schönsten und

veredelndsten aller Künste und bereitete den Gebildeten und Reichen sowohl als auch den Mittelklassen ein größeres Maß von Genuß, als ihnen jemals durch das Unternehmen irgend eines andern einzelnen Menschen geboten worden ist.

Ich will hier weiter nicht in die Aufzählung der Wohlthaten eingehen, die ich meinen Landsleuten als Beförderer ihrer Ausbildung und ihres Lebensglückes erwiesen habe, während ich dabei zugleich meinen Hauptzweck, Geld zu verdienen, verfolgte. Die Beschuldigungen, welche man meinen Ansprüchen in dieser Beziehung entgegensetzen wird, bestehen einfach darin, daß ich gut gewirthschaftet und meiner Stellung als Dirigent eines Unternehmens gemäß, gut manipulirt habe. Das gebe ich zu. Ich habe meine Sehenswürdigkeiten und meine Künstler mit allem Scharfsinne, dessen ich fähig war, vor die Oeffentlichkeit zu bringen gewußt. Mein Interesse machte ein solches Verfahren nothwendig und es war mein Geschäft, mein Interesse auf alle erlaubte Weise zu fördern. Niemand aber kann für seine Person sagen, daß er jemals für eine meiner Schaustellungen mehr bezahlt habe, als sein Eintritt ihm selbst werth war. Wenn die Ansicht meines „Niagarafalls" nicht fünfundzwanzig Cents werth war, so war das Recht, dabei zugleich das größte und werthvollste Museum unseres Continents in Augenschein zu nehmen, mehr als doppelt so viel für Jeden werth, der durch die Ankündigung jenes geistreichen Kunstwerkes herbeigelockt ward. Und ich möchte wohl den Sittenlehrer oder den Christen sehen, welcher glaubt, daß mein Kunde sein Geld in einer Kneipe oder an einem andern dergleichen Vergnügungsorte besser angewendet hätte.

Ich könnte hier dieses Buch mit der Hoffnung schließen, daß der interessante Inhalt einiger Theile desselben zur Entschädigung für die Langweiligkeit anderer dienen werde, doch kann ich es mir nicht versagen, noch eine kurze Geschichte meines gegenwärtigen Wohnsitzes hinzuzufügen. Man kennt denselben unter dem Namen

Iranistan.

Als ich im Jahre 1846 fand, daß das Glück fortfuhr, mir zu lächeln, begann ich der Zeit entgegenzusehen, wo ich mich von dem Strudel der Erregung zurückziehen und mich für die Dauer mit meiner Familie ansiedeln würde, um die übrige Zeit meines Lebens in verhältnißmäßiger Ruhe zuzubringen.

Ich wünschte nur wenige Stunden von New-York entfernt zu wohnen. Niemals sah ich schönere Wohnplätze, als an den Ufern des Sundes von Long-Island, zwischen New-Rochelle, Staat New-York, und New-Haven im Staat Connecticut, weshalb sich meine Aufmerksamkeit dieser Richtung zuwendete. Bridgeport schien so ziemlich in der rechten Entfernung von der großen Metropole zu liegen. Hier ist der Knotenpunkt zweier Eisenbahnen, welche die fruchtbaren Thäler der Flüsse Naugatuck und Housetonic durchschneiden. Der Unternehmungsgeist, durch welchen sich diese Stadt auszeichnete, schien anzu-

deuten, daß sie bestimmt sei, an Größe und Reichthum die erste des Staates zu werden und ich entschloß mich daher mit Zustimmung meiner Gattin sehr bald, in dieser Gegend unsern künftigen Wohnsitz aufzuschlagen.

Zu diesem Zwecke kaufte ich siebzehn Acker Land, nicht ganz eine Meile westlich von dem Mittelpunkte der Stadt, so daß die Vorderseite eine herrliche Aussicht auf den Sund gewährt. Obschon dem Namen nach in Bridgeport, liegt mein Wohnsitz doch in Fairfield, nicht weit westlich von der Grenze Bridgeport's.

Hinsichtlich des Hauses, welches nun hier erbaut werden sollte, beschloß ich vor allen Dingen, die Bequemlichkeit und Behaglichkeit ins Auge zu fassen. Um den architektonischen Styl kümmerte ich mich wenig und meine Gattin noch weniger; da wir aber einmal ein schönes Haus bauen lassen wollten, so konnten wir es ja zu gleicher Zeit einzig in seiner Art machen. Ich gestehe, daß ich hierbei auch ein „Auge auf das Geschäft" hatte, denn ich meinte, ein Gebäude von neuer, absonderlicher Art, könne indirect zugleich als Ankündigung meiner verschiedenen Unternehmungen dienen.

Als ich Brighton besuchte, machte der daselbst von Georg IV. erbaute „Pavillon" einen besonders günstigen Eindruck auf mich. Er war das einzige Muster orientalischer Architektur in England und in Amerika noch gar nicht bekannt. Ich beschloß, diesen Bau nachzuahmen und beauftragte einen Londoner Architekten, mir eine Reihe von Zeichnungen im Style des „Pavillons" zu liefern, natürlich mit den nöthigen Abänderungen und Rücksichten, welche der zu meinem Hause bestimmte Platz erheischte.

Bei meiner ersten Rückkehr in die Vereinigten Staaten brachte ich diese Zeichnungen mit, engagirte einen tüchtigen Architekten und Baumeister und ertheilte ihm Auftrag, die Arbeit zu beginnen und zwar nicht in „Accord", sondern nach „Tagelohn", und weder Zeit noch Kosten zu sparen, um mir eine recht behagliche, bequeme und geschmackvolle Wohnung herzustellen.

Das Ganze ward endlich zu meiner Zufriedenheit vollendet. Meine Familie bezog anfänglich erst das Nebenhaus und am 14. November 1848 halfen uns beinahe eintausend eingeladene Gäste, reiche und arme untereinander, nach althergebrachter Weise das „Haus wärmen".

Der Name Iranistan bedeutet „morgenländisches Landhaus" oder, eleganter ausgedrückt, „orientalische Villa".

Es liegt mir weiter nichts daran, zu ermitteln, was es mich im Ganzen gekostet hat. Es liegt mir blos daran, zu wissen, daß es mir zusagt, was aber immer noch eine kleine Rücksicht für mich sein würde, wenn es nicht auch meiner Familie zusagte.

Meiner Frau und Kinder habe ich in diesem Buche nur selten erwähnt und dennoch sind sie mir stets theurer gewesen, als alles Andere in der ganzen weiten Welt, und in Armuth, wie in Ueberfluß, hat kein Ort auf Erden für mich so viel Anziehungskraft gehabt, als meine Häuslichkeit.

Meine Kinder sind lauter Töchter. Karoline B., die älteste, ward geboren am 27. Mai 1833 und am 19. October 1852 mit Mr. David W. Thompson verheirathet. Der Name ihres einzigen Kindes ist Frances Barnum Thompson, geboren am 27. December 1853. Sie wohnen in nur kurzer Entfernung westlich von Iranistan. Der bei ihrer Vermählung fungirende Geistliche war mein geschätzter Freund, der ehrwürdige M. Ballou, dessen schöne Fähigkeiten seinen trefflichen und liebreichen Gesinnungen so würdig zur Seite stehen. Er wohnte damals in Bridgeport, hat aber später seinen Wohnsitz nach Hartford verlegt. Helene M., meine zweite Tochter, ist geboren am 18. April 1840. Frances I., die dritte, am 1. Mai 1842, starb aber am 11. April 1844. Pauline T., die vierte, ist geboren am 1. März 1846.

Ich hätte schon früher erwähnen sollen, daß der Platz, auf welchem meine Villa steht, zu der Zeit, wo ich ihn kaufte, ein kahles, nacktes Feld war. Ich verpflanzte hierher viele hundert Obst- und Waldbäume und ganze Acker Immergrün und Gesträuche, und verlieh auf diese Weise in wenigen Jahren diesem Hause einen Schmuck, zu welchem es, wenn man dieses Alles erst von klein an hätte wachsen lassen wollen, eines Jahrhunderts bedurft hätte. Man wird mich nicht für anmaßend halten, wenn ich bei dieser Gelegenheit einige Worte von Sir William Temple anführe:

„Der Maßstab für eine gute Wahl liegt darin, ob der Mensch an Dem, was er gewählt hat, Gefallen findet. Eine solche Wahl ist mir, Gott sei Dank, zugefallen, und obschon unter den Thorheiten meines Lebens Bauen und Pflanzen nicht die kleinsten gewesen sind und mich mehr kosten, als ich gestehen mag, so bin ich doch vollständig dafür durch die Reize und Annehmlichkeiten dieses Wohnsitzes entschädigt worden, wo ich, seitdem ich den Entschluß gefaßt, niemals wieder ein öffentliches Amt anzutreten, fünf Jahre lang verlebt, ohne ein einziges Mal in die Stadt zu gehen, obschon ich derselben so nahe bin und ein Haus darin habe, welches stets bereit ist, mich aufzunehmen.“

Ich habe mich aber noch nicht gänzlich von Geschäften zurückgezogen, obschon ich wünsche, hinfort meine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf das Amerikanische Museum und meine Interessen in Bridgeport zu beschränken. Ich bin sehr oft in New-York und dann und wann in andern großen Städten, fühle mich aber nie glücklicher, als wenn ich wieder in meine Häuslichkeit zurückkehren kann. Ich schreibe diese Schlußworte meiner Selbstbiographie am sechsten Jahrestage des „Hauswärmens“ und mein Herz ist voll von Dankbarkeit. Ich lebe in meiner Heimath, im Schooße meiner Familie, und „Heimath“ und „Familie“ sind die höchsten und ausdruckvollsten Symbole des Himmelreiches.

Ende.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Förster Buchh.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Barnum, Phineas Taylor,

Barnum, der Kaufmann, Journalist und Raritätenmann Oder: So macht man Geschäfte und so wird man reich Eine Selbstbiographie

Leipzig 1855

Biogr. 65 q

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10061553-1